6
DA 1892. C.

Ph 1892. c.

Gedanken

Pol. g. 347

(Scheffner.)

Gedanken und Meynungen

über

Manches im Dienst

und über

andere Gegenstände

von A.

R [Joh. Georg Scheffner]

— Animo satis haec vestigia parva sagaci
Sunt, per quae possis cognoscere caetera tute.

LUCRETIUS.

Zweyte vermehrte Ausgabe.

1804.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Das Lesen der hier beygefügten mit Sachkenntniß, Gutmüthigkeit und Ernst vom Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen angeblich selbstabgefaßten Kabinetsbefehle vom 23ten November 1797. und 26ten July 1800. über Dienstgebrechen und deren Heilung, ließ mich den Tod des preußischen Geheimenraths von Hippel, der laut seiner Biographie über den Dienst hatte schreiben wollen, sehr bedauern. Ein Mann von so vielem Verstande und so vieljähriger Erfahrung über die rechte und linke Seite des Dien-

stes, würde gewiß über diese Materie vieles geliefert haben, was sich vom Talentärmern, wenn er gleich auch gedient und große und kleine Leute im Dienst beobachtet hat, nicht erwarten läßt.

Weil indessen der schwache Schimmer der Nachtlampe, wenn er einen Einbruch verhindert, nützlicher wird als die große Altarkerze, die bey Tage die Kirche nicht heller macht, so sammelte auch ich meine Gedanken und Meynungen über den Dienst, würde aber als Unerfahrner in der jetzt stark getriebenen Kunst, aus kleinen Gedanken ein großes Buch zu konstruiren, meine kurze Waaren nicht auf den öffentlichen Markt bringen, ließen mich nicht die Anmerkungen zweyer Freunde, die ich zum Unterschiede von meinem A mit B und C bezeichnet, hoffen, mein Text mit ihren Noten werde

vielleicht einem Sachkundigen Gelegenheit und Lust machen, etwas vollständiges über den Dienst zu schreiben, und den von meinem Freunde C. für die Justiz skizirten Plan für alle Dienstfächer auszuführen.

Ehe man also meiner Arbeit allen Werth abspricht, beliebe man zu bedenken, daß der Verächter des Kleinen Gefahr läuft, des Großen nicht Herr zu werden.

Die als Anhang mit abgedruckten kurzen Aufsätze sind sämmtlich Resultate gelegentlicher Erfahrungen und Grübeleyen: sollte sich unter ihnen etwas auch schon von andern gesagtes befinden, so würde man mir eine unwillkührliche Reminiscenz mit Unrecht für ein Plagium anrechnen.

Dem etwannigen Tadel meiner Ausdrucksart wünscht ich durch die gewissenhafte Erklärung vorzubeugen, daß mein jederzeit unbefangenes Wesen mir niemals Künste zu suchen und zu treiben erlaubt, daß ich also auch hier nur möglichst kurz und deutlich meine Meynung habe sagen wollen; wie ich denn auch die Gedanken meiner Freunde, statt sie zu mancher Umstimmung der meinigen zu benutzen, blos wörtlich mitgetheilt habe, theils um mich nicht mit fremden Federn zu schmücken, theils durch die Lieferung mehrerer Ansichten dem Leser vielleicht zu einer eignen neuen zu verhelfen, da es sich ohnedem oft ereignet, daß selbst Mißverständnisse zweyer den Dritten in die rechte Wahrheit leiten, zu der überhaupt ich allen Menschen zu gelangen von ganzem Herzen wünsche, am 1ten Januar 1802.

Da die Erfüllung des vorstehenden Wunsches sich so höchst selten ereignet, daß eine nähere Anweisung, oder auch nur Wiederholung mir leicht für eine Art von Aprilschicken ausgelegt werden könnte, so will ich seiner heute (den 31. März 1804.) nicht weiter erwähnen, sondern nur bey Gelegenheit der zweyten Ausgabe meiner Gedanken und Meynungen ꝛc. die Besitzer der ersten benachrichtigen, daß durch selbige kein, mir selbst oft gnug ärgerlich gewordner Eingrif in ihr wohlerworbnes Eigenthum geschehen, und alles, bis auf wenige Kleinigkeiten, beym alten gelassen ist, so daß jeder, der auch zum Neuen Lust und Belieben hat, sich die hinzugekommnen Bogen besonders anschaffen kann. Möchte doch, mir zur Freude und dem Verleger zum Besten, die Vermehrung den Wohlschmack nicht vermin-

dern und recht vielen alles so gefallen, wie mir die so eben gelesenen Bemerkungen und Gedanken über Gegenstände der Welt und Litteratur gefallen haben.

A.

Ge-

Gedanken und Meynungen

über

manches im Dienst,

besonders im Preußischen.

L'homme public n'a rien, qui n'appartient à la republique. Vertueux pour les autres autant que pour lui-même qu'il ne pretende point de s'acquiter de ce qu'il doit à la patrie en lui offrant le tribut de son innocence; il ne paye par là que ce qu'il se doit à lui-même, mais il demeure toujours debiteur de la republique, et elle lui demandera compte non seulement du mal qu'il aura commis, mais même du bien, qu'il n'aura pas fait. Qu'il ne se contente donc pas de venir touts les jours, plus par l'habitude que par l'inclination, dans l'assamblée — qu'il y vient avec un zele toujours nouveau, et devoré d'une soif ardente du bien public — qu'on ne le voie jamais negliger ses occupations plus honorables qu'utiles, ou le magistrat a la gloire de rendre un service gratuit à la patrie, ou les regarder avec indifference et peutêtre avec degout comme le partage des jeunes Magistrats.

D'Agaisseau.

I.

Ohne Staat giebt es keinen Dienst. Dienen möchte daher etwa so viel heißen, als: sich verpflichten seine Leibes- und Seelenkräfte darauf zu verwenden, daß Men-

schen die Pflichten, welche sie sich theils unter einander, theils dem Publico schuldig sind, gehörig ausüben und zwar jeder mit Einschluß seiner eigenen Person, weil es dem Staat höchst gefährlich ist, wenn seine Diener sich von eignen Pflichten entbinden, und nur andre zu den ihrigen anhalten.

2.

Wer dient, hat sich dem Staate verkauft, und so wünschenswerth es ist, daß die leibliche Glebä Adscriptio aufhören möge, eben so wünschenswerth als nöthig ist es, die Officio-Adscriptio aufrecht zu erhalten, und dürfte daher auch das öftere Versetzen in andere Provinzen nur aus wichtigen Gründen anzurathen seyn.

3.

Der Dienst ist ein Kloster, wenn gleich kein so reichbegabtes, worauf sich Panis-Briefe ertheilen lassen: wer es bezieht, muß die drey Gelübde der Gnügsamkeit, des Fleißes und des Gehorsams thun und statt der, selbst in Klöstern verderblichen Contemplation, die Thätigkeit zu seiner Pflicht machen. Dagegen lebt er ohne Klausur, die dem Klosterbruder gemeinhin sehr lästig wird.

4.

Der Dienst ist auf das Muß fundirt, im Privatleben läßt sich das Sollen gebrauchen. Im Dienst findet kein Vorschlagen und Abdingen statt, obgleich dessen im Handel modewerdende Vermeidung nicht mehr Redlichkeit zwischen Verkäufer und Käufer eingeführt zu haben scheint.

5.

Der Dienst soll ein sittlicher Ableiter der Neigung zu frivolen Zeitvertreiben seyn, und wer in ihm diesen Ableiter nicht findet, steht in Gefahr, in der Gewitterluft des Müssigganges zu ersticken.

6.

Wer nicht Lust und Liebe zum Dienst hat und dennoch dient, ist ein Miethling, dem kein Stimmrecht gebührt, wenn vom Grund und Boden des Dienstes die Rede ist; wer aber Lust und Liebe zum Dienst besitzt, wird auch eingestehen, daß im Dienst ein Glück liegt, das man außer ihm vergebens sucht. Der goldne Boden, den das Handwerk für die untre Volksklasse hat, den kann die höhere im Dienst finden. Er prüft die Verstandstheorie durch die Praxis.

7.

Der Dienst bey Hofe ist kein wahrer Staatsdienst, er ist nur eine Melodie davon, welcher aber niemals ein Text untergelegt wird, bey dem sich etwas Vernünftiges denken ließe, und die daher in langweiliges Trallern ausartet. Zu den von Friedrich II. gestifteten unerkannten Wohlthaten gehört auch die, daß er die Nichtigkeit des Hofdienstes so bezeichnet hat, daß seine Rekrutirung dadurch minder zahlreich geworden ist. Hofbediente sind ihrer häufigen Bruststerne unerachtet nur Johanniswürmchen, die keine Tagesbeleuchtung aushalten.

8.

Das Hauptkriterium der Dienstfähigkeit ist gesunder Menschenverstand, der vermittelst sittlicher Strenge, besonders im Punkt des Gehorsams die zweckmäßigsten Mittel anwendet, das bürgerliche Leben in gehörigen Schranken zu erhalten.

9.

Wie gesunder Menschenverstand das Fundament und der Eckstein eines tüchtigen Dienstgebäudes sind, so ist zu seiner Ausführung Fleiß der einzige Baumeister, dem Wahrheit

den gemachten Riß und Anschlag revidiren muß, weil nicht alle kluge Baumeister auch ehrliche sind, wie man schon aus ihrer Konnivenz gegen das mit Recht verbothene Wegtragen der Feyerabendklötze abnehmen kann, das manchem Bauherrn theurer zu stehen kommt, als er weiß, oder glaubt.

10.

Vernunft ohne Genie ist kalt, trocken, ermüdend; Genie ohne Vernunft schwärmt, überspannt, zerreißt; sind sie in gutem Verhältniß gemischt, so tragen ihre Produkte den Stempel des reinen Menschenverstandes, in dem die brauchbare Genialität des Geistes liegt, so wie im gelehrten Verstande seine Thesaurisationssucht. Der ächte Dienstverstand legt sich auf die Beförderung der Circulation, durch welche jede Art von Vermögen steigt und erhalten wird.

11.

Ich glaube, es giebt keinen Dienst, bey dem es nicht beynahe eben so viel auf gute Gesinnung als auf richtigen Verstand ankommt. Wem es an ersterer fehlt, läuft gar zu leicht Gefahr, letztern zu verbiegen oder schartig zu machen.

12.

Wahrheit und Gehorsam möchten wohl die zwey Rubriken seyn, unter die sich alles bringen ließe, was zum Dienst, vielleicht zum ganzen Lebenswohl gehört: und wollte man durchaus nur Eine haben, so müßte man die Wahrheit wählen, welcher der Gehorsam von selbst nachfolgt.

13.

Zum Dienst ist ein gewisser Pedantismus erforderlich, indem man ohne ihn die Pünktlichkeit nicht einführen, und noch weniger aufrecht erhalten kann, ohne die es dem Dienst immer an Ordnung, besonders aber an Zeit fehlen wird.

14.

Die Kunst mündlich gut vorzutragen, hängt mehr von Naturgaben ab, als die, einen guten Geschäftsstyl zu haben. Jedermann, dem man zu dienen erlaubt, ist daher verpflichtet zweckmäßig schreiben zu lernen, und würde es auch können, wenn man es nicht für eine Nebensache hielte, oder sich einbildete es zu verstehen, so bald man sich etwa auf Abhandlungen zu einer Zeitschrift eingeübt hat. Das erste verleitet zur Vernachlässigung,

das andere veranlaßt einen Reflexionskitzel, der meistens in Phraseologie und Umständlichkeit ausartet, die der Hand a qua, und den Augen ad quos lästig werden muß. Das wahre Wesen des Dienststyls sind, möglichste Kürze und höchste Deutlichkeit. Wortreichthum ist mehrentheils Beweis von Ueberlegungsarmuth und die Unbestimmtheit des Ausdrucks verräth bösen Willen oder sträflichen Leichtsinn. Friedrich II. hielt mit fast pedantischem Ernst darauf, daß kein Bericht länger, als eine Blattseite werden mußte, weil ihm bekannt war, daß auf einer pagina viele Sachen Raum haben, und daß es für die obern Behörden erstickend wird, wenn sich die untern nicht der treffendsten und kürzesten Darstellung befleißigen, sondern die Gründlichkeit der Berichte nach der Bogenzahl abmessen. Berichte und Instruktionen haben das mit einander gleich, daß ihre Reichhaltigkeit keineswegs von ihrer Umständlichkeit abhängt und daß ohne vorzügliche Bestimmtheit jene nicht hilft und diese oft sehr schadet. Ein doppelsinniger Befehlsausdruck sollte jederzeit als eine Bosheitssünde an dem Befehlenden bestraft werden.

15.

Der Officianten-Egoismus ist ein Wurm, der entweder die Blüthen des Dienstbaums verdirbt, oder die Frucht ansticht, so daß sie beym kleinsten Winde unreif abfällt.

16.

Wenn in einem Staat nicht Alles wohlhabend wird, so verarmt eins nach dem andern. Denn eine Nahrungsbransche vorzüglich begünstigen, scheint einen Körper durch Ansetzung eines Kropfs verschönern wollen; und so geht es auch mit dem Dienst, wenn er nicht in allen Fächern gleich gut getrieben wird.

17.

Einseitige Thätigkeit im Dienst ist ein Zeuge vom fehlerhaft angelegten Dienstplan, und schlechte oder gar böse Plane schlagen selten so glücklich aus, wie der der Brüder Josephs, als sie ihn nach Egypten verkauften, wo ihn die Traumdeuterey zur Premierministerschaft führte.

18.

Da jeder Mensch, nur einer weniger oder mehr wie der andere, Launen hat, so ist der

Dienstmann von solcher Humanitätskrankheit natürlich auch nicht frey, er hat aber eine stärkere Pflicht, sie so selten als möglich öffentlich ihr Spiel treiben zu lassen. Mögen Schwindelköpfe den Humeur immerhin für ein Genieattribut halten, mögen auch alle Genies sonderbare Launen haben, so gilt doch der Schluß von den Launen auf Genie keinesweges, und der ächte Dienstmann wird daher dahin trachten, seiner etwannigen Launen Herr und Meister zu werden, um sich in der Gleichmüthigkeit zu erhalten, welche lehrt und hilft das zu thun, was das Beste ist, die den Ruf eines guten Karakters befördert, und ihn bey Ausübung unangenehmer Dienstpflichten, die durch Launen und Leidenschaftsäußerungen aktiv und passiv noch lästiger werden, unterstützt. Gleichmüthigkeit ist die silberne Schaale um's Goldkorn der Festigkeit, ohne die kein Dienstmann ein rechtlicher Mann seyn kann.

19.

Wer nicht jeden Tag so viel arbeitet, als der Tag ihm Zeit dazu läßt, der ist ein Zeitdieb, so gut als der Brettschneider ein Holzdieb ist, wenn er den Sägeblock mehr als nöthig ist behaut, und die Diehlen dadurch schmä-

ler macht; mag letzterer immerhin zur Entschuldigung der starken Abspähnung die Noth seiner holzbedürftigen Familie, oder ihren Gebrauch zum Ofenbedarf der Herrschaft anführen: Entschuldigung ist so wenig Rechtfertigung, wie Anweisung Zahlung ist.

20.

Das Drängen der Dienstgeschäfte ist eine Zittermaschiene zur Beförderung der Geistestranspiration, die ohne solche rüttelnde Bewegung vielleicht zum Schaden des Kopfs ins Stocken gerathen würde.

21.

So fest ich überzeugt bin, daß kein Amt alle Seelenkräfte, und nur sehr wenige Stellen etwa $\frac{2}{3}$ des Tages erfodern, so nöthig scheint es mir festzusetzen, daß keinem Beamteten frey stehen müsse, seinen Kopf oder seine Zeit zum eigenen Dienst eher anzuwenden, bevor er nicht alles gethan hat, was sein Amt fordert. Würde dieses allgemein angenommen, so würden sehr bald alle Klagen über Versäumnisse im Dienst aufhören, und eine Blutschuld vermieden werden, über die das Publikum um Rache schreyt.

22.

Manche Dienstleute wählen sich ein Spielzeug, um den außerdienstlichen Menschen weiß zu machen, die Schwere des Dienstes nöthige sie, eine Erholung zu suchen, um nicht unter der Geschäftslast zu erliegen.

23.

Der Dienstrigorismus würde aber in Terrorismus ausarten, wenn man Dienstleuten, denen ihr Kopf oder eine längere Uebung gut und schnell mit ihren Arbeiten fertig werden hilft, die stadt- und landüblichen Zeitkürzungen untersagen wollte. Wer vermögend genug ist, den Wein der Geselligkeit zu bezahlen, warum sollte der ihn nicht trinken dürfen? Nur der ist ein schlechter Mensch, der Wein kauft, wenn es seinen Kindern an Brod fehlt. Dienstarbeiten sind das Brod, das der Officiant dem Staat zu schaffen schuldig ist, besonders da er von letzterm das Vermögen zu seiner Anschaffung empfängt.

24.

Die Katechismusanatomen vergessen bey ihrer Secirung der zehen Gebothe etwas Wesentliches, wenn sie beym Verboth des Stehlens nicht der Defraudation, die an Dienstar-

beiten so häufig begangen wird, erwähnen, und wenn sie dem kirchengebetlichen: Gieb allen königlichen Civilbedienten ꝛc. nicht mit herzlicher Andacht hinzu thun: bewahre sie vor Lügen, denn wer lügt, wird auch gelegentlich stehlen, so daß ich Lust hätte, Lügen und Stehlen für sinnverwandte Worte zu halten.

25.

Eifersucht ist die Hypochondrie der Liebe, und Unlust wirkt die Hypochondrie des Dienstlebens. Man sollte den Glauben an das Krankwerden durch Dienstarbeiten so behandeln, wie den Glauben an Zauberey, Gespenster ꝛc. genaue Untersuchungen der häuslichen Lebensart eines angeblich vom Dienst siechgewordnen würden bald zeigen, daß die Quelle des Uebels nicht in den Akten, sondern am Tisch — im Bett ꝛc. liegt. Sollte das Sitzen am Spieltisch ganz unschädlich, und nur das am Arbeitstisch nachtheilig seyn?

26.

Mahlerey, Architektur ꝛc., in so fern sie mehr als Professionen sind, haben durch das Reisenlassen junger Künstler auf Kosten des Staats zu wenig gewonnen, daß man

nicht besorgen dürfe, eben so wenig für die Dienstkunst durch ähnlich bezahlte Wanderungen zu gewinnen. Entschließt sich indessen der Staat zu dieser Ausgabe, so ist durchaus nothwendig, solche Pensionairs sich in der Kenntniß ihrer Reiseobjekte ernstlich üben, und vor der Abreise durch die klügsten Dienstmänner prüfen zu lassen, ob und wie sie zu beobachten vermögen. Selbst der auf eigne Kosten Gereiste müßte bey der Rückkunft noch sorgfältiger, wie der im Lande Gebliebene über sein Eingebrachtes examinirt werden, damit er nicht den Staub von fremden Landstraßen den Heimsitzenden in die Augen streuen, und seinen im Auslande gesammelten Katzenglimmer, auch nur so lange, für Gold ausgeben könne, bis ihm auf der Dienstcapelle seine Nichtigkeit gezeigt würde. Ueberhaupt scheint es mir nicht rathsam, die Hände zum Handschuhtragen zu gewöhnen, von denen man noch nicht sicher weiß, ob man sie nicht in der Folge blos mit der Axt werde anstellen müssen. Auch läuft der Staat, der gar zu liberal und ohne die strengste Vorsicht durch dies Reisemittel das Dienstwesen zu verbessern sucht, Gefahr, untüchtige Söhne seiner Männer von Einfluß, den talentvollsten Armen vorgezogen, und dann das bekannte He-

rum filii noxae zum Nachtheil des Dienstes eintreffen zu sehen.

27.

Die gekünstelten Eingänge zu Instruktionen und Gesetzen gleichen den Vorsetzgläsern der optischen Kasten, die mehrentheils schlechte Kupfer vor den Augen unerfahrener Seher verschönern; wer aber mit der Guckekastentäuschung bekannt ist, kann dadurch zu dem unbilligen Mißtrauen verleitet werden alle Vorsteckbilder für schlecht zu halten, wären sie auch wirklich schön.

28.

Seitdem man von der Ehre lockere Begriffe eingeführt hat, sind die Kassen-Ehren mehr in Schwung gekommen, die aber großen Nachtheil für die allgemeine Ehre haben, auf die es doch eigentlich ankommt, wenn gleich die dem Esprit de corps blutsverwandte Honneur de corps auch manche gute Dienste thun kann. Eine Verkleinerung der Dienstehre bleibt es immer, wenn Menschen dieses oder jenes Geschäfte für Bezahlung zu thun sich zu schämen scheinen, den Titel ihres Amts zu führen, und ihm den Geburtstitel vorziehen. Wollte man auch diese Geburts-

arro-

arroganz oder Vorliebe den jungen Dienstanfängern nachsehen, so sollte man sie doch bey den Aeltern für eine förmliche Dienstverachtung erklären und sie nicht gestatten.

29.

Hoher Stand, Geburt und graue Haare sind öfterer, als man glaubt, Quellen oder Versuchungen zur Ungerechtigkeit im Dienst gegen genialische junge Leute von niederer Geburt, ja es mag wenig hohe Amtsvertheiler geben, die nicht mittelst jener Zugbrücken fähige Köpfe von manchen Stellen abschneiden, oder durch ihr willkührliches Aufziehen denen, die einmal angestellt sind, sie festungslästig und ängstlich machen.

30.

Da der Dienst nur in gewisser Art die Aufsicht über bürgerliche Pflichtausübungen führt, so sind Dienstgehalte eigentlich kein Sold, sondern nur Prämien für Fleißanstrengung und Wachsamkeit.

31.

Da die rechtliche Bestimmung der Salarien eine sehr genaue Kenntniß der dafür zu übernehmenden Arbeiten erfordert, so ist die

kleinste Prädilektion bey der Vertheilung der Zulagen ein großer Fehler, und die Zulage, die ein unwürdiger empfängt, ist in gewissem Betracht ein wirklicher Abzug, den ein würdiger unverdient leidet.

32.

Wer die Dienstverwaltung durch Erhöhung dieser Prämie zu verbessern glaubt, wird des Zwecks verfehlen, denn was über den Werth einer Arbeit gegeben wird, ist ein Geschenk, das gar zu leicht in Korruption ausartet.

33.

Bezahlt der Staat seine Diener sehr ansehnlich, so verleitet er selbst sie, aus wirklich handelnden Personen Figuranten zu werden, und den Schein auf Kosten des Seyns anzunehmen.

34.

Wenn Trägheit und Vergnügenssucht nicht ein Paar Hauptanlagen der menschlichen Natur wären, so würden große Einnehmer dem Dienstfleiß nicht eben nachtheilig seyn, jetzt aber läßt sich beynahe von jedem zugelegten Thaler eine müssige oder verspielte Stunde mehr in Dienstgeschäften erwarten.

35.

Beyspiele, daß verheyrathete Dienstmänner die erhaltenen Zulagen zum Besten ihrer Witwen zurücklegen, sind so äußerst selten, daß auf solchen Fall gar nicht gerechnet werden darf. Da indessen der Staat doch dabey interessirt ist für die Witwen zu sorgen, um ihnen die Kindererziehung zu erleichtern, so wäre es vielleicht gut, wenn jeder Officiant seine Frau in die Witwenkasse einkaufte, wozu er das Einkaufsgeld zwar selbst herbey schaffen, der Staat dieses ihm aber mit etwa 3 Pr. Cent verzinsen, so wie auch die jährlichen Beyträge übernehmen müßte. Diese Art von Salarienerhöhung scheint mir die einzige, bey der der Staat nichts wagen dürfte.

36.

Man lacht über die etatsmäßigen Sinecuren der Engländer, als ob es nicht auch im preußischen Dienst dergleichen gäbe, die aber hier und überall schädlicher werden, wenn man sie hinter einem großen Schilde mit der Ueberschrift: hier wird das und das bearbeitet, verbirgt. Die Größe des Schildes soll den Vorübergehenden hindern, in das Zimmer zu sehen, in dem er den Tisch mit ganz andern

Dingen als Werkzeugen und Arbeitsstoff bedeckt finden würde.

37.

Jemehr solche Sinecuren verheimlicht oder bemäntelt werden, je nachtheiliger werden sie dem werkthätigen Dienst, und giebt es gar nicht Zeitpunkte und Umstände, die solche Sinecuristen nöthigen, wenigstens dann und wann eine etwas in die Augen fallende Arbeit vorzunehmen, so wird ihr Beyspiel für den Fleiß anderer noch nachtheiliger.

38.

Sobald Rang und Gehalt sich zu der Arbeit wie 3 zu 1 verhalten, so ist die Stelle eine verkappte Sinecure, und wer Augen hat zu sehen, wird dergleichen auch unter uns finden, ohne daß ich diese Dienstdomherrn nenne.

39.

Wenn Diäten nicht etwa eine Bezahlung für den Gebrauch der Backzähne, dergleichen nach Volney, die Türken in den Dörfern einfodern, sondern a) Belohnungen eines bereits angestellten Officianten für eine nicht eigentlich zu seinem Dienst gehörige Arbeit, während welcher er aber doch die seines Amtes

nicht besorgen kann, b) Entschädigungen für Nebenausgaben auf Reisen, die aber zum Officio gehören, seyn sollen; so legt sich der Staat eine überflüssige Last auf, wenn er diese Diäten nicht nach den erwähnten zwey Bestimmungsgründen als Vergütung und Entschädigung des Officianten, sondern nach den Titeln des letztern steigen läßt, so daß mehrentheils der, der die mehreste Arbeitslast trägt, 16 ggr., und das oft blos zusehende Commissions-Haupt viele Thaler Nebentaglohn empfängt.

40.

Die Frage: ob es besser sey, die sämtlichen Regierungszweige einzelner Provinzen nur Einem Minister unter dem Beding der strengsten persönlichen Verantwortlichkeit anzuvertrauen, oder besondern Ministern ihre Geschäfte durch alle Provinzen anzuweisen und also Finanz-, Justiz-, Forst-, Kirchen-Minister anzusetzen? diese Frage ist für meine Beantwortung zu hoch. Für Einen Generalminister in jeder Provinz spricht das leichtere Concentriren der Dienstkräfte, und die größere Schnelligkeit aller Ausführungen — für specielle Departementsminister die leichtere Controllirung ihres Benehmens, vermittelst der

unter ihnen stets obwaltenden Kollisionen, und weil das leichtere Auffinden Eines ganzen Mannes für Ein Fach als mehrerer solcher ganzen Männer für alle Fächer zu finden. — Wem schwindelt aber nicht zugleich der Kopf beym Ueberdenken des Elendes, das aus dem wechselseitigen feindseligen oder auch nur eifersüchtigen Behandlungen der Departements entsteht, und wie dadurch $\frac{1}{3}$ der Kräfte und $\frac{2}{3}$ der Zeit verlohren gehen! — Wo die letzte Einrichtung getroffen ist, scheint man Behagen an dem Spruch gefunden zu haben: ich will Feindschaft setzen zwischen deinem Saamen und ihrem Saamen — hätte man doch aber auch zugleich den bestellen können, der der Schlange den Kopf zertreten könnte, damit sie nicht der Nation in die Fersen steche — unheilbar.

41.

Jede Diensteinrichtung eines Landes sollte mit der Abfassung eines Ressortreglements angefangen werden, sonst lassen sich Unsicherheit des Geschäftsganges, Verzögerung seiner Beendigung, Schlupfwinkel für die Chikane der Officianten, wechselseitige Eingriffe in die Behörden, schwürigere Bemerkung der Dienstvernachlässigung, persönliches Herausnehmen

vermöge der Amtsgewalt und noch viel andere große und kleinere Dienstübel nicht vermeiden, und der Vorwand dazu nicht benehmen. Ein Ressortreglement erfordert aber zu seiner Abfassung so viel Dienstscharfsinn, daß die besten Köpfe der obersten Behörde es nur entwerfen sollten, und der Fürst selbst alle seine Klugheit bey der Prüfung anwenden müßte, um der, dennoch nicht ganz zu vermeidenden Bürokratie nicht zu großen Spielraum zu lassen.

42.

Nicht weniger Klugheit, wie zur richtigen Begränzung der Ressorts, gehört auch zur genauen Bestimmung des zu ihrer Verwaltung eben nur zulänglichen Personals. Wobey wird aber wohl willkührlicher und partheyischer verfahren? Könnten z. B. die Staatsrecepturen nicht merklich vermindert werden, wenn man den Effekt der Ausgabe gegen ihre Größe sorgfältiger balanciren möchte? Durch die in diesem Stück vorfallenden Fehler wird die Quantität der Dienstarbeit so wie auch ihre Nutzbarkeit nicht vermehrt, wohl aber die Renomée des Dienstes selbst bey den Nichtdienenden verschlimmert, und „Ehre verlohren, alles verlohren" ist wahr-

lich nicht ein blos auf das Militär anzuwendendes Sprüchwort.

43.

Schon einem Rath bey der Justiz ist es vortheilhaft, wenn er den Kassen-Etat seines Collegii kennt, einem bey der Finanz ist eine solche Kenntniß unentbehrlich, ohne sie tappt er gar zu oft im Finstern, wird er manchen Plan nicht ausführen und viele Zweifel nicht lösen können.

44.

Das Wort Wohl des Ganzen ist ein Vorgebürg, welches unruhige Staatsbeamte nutzen, um von selbigem ab desto kürzer einen Damm nach dem fruchtbaren Eylande der Privatbetriebsamkeit zu schütten, wodurch aber oft die Versandung des letztern befördert wird. Vor solcher Dammschüttung müssen sich Dienstleute hüten, um nicht für Fälle, in denen ein Kommunikations-, Damm- und Brückenbau nützlich und nothwendig ist, ihre bona officia zum Voraus in Verdacht zu bringen.

45.

Ohne dem Finanzdienst die ihm gebührende Wichtigkeit und Ehre zu schmälern, kann

man ihm doch nicht die Oberstelle zubilligen, wenn er sie sich gleich clam und praecario zu nehmen sucht, wie es der Militärdienst oft vi thut; Anmaßung und Zudringlichkeit gehören aber, Gottlob! noch nicht zu den rechtlichen Erwerbsmitteln.

46.

Die Polizey ist die ältere Schwester der Staatswirthschaft; gehörig verwaltet, hilft sie letzterer, daß im Lande des Pöbels aller Art weniger und der Bürger mehr werden; ihre jüngere ist die Criminaljustiz. Durch das wechselseitige Einverständniß dieses Trios lernt jeder seine Lektion, wodurch es nach M. Luthers Versicherung im Hause gut soll stehen.

47.

Die Hauptobjekte der Polizey sind die Sorge für die Sicherheit der Personen und ihres Eigenthums und Beyschaffung und Förderung rechtlicher Mittel zum nützlichen und angenehmen Gebrauch des letztern. Ohne das erste ist sie ein Nonens, durch das letztere beweist sie, wie weit ihre Handhaber in Weisheit und Humanität fortgeschritten sind.

48.

Da es wohl eine Unmöglichkeit bleiben wird, die gesetzgebende Gewalt von der aus-

übenden so zu scheiden, daß keine der andern keinmal Eingriff thue, so möchte Konnivenz gegen letztere wohl die natürlichste seyn. Je näher man die Polizey mit der Justiz verbindet, je weniger werden obige beyde Gewalten in Kollision gerathen, wogegen die Finanzgeschäfte nur als delegirt von beyden behandelt werden könnten.

49.

Der Polizeydirektor sollte billig Sitz und Stimme in jedem Kollegio seines Orts haben, weil es sonst mißlich wird, die Apellation an die Kollegia zu gestatten, indem solche Weiterberufungen es der Polizey beynahe unmöglich machen, sich bey denen ihrer Aufsicht Anvertrauten und Untergeordneten im Ansehen zu erhalten, oder den oft nothwendig schleunigen Gang ihrer Geschäfte zu beobachten.

50.

Das Höchste des Staatsdienstes liegt in der Polizey. So lange man mit diesem großen Wort so enge Begriffe, wie gewöhnlich, verbindet, und die Polizey nicht aus ihrer kleinlichen Subalternität, besonders aus der unter die Finanzbehörde zieht, ist keine ächte Diensteinrichtung zu erwarten.

51.

Ordnung möcht' ich die Weltseele nennen, und die Menschen ordentlich zu machen, bestrebt sich die wahre Polizey.

52.

Bey der Polizey kann leicht zu viel und zu umständlich befohlen, das einmal gehörig Befohlene aber nie zu genau befolgt, mithin auf diese geschehene Befolgung nicht oft, nicht scharf genug gehalten werden.

53.

Bey Besetzung der Polizeybedienungen müßte man auf zwey Eigenschaften sehen und halten — auf den unbefangensten Verstand und den pünktlichsten Gehorsam. Letzterer ist allen Officianten unerlaßlich, mit dem ersten dürfte man es bey manchen Stellen nicht so ganz genau nehmen.

54.

Da der Polizey nichts zu hoch, nichts zu niedrig seyn muß, es aber des erstern viel weniger als des letztern giebt, so muß ein Polizeyofficiant ein sehr scharfes Auge haben. Dem größten Verstande eines Vorgesetzten in diesem Fach wird es unmöglich, seine so oft

nicht sehen wollenden Unterbedienten zu controlliren, wenn er seine leiblichen Augen nicht immer braucht, und das Gesehene auf der Stelle anzuwenden sucht.

55.

Die wahre Weyhe empfängt die Polizey von der Moralität, die bey ihrer Dienerschaft so nothwendig und heilig seyn muß, wie bey den Kassenbedienten, wo es auch keine Kontrolle giebt, bey fehlendem moralischem Karakter des Rendanten die Kasse zu sichern, indem sogar Visitation und Kaution nur leidige Tröster sind.

56.

Wer von Natur oder aus Gewohnheit zerstreut ist, taugt schlechterdings nicht zur Polizey. Distraktion ist ohnedem nur ein Fehler des durch den äußern Sinn misleiteten oder nicht in gehörigen Schranken gehaltenen Verstandes, den sich jeder so gut abgewöhnen kann, wie Demosthenes seiner schweren Zunge sich entwöhnte.

57.

Beynahe zu den mehresten Kameral- und Polizeydiensten gehört, außer dem Verstande, auch eine körperliche Kräftigkeit, die sich sel-

ten beym Alter, und gar nicht bey der militärischen Invalidität findet. Es gehört daher meines Erachtens mehr zu Friedrichs II. Regierungsparadoxien, als zu seinen Dienstweisheiten, daß er das Versorgen dienstunfähiger Soldaten durch Civilämter mit wahrer Härte einführte. Wie selten verläßt einer das Militär freywillig, oder wird aus ihm entlassen eher oder anders, als wenn es mit seinen Leibeskräften ganz auf die Neige gekommen? Ohne Rücksicht auf manche sittliche Nachtheile dürfte man nur auf die sehen, die der Staat durch schlechte Dienstverwaltung oder dadurch leidet, daß die leibliche Ohnmacht des angestellten Invaliden es nothwendig macht, zwey Leute anzunehmen, wo Ein gesunder zugereicht hätte, und es würde sich bald zeigen, daß der Staat en gros mehr gewinnen, und en detail weniger ausgeben dürfte, wenn die Invaliden apart versorgt, und ihre Unvermögenheit nicht zum Anspruchsrecht auf bürgerliche Aemter gemacht würde. Ein verkrüppelter Land- und Steuerrath, Bürgermeister ꝛc., steht mit den in den Patenten von ihnen gefoderten Leistungen in ärgerm Widerspruch, wie ein lahmer und tauber Amtsbothe, oder ein kurzsichtiger Postschirrmeister mit den ihrigen stehn.

58.

Obrigkeiten müßten durchaus keine Jalousie über nützliche Privatunternehmungen unter dem Vorwande eines nobilis officii judicis oder einer dem Staat als Pflicht obliegenden Oberaufsicht äußern, weil oft die ersprießlichsten Unternehmungen aus Abneigung gegen solche Kuratelen unterlassen werden, besonders wenn gemerkt wird, daß die Aufseher weniger die Vortheile der Sache, als ihre eigenen, bezwecken, und beständen letztere auch blos in der Ansetzung eines geringsalarirten Officianten, oder in einer vorwitzigen Rechnungsabnahme. England hätte gewiß $\frac{4}{5}$ Fabriken, Land- und Wasserwege weniger und schlechter, wenn seine Regierungsleute so häufig mit der Aufsichtsinfluenza befallen würden, wie es in manchen deutschen Landen geschieht. Der Staat mag immerhin die Augen haben auf alles, nur nicht die Hände in allem.

59.

Bey der Ansetzung der Officianten kann nicht behutsam genug und in der Aufsicht über ihre Dienstführung nie wachsam genug verfahren werden, weil von der Wissenschaft, besonders aber von der Moralität der Dienstleute nicht allein das innere Wohl des Staats, sondern auch seine äußere Ehre abhängt. Die

Officianten sind die Musterkarte der Staatspackkammer und ihr äußerer Ruf und ihr innerer Werth hängen genauer zusammen wie der schöne Kranz und der gute Wein, der das erstere nicht zu bedürfen pflegt.

60.

Da der Mensch, nach Lichtenbergs Meynung, eine besondere Abrichtungsfähigkeit besitzt, so sollte man auch auf dieses bey Besetzung mancher Stellen vorzüglich sehen. Wollte man sie aber zur Basis der Dienstverwaltungsfähigkeit annehmen, dann wehe dem Dienst! Aus dem Abrichten entspringt die Routine, der ich zwar keineswegs allen Werth absprechen, allein ich möchte solche Routinemänner neben die Genies setzen, wie man Stangen neben junge Bäume stellt ihren geraden Wuchs zu befördern und sie vor mancher Windbeschädigung zu sichern.

61.

Sollte es dem Dienst nicht zuträglich seyn, wenn die Leute ihn später antreten möchten? das Ingenia praecocia raro sana enthält eine nicht überflüßige Warnung vor dem zu frühen Besuchen der Academie, und der minorennen Uebernahme mancher sogar pupillarischer Aemter.

62.

So lange als es keine Instrumente für die Sittenmessung giebt, müßte der Staat, seiner Verwaltungssicherheit wegen, genauer das äußere Leben seiner Officianten beobachten. Ausgaben, die die bekannte Einnahme des Amtes augenscheinlich übersteigen, sind ein sicherer Beweis von der Unrechtlichkeit der letztern, und der Staat macht sich der Sünden theilhaft, wenn er den Dienern erlaubt von seinen Bürgern irgend etwas zu nehmen, was er selbst in sein Hebregister zu tragen sich nicht berechtigt glaubte.

63.

Das Zunehmen der Jeremiaden über die Lästigkeit des Dienstlebens ist ein Beweis von der Zunahme der Frivolität unter den Menschen und ihrer Liebe des Müssigganges. Das unsicherste Mittel solchen Klagen abzuhelfen, dürfte wohl die Vermehrung der Arbeiter seyn. König Friedrich II., einer der vollkommensten Staatspräsidenten, antwortete, meines Erachtens sehr richtig, einem Minister, der ihm eine größere Anzahl Arbeiter für Ein Departement vorschlug: — „Herr, „multiplicir' er mir nicht die Entia, am Ende „kommt lauter Subtrahiren heraus.“ Die

An=

Ansetzung mehrerer Beamten schien mir von je her in den meisten Fällen so klug ausgedacht, wie die Anlegung eines neuen Thores zur Vergrösserung der Acciseinnahme. Sie erschwert dem Vorgesetzten die Uebersicht, verleitet zum Verlassen des einen auf den andern, vermehrt die Maschienerie des Staatsschauspiels, und vermindert nach und nach den Fleiß bey ihrer Handhabung. Wenn man nicht mit Zahlvermehrung der Arbeiter zugleich die Zeit zur Arbeit verlängern kann, so gewinnt man selbst dann nicht, wenn die Neuzugesetzten lauter betriebsame Männer sind.

64.

Bey dem Augmentiren der Officianten könnte man eher Rücksicht nehmen auf die Zunahme der Population, als auf die Klagen über zu viel Dienstgeschäfte. Höchstselten liegt es am Nichtbestreiten-können der Arbeit, desto öfterer aber am Nichtbestreiten-wollen. Je frivoler die Menschen werden, desto kindischer werden sie auch, wenn Kinder aber durch Schreyen nach Licenz streben, sollen vernünftige Eltern sich an die Schreyhälse kehren?

65.

Aus den Patenten sollte das lange Register von Dingen wegbleiben, die der Offi-

ciant blos darum nicht vornehmen kann, weil die Oberbehörde selbst, die das Patent ausfertigte, ihm nicht erlaubt darnach zu handeln. In unnützen Befehlen steckt die Einladung zur Vernachlässigung der nützlichen.

66.

Da jeder, der einen Unterschied zwischen seinem blosgegebenen Wort und dem beschwornen macht, eo ipso undienstfähig ist, so würde es gewiß gut seyn, alle Diensteyde abzuschaffen, und es scheint mir höchst sonderbar, daß man ganze Menschenklassen von gewissen bürgerlichen Pflichten frey läßt, weil ihre Sektenlehre keinen Eyd gestattet, als ob sie dadurch auch von Treu- und Glaubenhalten losgesprochen wären?

67.

Man hat es in unsern Tagen dem Kirchendienst zuträglich gefunden, keinen als Pfarrer auzustellen, der nicht einige Zeit in der Schule gearbeitet, und es würde gewiß auch dem Civildienst sehr vortheilhaft seyn, wenn Keiner, wes Standes und von welcher Geburt er auch sey, zu höhern Stufen gerufen würde, wenn er nicht einige Zeit, ganz im Ernst, auf den niedrigern gestanden hätte.

Die Unerlaßlichkeit des Junkerseyns hat dem preußischen Soldatenstande gewiß viel Nutzen geschafft. Die untern Posten sind mehrentheils isolirt, und üben eben dadurch den Verstand weit mehr als die collegialische; und es ist daher aber auch eine Sünde wider den Staatsgeist, in der Prüfung vor ihrer Besetzung nachsichtig zu seyn, es wäre dann, daß man keine Avancements ohne neue Prüfungen zuließe.

68.

Von allen Arten der Parvenus sind die dienstmännischen die schlimmsten, weil die schnellerhaltenen Aemter und Ehren den Emporkömmling zu berechtigen scheinen, solches Steigen auf die Rechnung seiner Verdienste zu schreiben, und eine ganz eigene Verstandsfrugalität dazu gehört auf den Dienstkopf nicht ein Pretium affectionis (Liebeswerth) zu setzen und ihn zu hoch in Anschlag zu bringen.

69.

Wenn es in England viel zu einer gewissen bürgerlichen Gleichheit beytragen soll, daß die mehresten Leute gleichfeine Kleider und Wäsche tragen, sollten sich die Stände nicht auch im Dienst besser einander nähern, wenn

die vornehmste Geburt keinen dispensirte, erst Richter oder Kalculator zu werden?

70.

Friedrich II. nannte sich mehrmals den ersten Diener des Staats, und war es auch gewiß viel buchstäblicher, als der Pabst selbst in unsern Zeiten ein Servus Servorum ist. Ich möchte den Landesherrn den Producenten des Dienstes nennen, die Bürger aber die Dienstconsumenten, zwischen welchen beyden die Minister stehen als eine zweyte Hand, aus der der Dienstbedürftige Lebens-Nahrung und Nothdurft erhält, aber wohl nie ohne vorherigen Abzug der Zehenten. Vor Zeiten bekleidete der Klerus größtentheils die Ministerstellen, und aus dieser Herren Gewöhnung an räuchrige Opferluft mag sich wohl der Staatsgroßen Lust im Volkstrüben zu fischen herschreiben. Wie der Hohepriester eine gewisse Bundesladenscheu äußerte, so affektiren die mehresten hohen Staatsdiener eine Fürstenscheu, die sie zwar im Herzen nicht haben, durch die sie aber dem Fürsten die wahre Popularität entziehen, indem sie ihn als eine Art von Scheuche bey den Dienstbeeten aufstellen, und sich selbst aus dem angeblichen Wagniß ihrer Stellung zwischen Fürst und

Volk ein Verdienst machen, ob sie sich gleich dadurch doch eigentlich nur mehr freye Hand zu schaffen suchen. Wer nicht hilft, wo er helfen kann und soll, der ist eben durch sein Nichthelfenwollen der gefährlichste Beschädiger des Hülfsbedürftigen, und ich glaube daher ziemlich fest, daß die größten Dienstsünden sich von den Staatsvorsitzern herschreiben, die theils ihre hohen Aemter als Sinecuren ansehen, theils das pilatische Händewaschen für eine Reinigung halten, oder das behagliche System wechselseitiger Nachsicht und Gefallenthuerey angenommen, und durch letzteres die Wahrheit, die alles Dienstes Anfang, Mittel und Ende seyn sollte, aus dem Dienst gebracht haben. Würde die Pluralität der Minister von Einem guten Geiste belebt, so müßte ein jeder Fürst, es wäre denn ein so unvernünftiger und noch nicht unter Kuratel gesetzter, wie der Herzog von — das thun, was sie ihm als gut und nützlich vorschlagen. Sieht man nicht oft, daß ein starkökonomisirender Regent viel Geld zu entbehrlichen Dingen hergiebt, und kleine Summen zu den nützlichsten Anlagen abschlägt, weil der Wahrheitsstrahl, indem er durch die Glasscheibe des Vortrages gieng, sich so divergirte, daß er das Auge des Fürsten nicht treffen

konnte. Der Staatsdienst würde gewiß weit behaglicher, und Fleiß und Rechtschaffenheit mehr zur Tagesordnung werden, wenn die höchsten Staatsdiener das thäten, was sie thun können, was sie thun sollen, und was Sully beynahe immer gethan hat.

71.

Einen Sully zu haben, ist beynah' das größte Glück eines Fürsten. Sollte aber das bekannte und probate: wer da suchet, der findet, bloß beym Sullysuchen fehlschlagen, wenn Ernst dabey angewandt würde? oder hindern die Fürsten sich nicht selbst an diesem Finden am ärgsten dadurch, wenn sie volksscheu sind, und sich oft aus Arbeitsscheu es nicht abgewöhnen wollen? Die Scheu ist überhaupt ein muthloses Mißtrauen gegen sich selbst oder gegen andere, oft gegen beyde, und Mißtrauen prallt wie der an die Wand geworfene Ball unter gleichem Winkel auf den Anwerfer zurück — Was kann daher nicht Mißtrauen für üble Folgen im Dienst haben! Sollte man es nicht wenigstens für einen halben Beweis gegen die Rechtlichkeit des Herzens annehmen?

72.

Der Schade, den die wechselseitige Eifersucht der Generale bey alliirten Armeen stif-

tet, äußert sich nicht minder durch die Jalousie der verschiedenen Departements im Civildienst, und es wäre zu wünschen, daß das: „Friede ernährt und Unfriede verzehrt" über jedes Ministers Portefeuille, und in aller Dienstleute Herzen stünde!

73.

Das Genie zum Dirigiren ist das seltenste. Man kann zu vielerley Dingen Genie besitzen und eben dadurch zum Dirigiren am unfähigsten seyn, denn dirigiren heißt doch wohl die Gabe besitzen, jedes Maaß von Kräften in die ihm möglichste, thätige Anwendung zu bringen. Zwar vermag kein Präsident oder Direktor seine Räthe zu bessern Köpfen zu machen, als sie von Natur sind, aber fleißiger muß er sie durchaus machen können, wenn er es ernstlich will, oder nicht etwa aus Vorliebe für seinen eigenen Kopf in dem Wahn steht, die Meister fielen vom Himmel.

74.

Jedes Kollegium kann sich an Einem Viertheil feiner Köpfe gnügen, wenn der Präsident selbst einer ist. Ist letzterer nicht von der Natur damit ausgestattet, und hat

Einen hervorstechenden Mann unter seinen Beysitzern, so wird dieser, wenn er Lust und Muth hat, der unsichtbare Präsident. Sind der rafinirten Köpfe (das Wort im guten Zuckersiedereyverstande genommen) zu viel in einem Kollegio, so entstehen bald Partheyen und Kollisionen, die oft der klügste Präsident nicht zu vereinigen und zu schlichten vermag.

75.

Kein bloßer Routiner sollte jemahls Präsident werden. In der Routine steckt ein Pedantismus, oder sie gewöhnt zu einem, der in Infallibilität ausartet, wenigstens in ungebührliche Erfahrungszuversicht, die Feindschaft gegen jede neue Erfindung anrichtet, und durch ihre weitzweigige Beschattung das Aufwachsen junger Bäume hindert. Ein Präsident von ausgezeichnetem Kopf ohne alle Diensterfahrung ist dem Dienstfortschritt weniger nachtheilig, indem er sich gewiß eher in der Dienstweise zurecht gefunden, als seine Unwissenheit in der Dienstkunst wahren Schaden dem Dienst gethan haben wird. Am besten möcht' es wohl seyn, wenn der Präsident den Rathsdienst gekostet, aber nicht zu lange auf einem Rathsstuhl gesessen hätte. Er muß den Dienst verstehen, wie jede vor-

nehme Frau die Küche verstehen sollte; wo sie selbst Köchin seyn will, steht es meistens so schlecht um die Speisung, wie es um das Kollegium steht, dessen Präsident zu viel selbst aufsetzt.

76.

Es würde dem Dienst nicht zuträglich seyn, wenn man lauter große Köpfe dazu wählte, aber noch verderblicher ist es ihm, wenn man an seine Spitze kleine Köpfe stellt.

77.

Ein Pfarrer, der nach zwanzigjähriger Seelsorge nicht den Geist seiner Gemeine nach seinem Sinn gebildet, und ein Präsident, der nicht binnen viel wenigern Jahren sein Kollegium nach sich zu formen verstanden hat, hatten beyde keinen wahren Beruf zu ihren Stellen.

78.

Da jeder Dienstmann seine Zeit und Kräfte seiner Stelle verkauft hat, so ist kein Ausbleiben aus den Sessionen anders zu entschuldigen, als durch wirkliche Krankheit oder eine Dienstreise. Jedes häusliche Geschäft muß wie Mulier in Ecclesia schweigen. Aufschub der Vorträge und ihrer Ausfertigung

ist gar nicht zu dulden. Die bey der Revision schlecht befundene Arbeit muß zur Umarbeitung zurückgegeben werden, denn das viele Korrigiren ist kein Präsidentengeschäft und macht oft noch nachlässiger; helfen freundliche Erinnerungen nicht, so addressire der Chef die Expedition dem Referenten selbst zum nochmaligen Vortrage, und wer sich durch solche Präsidentur=Güte nicht zur Buße d. i. zur Besserung leiten läßt, der verdient durch diese Dienstmakel eine NB. in der Conduitenliste.

79.

Die Conduitenlisten können zum größten Vortheil des Dienstes genutzt werden, und die höchsten Behörden handeln pflichtwidrig, wenn sie auf selbige nicht achten und die Präsidenten nicht für deren Richtigkeit verantwortlich machen. Man sollte sie halbjährig einsenden lassen, und so gut es vielleicht ist, daß der Präsident die Conduitenliste nicht dem ganzen Kollegio vorzeige, so nützlich möchte es seyn, wenn er jedes Mitglied, besonders die Dienstvergesser, das sehen ließe, was er über sein Betragen anzumerken nothwendig gefunden. Ein dienstgerechter Präsident darf keine Disputation darüber besorgen oder scheuen, denn er muß die Specialfälle zu seiner Legiti=

mation bey der Hand haben, ja er wird durch unbestechliche Offenheit den Vortheil gewinnen, nie geheim seyn oder thun zu dürfen. Da in die Conduitenlisten die reinste Wahrheit gehört, so verdient der, der sie hier zu sagen sich scheut, wenigstens gleiche Strafe mit dem, dessen Sünden er verschweigt. Rücksicht auf die Personen und ihre Haus- und Familien-Umstände verbirgt den Blick auf die Sachen zu gleicher Schiefheit. Ohne Hehler giebt es auch keinen Stehler, und in dem Spruch: verbannet die Lügen und redet die Wahrheit, liegt der Moses und die Propheten des ganzen Dienstes, ja vielleicht alles, was sich zum Besten der guten Lebensführung überhaupt sagen und thun läßt.

80.

Zwischen dem Chef eines Kollegii und seinen Räthen kann keine wirkliche Freundschaft statt finden. Freundschaft verträgt sich nicht mit Subalternität, mischt sich vertraulich ins häusliche Leben, und beruht auf einer Gleichheit, die dem Diensternst nur zu leicht den Anstrich von befehlender Härte giebt.

81.

Nur bey wenigen Dienststellen könnte man äußern Glanz und Aufwand gestatten,

vielleicht sogar fordern. So ist es z. B. Pflicht jedes Präsidenten, mit seinen Kolleggiengliedern gesellig zu leben, weil das Tischgespräch vielfältig bessere Gelegenheit giebt, ihre Geister kennen zu lernen, als langes Sitzen an der Kollegientafel, wo lauter Papier angerichtet wird.

82.

Jedes Corpus mysticum läuft Gefahr ein Caput mortuum zu werden, wenn es nicht ein kollegialischer Geist belebt, und dieser schwebt zu allererst und am sichtbarsten über den Konversationswassern in einer Gesellschaft, wenn die Gegenwart eines, wenigstens ex uno Capite, sey es des Herzens oder des Verstandes Achtung verdienenden und sich mittheilenden Präsidenten ihr eine gewisse Einheit zu verschaffen weiß, und sie zur Reibung der Talente an einander aufmuntert, aus der oft Funken sprühen, die in die verborgensten Winkel unerwartetes Licht bringen. Lichtenberg sagt: man lerne den Menschen bald kennen aus dem Scherz, den er übel nimmt. Ein Recept zur Menschenkenntniß, das sich am leichtesten bey Tische anwenden läßt, und Montaigne versichert, daß er seine Leute selbst an ihrem Lächeln und Schweigen

kenne, und sie vielleicht besser bey Tisch als bey wichtigen Berathschlagungen entdecke. *)

83.

Beym oberflächlichsten Denken über den Dienst wird man schon finden, daß seine Verwaltung theils Kollegia, theils einzelne Thäter des Gesetzwortes erfordert, sollte man aber auf einem Entweder — Oder bestehen, so würde ich mich für die Ansetzung einzelner Officianten erklären. Die vollziehende Gewalt kann letztere nicht entbehren, so wie die gesetzgebende wohl der ersteren bedürfen möchte. Moses, dieser höchstverschlagene Polizeykopf, paßte den Zeitpunkt ab, als der Sinai rauchte, um zu verhindern, daß jemand zusähe, wie er seine Gesetztafeln machte. Kollegia sind solche respektable Nebel, welche die um den Berg herumstehenden abhalten, zu sehen, wie eigentlich alles nur Eines Menschen Werk ist, welches in der Folge wieder ein Einzelner ganz umformt, oder mit einer Decoration bemäntelt, die die Primam materiam des Produkts im Werth wirklich hebet, oder doch zu heben vorgiebt.

*) Je cognois mes gens au silence mesme, et à leur sous-rire: et les descouvre mieux à l'avanture à table, qu'au conseil. Essais livr. III. chap. 3. Th. 5. p. 97. Bode.

84.

Mit Recht macht man in den Kollegien ein Geheimniß aus den Nahmen der Referenten, und Kollegia verstehen ihren eigenen Vortheil nicht, wenn sie nicht auf diesem Geheimhalten fest bestehen. In der Unsichtbarkeit liegt eine Heiligkeit, und diese hilft zu einer Befreyung von Maaß und Vergleichung, indem, soll ich sagen? Gottlob! es wenig Menschen giebt, die nicht ein demüthiges Gefühl von ihrer Profanität haben.

85.

Friedrich II. pflegte besondere Offiziere zum Patroulliren auszuwählen, weil er wußte, daß zur Ausmittelung eines Faktums besondere Scharfsichtigkeit nöthig ist. Wär' es also nicht auch im Civildienst sehr heilsam, wenn man die Ausmittelung der Faktorum den geschicktesten Officianten anvertraute? Würde den Engländern wohl die Jury als ein Palladium heilig seyn, wenn sie nicht überzeugt wären, daß im Fakto beynahe alle Materialien liegen, aus denen eine rechtliche Sentenz construirt werden kann? Das Faktum liefert die drey Punkte zur Fertigung des Justiz- und Administrations-Triangels. Auch hat man im Preußischen schon viele

Worte über die Instruirkunst und ihre Nothwendigkeit gemacht — verleugnet man aber nicht ihre Kräft so lange, als man sie den jüngsten wesenunkundigsten Händen und Köpfen überläßt?

86.

Die Untersuchung alles Faktischen müßte den Kollegien abgenommen werden — die Personenverhörungen schicken sich besser für einzelne Officianten. Denn alles, was zum Kollegio gehört, sollte nie aus dem Nimbus treten, um nicht die dem Dienst sehr vortheilhafte, und von ihm kaum abzutrennen mögliche Fallaz zu schwächen, oder gar aufzuheben.

87.

Der Kollegiendienst müßte allein im Urtheilen bestehen, so wie in genauer Aufsicht auf die rechtliche Ausführung der Urtheile. Blos um sich von letzterm fest zu überzeugen, könnte man hin und her, dann und wann Revisionen durch Kollegienmitglieder bey den einzelnen Officianten zulassen.

88.

Kein Kollegium müßte wöchentlich über drey Sessionen haben, deren Anfangsstunden

mit soldatischer Genauigkeit eingehalten, und die ganz zu Vorträgen angewandt werden müßten.

89.

Die üble Gewohnheit, in manchen Kollegien während des Vortrags zu lesen oder zu schreiben, müßte kein Präsident je aufkommen lassen, weil sie a) die Hauptabsicht einer Kollegienansetzung aufhebt, wenigstens hindert, die doch wohl darin besteht, den Verstand vieler auf Eine Sache zu richten, damit sie desto richtiger und rechtlicher behandelt werde; weil sie b) den Antheil schmälert, den jedes Kollegienglied an jeder vorkommenden Sache nehmen soll, und c) oft leichtsinnige Reden außer dem Kollegio über die Vorträge veranlaßt.

90.

Billig sollte in allen Kollegien über alles votirt werden, weil dieses aber in manchen zu viele Zeit wegnehmen würde, so nimmt man das nicht Neinsagen für Zustimmung an. Ist es daher nicht nothwendig, daß jeder auf den Vortrag acht gebe, und daß man jedem dadurch zum voraus im Fall eintretender Verantwortung die Entschuldigung benehme, er sey während des Vortrages der Sache mit eigener Arbeit beschäftiget gewesen?

91.

Das Liegenlassen der Arbeiten kann der Präsident durch die Genauigkeit seines Journals hindern, und wie viel gewönne der Kollegiendienst schon dadurch? Manche Dienstleute sind aus wahrem Verstandsübermuth nachlässig, zwänge man diese zum Fleiß, so würde sie bald, wenn sie nicht neben ihrer Klugheit boshaft sind, ihr eigener Verstand nöthigen, das, was sie machen, auch gut zu machen, denn einen fähigen Kopf ekelt so gut vor einer eigenen schlechten Arbeit, als vor der eines Fremden.

92.

Unterricht und Strafe sind die beyden einzigen Mittel, die Menschen, alte und junge, zu ihrer Pflichterfüllung zu bringen. Unterricht, dessen Summum die Erziehung ist, läßt sich beym Officianten kaum noch anwenden, obgleich der Dienst selbst zur herrlichsten Lebensschule werden kann. Es bleibt also nur noch das Strafen übrig, bey dem man aber jederzeit das ohnedem nie zum Recht gehörende Harte zu vermeiden suchen soll. Würde es also nicht gut seyn, gewisse Kollegien-Grundsätze einzuführen, die ohne

Strafe zu heißen doch ein nöthige sie herein zu kommen abgeben könnten? So müßte z. B, jeder, der krank würde, oder eine eigene Geschäftsreise unternähme, ersterer $\frac{1}{4}$, letzterer $\frac{3}{4}$ des auf jeden Abwesenheitstag treffenden Gehalts unerlaßlich bezahlen. Von dieser Einnahme könnte man dann geschickte Referendarien diätisiren, und durch sie die Arbeit des abwesenden besorgen lassen. Auf solche Art dürfte kein anderes Kollegienglied mit fremder Arbeit belästiget werden, und die zu solchen Vacanzgeschäften gebrauchten Referendarien könnten zu mehrerer Aufmunterung eine Präferenz im Versorgungsfall erhalten.

93.

Ist es nicht eine auf Dienstvernachlässigung gesetzte, wenigstens dazu lockende Prämie, wenn man ein schweres Departement dem, der es verabsäumt, nimmt, und es einem bekanntfleißigen zutheilt, ohne erstern an seinem Gehalt etwas zu kürzen? Die Abnahme in solchem Fall müßte jederzeit auf Kosten der Negligenz geschehen.

94.

Das Secretariat könnte wohl ganz entbehrt, für die Registratur aber kann nicht zu viel gesorgt werden; ich möchte letztere das Vorrathshaus des Dienstes nennen, und keinen zur Rathsstelle lassen, der nicht einige Zeit in diesen Aktenmagazinen gearbeitet hätte.

95.

Streitet es nicht wider alle Natur der Gerechtigkeit, vor der kein Ansehen der Person gelten soll, wenn es in manchen Justizdikasterien eine adeliche und eine bürgerliche Bank giebt, wo der letzte der ersteren den ältesten der letztern vom Vorsitz ausschließt? Dienen solche Unterschiede nicht zur Verlängerung der Spalte zwischen Staatsbürgern, an deren Vereinigung doch der Zeitgeist so offenbar und so eifrig arbeitet, daß sie endlich doch wird gelingen müssen, und deren einst gewiß alle froh seyn werden.

96.

Man sollte das Fiskalat abschaffen, oder es ganz anders einrichten; so wie es jetzt fast überall ausgeübt wird, macht es die Re-

gierungen beynahe lächerlich. Bonhomie (Gutmüthigkeit) ist oft im bürgerlichen Leben höchst ehrwürdig, im Dienst aber ist sie durchaus verderblich, und bey einem Fiskal ganz unzulässig.

97.

Meine Abneigung gegen die Tabellenlegionen, die den preußischen Dienst öfterer erschweren, als sie ihm nutzen, hält mich nicht ab, das Tabellenwesen dennoch für eine Dienstnothwendigkeit zu halten. Nur müßten die Sachkundigsten Männer ihre Rubriken entwerfen, und die mähsamsten sie gegen einander halten, damit nicht aus ihren Widersprüchen unter einander eine Ungewißheit in den höheren Dienstregionen entstehe, von der man in der Mauvillonschen Umarbeitung des Mirabeauschen Werkes über die preußische Monarchie sehr merkliche Beyspiele antrifft.

98.

Vernünftige Tabellen sind ein Hauptmittel zur richtigen Uebersicht der Diensteffekte, auf die doch alles ankommt. Aus ihrer Unrichtigkeit gehen oft wahre Landplagen in zwecklosen Verordnungen hervor. Friedrichs II. Liebhaberey der Listen und Tabellen

verleitete, wie gewöhnlich jede Liebhaberey der Großen es bey den Kleinen thut, seine Officianten zum Tabellenexceß — man schmeichelte ihm mit Tabellen, und die Heerlinge, die er von ihnen ablas, machten, eben nicht selten, die Zähne derer stumpf, denen er das Essen befahl.

99.

Tabellen sind die beste Sach' und Personenkontrolle, und der Vorsitzer eines Kollegii, der nicht mit ihrer Hülfe den Gang der Arbeit immer vor Augen behält, wird mit seinem Kollegio bald ins Wilde kommen. Ich möchte Tabellen mit den Stellstäten in einem großen Walde vergleichen, ohne welche sich Wild und Jäger so verlaufen, daß der Jagdherr am Abend müd' mit leerer Tasche nach Hause kommt.

100.

Tabellen sollen die Uebersicht von Sachen, Personen und Zahlen erleichtern. Es giebt aber Fälle, die ihrer Natur nach keine genaue Auskunft über diese drey Gegenstände zulassen: sollte man sich in solchen nicht aller Tabellenmacherey enthalten, um nicht auf falsche Konsequenzen geleitet zu werden? Leichsinn

und Nachlässigkeit sind so allgemein bekannte Gehülfen bey der Tabellenfabrike, daß man über die willige Annahme der Tabellen von den Obern, und ihre willige Fertigung von den Untern erstaunen müßte, wenn es nicht zu vermuthen wäre, daß die Untern ihre Tabellen machen, um die Obern zu täuschen, und die Obern sie annehmen, um in der Folge manche schwache Maasregeln zu bemänteln. Macht nicht oft Eine unrichtige Tabelle die andern richtigen so unnütz, wie eine kleine Oefnung im Roßgartenzaun die ganze übrige Umzäunung?

* * *

Ueber den Kirchendienst sag ich nichts, weil ich der amerikanischen Meynung bin, daß der Staat am besten thue, wenn er ihn sich selbst, wie eine Privatsache überläßt, und auch in die Schulangelegenheiten sich nur spar- und behutsam mischt, weil die überall schädliche Regiersucht in diesem Fach leicht noch mehr Schaden anrichten kann, als in jedem andern.

* * *

Das Wort Amtstreue ist der Naturschrey in der Dienstsprache. In ihm liegen die Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. Es drückt nicht allein alle Pflichten aller Dienstarten unter sich aus, sondern zeigt auch die Hauptmittel an, ihnen hinlängliche Gnüge zu thun. Wer auf diesen Gewissenswecker hört, wird gewiß in keinem Dienst etwas verschlafen — und da ihr solches wisset, selig seyd ihr, so ihr's thut.

*
* *

In einem Staat, dessen kräftigster Strebpfeiler sein Militär ist, würde es unrecht seyn, selbst bey wenigen partiellen Aeußerungen über den Dienst, nichts über den Soldatendienst zu sagen, besonders da man im Preußischen, auch ohne selbst Soldat zu seyn, manches vom Soldatenwesen lernen kann und muß. Mögen die stehenden Heere immerhin von der höhern Humanität, selbst mit Recht, für Weltübel erklärt werden, bevor wir nicht die höchste Sittlichkeitsstufe erklommen haben, muß man die Regierungskrücke nicht verschmähen, aber wohl zu verhüten suchen, daß sie nicht zum Messer werde, dem Bürger das Brod zuzuschneiden, oder es ihm an die Kehle zu setzen, wenn er über Kargheit der Portionen klagt. Das bekannte Miser res sacra läßt sich sehr gut und mit Recht auch auf die Soldaten anwenden. Die Welt, wie sie jetzt

ist, will und muß Soldaten haben, und je besser diese Soldaten Soldaten sind, je besser entsprechen sie ihrem Zweck — die Staatsfeinde zu überflügeln, und dem Staat Frieden zu schaffen oder zu erhalten?

101.

Ehrgefühle aller Art sind die wohlfeilsten Dämpfe, die dem militärischen Maschinenwerk die Kraft geben können, politische Berge zu versetzen und Stadtthore auf den Schultern wegzutragen, wie Simson die von Gaza. Auf Ehre zu halten ist also beym Soldaten das Hauptstück, und ich find' es nicht unrecht, ihm auch den obersten äußerlichen Rang zuzugestehen; man mache ihn nur zugleich für die mindeste Verletzung der allgemeinen und besondern Ehre aufs härteste straffällig. Auf den kleinsten Betrug, bestehe er in einer Wortlüge, oder in einem Unterschleif bey Brod-, Servis-, Fourage-, Todten-, Beurlaubten-Listen rc. müßte so gut Entlassung folgen, wie auf das Verbergen in einer Schlacht. Bey Zergliederung der Herzhaftigkeit findet man bald, daß sie eine Art von Furcht vor größerm Uebel, mithin mehr eine Schwachheitssünde sey, wie der Betrug, der

jederzeit Bosheit ist, und keinesweges dadurch entschuldiget oder beschönigt werden kann, wenn sich alle Glieder des Standes für gleiche Sünder bekennen. Die Allgemeinheit einer schändlichen Handlung ändert nichts in ihrer Natur.

102.

Der Soldat muß aus keiner andern Hand als der seines Fürsten etwas annehmen. Was er dem Fürsten zu hoch anrechnet, ist Gaunerey, und was er dem Bürger nimmt, ist ein Raub.

103.

Auf die Ehre im Leben muß der Soldat eifersüchtig seyn, denn in dem Sterben auf dem Schlachtfelde liegt eigentlich weder Ehre noch Schande. Hochroth schreyt mehr wie blau, aber beydes ist eine Farbe, und so ist auch Sterben weiter nichts als Sterben, sey es im Bett oder im Laufgraben.

104.

Auf das sogenannte Sterben für das Vaterland ist es unerlaubt, eine Art von Pränumeration anzunehmen. Wer es thut, ist ein Prahler; sterben müssen wir alle, und

oft begegnet es einem auch plötzlich. Wer wollte ein Naturmuß als ein besonderes Verdienst sich anrechnen lassen?

105.

Nächst dem Ehrgefühl könnte man dem Offizier nichts dringender empfehlen, als beständige Thätigkeit. Bey dem bodenlosen Müssiggange ist es zu verwundern, daß nicht noch mehr Verderbniß unter ihnen herrscht. Es müßte daher eine Beschäftigung, besonders für junge Offiziere, fetzgesetzt werden; alle Arten von Dienst haben ja ihre Lehrarbeiten, warum soll sie nicht auch der Soldat haben?

106.

Die Subalternität aller Stände möcht' ich mit dem Frühlinge vergleichen, der die Saaten keimen und einwachsen läßt, wenn aber der Winter sich weit in das Frühjahr hineinzieht, so hat dies oft schlimme Folgen aufs Ganze. Wer zu lange Unteroffizier bleibt, wird entweder gar nicht, oder zu spät und am seltensten ein ächter General, daß umgekehrt es eher gerathe, hat man im amerikanischen, und näher im französischen Revolutionskriege gesehen.

107.

Der Soldat ist blos despotisch zu behandeln, die alten Republiken können nicht zur Widerlegung angeführt werden — dagegen zeigen die holländischen und englischen Soldaten, daß das Sic volo sic jubeo das Punctum saliens einer Armee sey, wer ihm zu nahe tritt, tödtet die Frucht oder verkrüppelt sie.

108.

Im Dienst des Fußvolks steckt zwar die Hauptkraft des Militärs, und es ist sein Verstand, so wie die Reuterey seine Leidenschaft ist; aber billig müßte man erstern seinen alleinigen Glauben an unüberwindliche Stärke bey geschloßnen Gliedern, und an seine Feuer-Tuttis, und letzterer die falsche Scheu vor der Infanterie-Contenanz benichtigen.

109.

Sähe der Reuter nicht jederzeit in seinem Pferde das Erleichterungsmittel seiner Rettung vom Tode vor Augen, so dürfte zwischen der Bravour oder Verzagtheit eines Kavalleristen, und der eines Infanteristen kein Unterschied gemacht, erstere ihm nicht höher angerechnet und letztere nicht schärfer bestraft werden. Der Reuter handelt in verschiedenen Fällen freyer, wie der zu Fuß dienende,

da manchen nur das Vogel friß oder stirb brav macht.

110.

Kleider machen verschiedentlich Leute. In den Mundierungsarten liegt daher manches, das Erwägung verdient. Wem schienen nicht die preußischen Grenadiere eine Capitisdiminution im Verlust ihrer blanken Mützen erlitten zu haben, bis die jetzige geschmackvolle Restitutio in Integrum statt fand. Ueberhaupt steckt in der äußern Auszeichnung eines Soldaten etwas, das ihm in mancher Gefahr Cäsars Vertrauen auf sein Glück einflößt, und sie ihm dadurch überstehen hilft.

111.

Man schien die Wichtigkeit der Kriegsmusik bey den Griechen vergessen zu haben. Die Wirkungen des Marseiller Marsches trugen zu ihrer Auferstehung gewiß viel bey. Soldaten-Lieder würd' ich nur auf den Wachen und Märschen gestatten, die Instrumentalmusik aber dem eigentlichen Manöver vorbehalten. Da im Seekriege die menschliche Stimme beynahe nichts thut, so sollte sich gewiß ein Kommando mit Trommeln und Pfeifen leicht und nicht ohne Nutzen einführen lassen. Versu-

che, die ich darüber im Preußischen machen gesehen, haben mich in dieser Meynung sehr bestärkt.

112.

Kriegscollegia befördern das Soldatenwesen noch weit weniger, als Collegia medica die Heilkunde. Denn ihre militärische Sessionen bezeugen mehrentheils nur, so wie jene Ärztversammlungen, daß ein gefährlich Kranker im Hause ist, doch machen sie ihn nicht gesund. Friedrich II. gestattete daher keines, und Eugen kehrte sich nicht an das in Wien.*)

*) Ich hoffe, es werde keinen gereuen, in Woltmanns Geschichte und Politik 6tes St. 1081. p. 181. den langen Brief des Herzogs von S. Hildburghausen an den Staatssekretär Kayser Karls VI, den Frh. von Bartenstein, zu lesen, um die Folgen einer unter einem Kriegskollegio stehenden Armee näher kennen zu lernen.

Kabinetsbefehle

vom 23sten November 1797 und vom 26sten July 1800.

An sämmtliche Departements, Kammern und Regierungen.

So bekannt es mir auch ist, daß bey sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen u. s. w., viele äußerst brave, rechtschaffene, arbeitsame und fähige Männer angestellt sind, und daß gemäß dessen auch die Geschäfte in der Art bisher betrieben worden, so ist mir auch im Gegentheil nicht entgangen, daß sich verschiedene andere Subjekte darunter befinden, die nichts weniger als vorbenannte Qualitäten besitzen, und ihre Schuldigkeit nicht gehörig observiren, woraus denn wiederum zu folgern, daß nicht allemal so verfahren worden, als es zu erwarten gewesen. Da nun aber ein dergleichen Verfahren ins künftige durchaus nicht mehr gelitten werden soll, auch solche unnütze Brodesser dem Staate nur à charge und mehr schaden als nützen; so werden sämmtliche Departements-Chefs, Präsidenten u. s. w. aufgefordert, wenn sich dergleichen

unbrauchbare Subjekte in ihren resp. Departements finden sollten, (woran nicht zu zweifeln, wenn ohne Partheylichkeit verfahren) selbige zu notiren und davon eine Liste höhern Orts einzureichen, bey welcher dann im kurzen die Ursachen der physischen oder moralischen Untauglichkeit anzumerken, auch wie sie am besten unterzubringen, oder gänzlich zu entlassen; denn es ist nothwendig, daß auch hierin ein Unterschied zu treffen, indem, zumal bey wichtigen Stellen, keine incapable und ihrem Posten nicht gewachsene Subjekte füglich gelitten werden können, ohne dem Ganzen zu schaden.

Dergleichen Männer können aber vielleicht sonst gut und ehrlich seyn, und daher einem minder wichtigen Posten ganz gut vorzustehen im Stande seyn. Dahingegen ganz unbrauchbare physische oder moralische, erstere, wenn sie infirm und incapabel mit einer mässigen Pension zu verabschieden, letztere als die moralisch untauglichen aber, zumal wenn sie Beweise von niedrigem Interesse oder Schmutz gegeben, oder ihre Schuldigkeit aus Faulheit nicht gethan, oder sonst ganz unbrauchbar sind, sofort zu entlassen. Denn es ist besser, daß ein einzelnes Individuum leide, als daß das Ganze dabey zu Grunde gehe, oder doch

wenigstens merklich leide. Für die Richtigkeit der Eingabe repondiren die Eingeber, sollten hiebey Menschlichkeiten oder Partheylichkeiten vorkommen, so ist der Eingeber unter die Zahl der unbrauchbaren Mitglieder zu rechnen, wird also auch eine dem gemäße Behandlung zu erwarten haben. Wenn aber gleich dergleichen Subjekte nicht augenblicklich auszumerzen, so wird demohngeachtet den resp. Departements-Chefs, Präsidenten u. s. w. aufs neue und schärfste aufgegeben jederzeit nach Pflicht und Gewissen, und dem von ihnen geleisteten Eyd getreu zu verfahren, sich der Geschäfte mit Eifer und Thätigkeit anzunehmen und unermüdet darauf zu passen, daß ein gleiches von ihren Untergebenen geschehe; so daß alles vom Obern bis zum Niederen wie eine Kette an einander hänge, und in einander greife. Der Obere ist schuldig seinem Untergebenen mit aller Strenge auf den Dienst zu passen, und ihn mit Ernst dazu anzuhalten. Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müssige Glieder zu besolden, wer sich also dessen schuldig macht, wird ausgestoßen, und sind hiezu keine große Umstände oder Proceduren nothwendig, sobald die Sache ihre Richtigkeit hat. Denn der richtige und thätige Geschäftszwang kann

nicht eines unbrauchbaren oder unwissenden, unthätigen Individuums halben gehemmet werden. Denn der Nachtheil davon erstreckt sich bis auf das Ganze des Staats, und dieses darf nie bey einer regelmäßigen Regierung leiden. Diese kann aber nirgend angetroffen werden, als wo Thätigkeit und Ordnung herrscht, und wo das Recht eines jeden mit Unpartheylichkeit entschieden wird. Daß dieses geschehe, darauf muß unermüdet gewacht und gehalten werden; und muß, wie schon erwähnt, der Obere seinen Untergebenen jederzeit im Auge haben, und ihm durchaus keine Winkelzüge oder die geringste Untreue ungeahndet durchgehen lassen.

Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt ist, so wird, wie ich hoffe, und mit Gottes Hülfe, das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können.

Auf alles dieses werd Ich mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt wachen, den redlichen wackern Mann jederzeit hochzuschätzen und auszuzeichnen bemüht seyn, so wie ich den, der seiner Schuldigkeit nicht gehörig nachlebet, dafür ansehen und nach Maaßgabe der Umstände mit Strenge, aber Gerechtigkeit zu bestrafen wissen werde.

Wonach sich ein jeder zu achten hat, und für Schaden zu hüten, und ist dieses meine ernstliche und bestimmte Meinung.

Darnach hat sich sowohl das Etats-Ministerium selbst zu achten, und diese meine eigenhändige Ordre durch die einzelnen Departements-Chefs an die Präsidenten ergehen zu lassen.

Berlin, den 23ten Nov. 1797.

Friedrich Wilhelm.

Copia.

Seine Königliche Majestät von Preußen ꝛc. haben zwar bald nach Höchst Dero Regierungs-Antritt durch eine eigenhändige Ordre dem gesammten Staats-Ministerio auf das ernstlichste zu erkennen gegeben, wie nothwendig es sey, den fast ganz erstorbenen Geist der Treue, der Uneigennützigkeit, des Fleißes und der Ordnung, wodurch der Preußische Civildienst sich ehemals so musterhaft ausgezeichnet hat, durch angemessene allenfalls strenge Maasregeln wieder zu beleben, zu dem Ende verdiente Officianten aufzumuntern, unvermögende zum Dienst, die es ohne ihr Verschulden geworden, mit Pension zu entlassen, unbrauchbare, untreue oder nachlässige und nicht zu bessernde Officianten aber zur Remotion und dem Befinden nach Bestrafung derselben anzuzeigen, bis jetzt aber haben Allerhöchst Dieselben hiervon nur eine sehr geringe und fast gar keine Wirkung bemerkt. Nur einige Departements haben die so nothwendige Reform des ausgearteten Geistes im Dienste mit einigem Ernste begonnen, in den mehresten läßt man den Officianten nach wie vor den Zügel schießen. Fast allgemein

werden die Stellen nur als Pfründen betrachtet, deren Inhaber gerade nur so viel thun muß, als erforderlich ist, um das Gehalt zu erheben, und mit möglichster Bequemlichkeit zu genießen. Wer einige Jahre, wie sie es nennen, auf solche Weise gedienet hat, begehrt gleich für seine eingebildeten Verdienste ansehnliche Beförderungen, Titel oder Gehalts-Verbesserungen, und findet sich gekränkt, wenn sie ihm nicht auf der Stelle bewilligt werden. Jedes nicht alltägliche Geschäft soll besonders bezahlt werden, oder man findet keinen Beruf dazu. Wenn die Geschäfte bey einer Stelle sich vermindern, so wird Niemand daran denken, das damit verbundene Gehalt oder Emolumente sich kürzen zu lassen, aber keine unbedeutende Geschäfts-Vermehrung darf ohne Gehaltszulage entstehen. Dieser verderbte Geist ist unter den Räthen der höhern und niedern Landes-Kollegien besonders in Berlin, mit Ausnahme einiger wenigen, herrschend, und hat sich von ihnen aus in die Provinzen, und besonders auf die Subalternen verbreitet, wo er sich in noch weit verderblichern Folgen, besonders durch Unwissenheit, Faulheit und Venalität äußert. Ueberall wo Sr. Majestät auf Ihren Reisen durch Ihre Staaten hingekommen sind, wird

hierüber von allen Seiten laut und einstimmig geklagt, da Allerhöchst Dieselben auf diesen Ihren Reisen es sich besonders angelegen seyn lassen, durch Verdienste und Geschicklichkeit sich auszeichnende Officianten kennen zu lernen, so haben Sie Selbst die traurige Erfahrung gemacht, wie selten diese anzutreffen sind. Die häufig einkommenden Beschwerden Ihrer Unterthanen, die Sie sogar nicht selten durch unmittelbare Einforderung der Akten selbst prüfen, bestätigen diese Erfahrungen, und die Chefs der verschiedenen Departements befinden sich bey ihren Vorschlägen zu wichtigern Stellen fast immer in der Verlegenheit, in Ermangelung vollkommen brauchbarer Subjekte, oft sehr mittelmäßige vorschlagen zu müssen. Es ist also nicht blos die jetzige Generation ausgeartet, sondern es entstehen auch die größten Besorgnisse für die Zukunft, die Sr. Majestät es zur ersten Pflicht gegen den Staat machen, die Anfangs gedachte Ordre sämmtlicher Departements-Chefs von neuem einzuschärfen, und auf deren genaue Beobachtung zu dringen, wovon sie vielleicht nur Mitleiden mit den dürftigen Umständen dieses oder jenes unwürdigen Subjekts, das aber unter diesen Verhältnissen höchst verderblich werden kann,

oder die Besorgniß, daß ein strenges pflichtmäßiges Betragen als Gewaltthätigkeit von der Stimme des Publikums getadelt werden dürfte, abgehalten haben kann. Die letztere ist zwar allerdings in so weit zu beachten, daß man desto gewissenhafter die Gründe des Verfahrens prüfen muß; wenn die Gründe aber wirklich bewährt erfunden werden, so muß man mit Zustimmung seines Gewissens sich über das Urtheil des sogenannten Publikums, welches gemeiniglich nur in einer geringen Anzahl, dabey noch über dem interessirter Personen bestehet, erheben, und die erkannte Pflicht ohne alle weitere Rücksicht ausüben. Sr. Majestät haben zu sämmtlichen Departements-Chefs das Vertrauen, daß ein jeder in seinem Departement die rechten Mittel anzuwenden wissen werde, um das davon abhängende Dienst-Personale endlich wieder zu seiner Schuldigkeit zurückzuführen, und wollen sich deshalb auch nicht in ein vollständiges Detail einlassen, im Allgemeinen aber müssen Allerhöchst Dieselben bemerken, daß die fast ganz außer Acht gekommenen Visitationen, besonders der Unterbehörden, öfter unvermutheter, gründlicher und mit weniger Zeitverschwendung in Ansehung unwesentlicher Dinge verfügt werden müssen, und daß

die Konduiten-Listen gewissenhafter zu führen und sorgfältiger, als bisher geschehen, von den vorgesetzten Behörden zu beachten sind. Allerhöchst Dieselben wollen auf beydes in Zukunft sehr aufmerksam seyn, und befehlen zu dem Ende, daß Ihnen mit jedem Jahresschluß von jedem Departements-Chef die Konduiten-Listen von den wirklichen Räthen, im Departement und in den demselben untergeordneten Landes-Kollegien unmittelbar eingereicht, und dabey angezeigt werde, welche Unterbehörden, auch von wem sie visitiret und was dabey zu bemerken gefunden worden. Aus diesen Listen und Anzeigen werden Sr. Majestät Veranlassung nehmen, besondere Recherches zu verfügen, um sich von deren Grunde oder Ungrunde zu überzeugen und diejenigen Vorgesetzten dafür verantwortlich zu machen, die bey deren Anfertigung nicht aufmerksam oder aufrichtig genug zu Werke gegangen. Charlottenburg, den 26ten July 1800.

Friedrich Wilhelm.

An
das gesammte Staats-Ministerium.

Anmerkungen

zu den

Gedanken und Meynungen

über

manches im Dienst ꝛc.

Von B.

Mit Beyschriften von A.

Zu Bemerkungen über den Dienst ist jeder gute Kopf berechtiget, dem die Tendenz der einzelnen Geschäftsbranchen nicht verborgen liegt und der den nothwendigen Blick besitzt, um bey jedem Dinge den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden; und in so fern ist der Verfasser der Gedanken über manches im preußischen Dienst hinreichend ad causam legitimiret, besonders, da ihm seine jetzige Lage erlaubt, unpartheyisch zu urtheilen. Weit mißlicher sieht es mit mir, der ich seine Aeußerungen beurtheilen soll, aus, und dem theils die Maschienerien mehrerer Geschäftszweige unbekannt sind, und dem anderntheils die Vorliebe seines Standes den Schleyer der Partheylichkeit vorhängt. Ich theile indessen meine Bemerkungen gerne mit, weil sie mir Veranlassung gegeben, über manche Gegenstände, die sonst ruhig vorüber giengen, näher nachzudenken.

Man würde dem Verfasser unrecht thun, wenn man nicht unverholen bekennen wollte,

daß die mehresten seiner Behauptungen guten Beobachtungsgeist verrathen, und daß hier viele einzelne Perlen gesammelt sind, die einst zu Hauptverzierungen einer vollständigen Komposition werden dienen können.

Aphorismen über einen Gegenstand haben zwar die Bedingung der Homogenität, da sie aber einzeln jede für sich dastehen, so beschränkt sich der Beurtheiler nur auf diejenigen Sätze, die seiner Meinung nach einer Läuterung bedürfen.

Ad 1.

Der Begrif vom Dienst ist zwar richtig, aber ohne Stammtafel aufgestellt, und da es schon Schwürigkeiten macht, ohne Legitimation durch eine Stadt, vielmehr noch durch die Welt zu kommen, so will ich gern dasjenige extradiren, was ich darüber in meinem Archiv vorfinde.

Aller Dienst muß von der vollziehenden Gewalt abgeleitet werden.

(Da der Dienst seinen theoretischen so gut als seinen praktischen Theil hat, so möchte es doch sicherer seyn, ersteren aus dem Gesetz herzuleiten, und letztern nur der vollziehenden Gewalt zu überlassen. A.)

In ihr liegt die Kraft den Willen der Bürger dem Gesetz zu unterwerfen. Diejenigen, welchen diese Gewalt überlassen ist, können, wenn der Staat größer wird, nicht die Geschäfte allein ausüben, sie müssen daher einzelne Theile ihrer Macht an einzelne Mitglieder der Gesellschaft, wenn gleich unter fortwährender Oberaufsicht, abgeben. Dem Staat dienen heißt daher: seine Kräfte anwenden, um den Gehorsam der Bürger gegen das Gesetz zur Wirklichkeit zu bringen. In so fern ist der Dienst eine Aufsicht über die Pflichterfüllung der einzelnen Bürger.

Ad 6.

Die Sache ist sehr wahr, nur da das Glück, welches der Officiant vom Dienst zieht, nicht in Metall besteht, worauf doch der goldene Boden deutet, den das Handwerk giebt, so scheint es, als wenn dies Gleichniß hier sein Privilegium nicht präscribiren lassen will.

(Wenn der Dienst nicht dem Handwerk gleichen soll, das einen goldnen Boden hat, so vergleiche man ihn mit einer Dose, die zwey Deckel hat, unter dem einen liegt gesunder Toback, der Niesen, und die Augen dadurch desto klarer macht, um das unter dem andern Deckel verborgene geliebte Portrait desto genauer besehen, und sich über seine

Schönheit freuen zu können — vielleicht hinkt dies Gleichniß aber noch sichtlicher. A.)

Ad 7.

Die Johanniswürmchen haben doch ihr eigenes Licht, die knechtischlauernden Haffaustern aber leuchten nur so lange, als sie in der Sonne stehen durch Strahlenbrechung.

(Ohne alles Licht ist wohl kein Mensch, aber im Dienst kommt es darauf an, ob auch andere Menschen bey dem Lichtschein des Dienstmannes ihr Geschäft treiben können. A.)

Ad 19.

Wer an Einem Tage nicht alles thut, was der Dienst erfordert, bestiehlt gerade nicht die Zeit, denn er kann ein Geschäft für sich ausführen, aber wohl den Staat, und da in diesem Fall der Officiant etwas unterläßt, was er thun sollte, der Bretschneider aber, der den Block zu stark behaut, etwas unternimmt, was er unterlassen sollte, so dürfte man den Vergleich zwischen beyden nicht ganz treffend finden.

Ad 23.

Um den Gedanken, daß der Arbeitstisch eine Panacée des Lebens sey, zu verdrängen, mag hier einiges aus Hufeland stehen.

„Er

„Es giebt sowohl geistige als körperliche Debauchen, von denen erstere ganz die Wirkung verschwendeter Generationskräfte haben.“

(Bey genauerer Untersuchung dieses Satzes würde die Erfahrung bald lehren, daß die geistigen Debauchen nicht wie die körperlichen entkräften, sondern nur dann, wann sie mit letzteren zusammen oder nach ihnen getrieben werden. A.)

Der Exceß der Geistesanstrengung läßt sich aber eben so wenig im allgemeinen bestimmen, als das zu viel im Essen und Trinken, weil das Maaß der Denkkraft eben so verschieden, als das der Verdauungskraft ist.

Und sollten nun das anhaltende Denken, stete Beschäftigung mit producirender Arbeit, oft mit solcher, welche nicht con amore, sondern fast invita Minerva geschieht, das Arbeiten in eingeschloßener Luft — sollte alles dieses nicht als eben so viele Lebensfeinde angesehen werden können? Man lasse in diesen Zuständen den Officianten noch die Kümmernisse der Nahrungssorgen beym kärglichen Gehalt, und der arme Dienstmann wird absterben gleich der jungen hoffnungsvollen Pflanze, welcher der Erdkrebs die Wurzel vernichtete.

(Selbst die wichtigsten Dienststellen erfordern kein ununterbrochenes Denken — den producirenden Dienstarbeiten liegen immer solche Facta und Jura zum Grunde, die keine solche Anstrengung erfordern, als der ächte Gelehrte zu den seinigen braucht. Der Dienst wird gelernt, das con amore arbeiten steht zwar jedem frey, aber das invita Minerva ist eine Sünde wider den Dienst. Wer kann sich nicht freye Luft schaffen? da beym Dienstantritt jeder weiß, was er einzunehmen hat, wird es ihm dadurch nicht erleichtert, seinen Ausgabetat zu machen, und von Nahrungssorgen ununterdrückt zu bleiben? A.)

Ad 28.

Wahrlich ein Wort zu seiner Zeit. Man scheint zu vergessen, daß die Untermänner so gut Staatsdiener sind, als die rescribirenden Obermänner. Ihre Zurechtweisungen arten oft in phraseologische Schulmeistereyen aus, für welche die Dienstleute schon zu alt geworden sind. Wo soll die Achtung herkommen, wenn sie nicht durch ein merkbares Uebergewicht der Einsichten, und durch ein humanes Betragen erworben wird, ja was kann aus solchem Benehmen entstehen, wenn ein geweckter Unmuth die nichtrescribirenden Staatsdiener zur Dienstapathie bringt?

Wenn das, was der Verfasser geschildert, wirken soll, so müssen grellere Farben genommen werden, wie ich denn auch noch bemerken muß, daß, wenn die hohen Obern sich träumen lassen, Schutzengel des Volks seyn zu müssen, man wohl zu bedenken habe, wie mißlich es sey, den Hut zu tief vor dem Volke abzuziehen, weil es leicht aus verkehrter Laune gebieten könnte, ihn gar nicht wieder aufzusetzen.

Ad 30.

Gegen die Behauptung, daß die Gehalte Prämien für Fleißanwendung sind, und nach der beym Amte stattfindenden Arbeit bestimmt werden müssen, läßt sich folgendes sagen.

Zu den Staatsämtern ist jeder Bürger verpflichtet. Jeder muß ohne Vergütung die nöthigen Dienste leisten, wenn an ihn die Reihe kommt; aber es giebt Aemter, zu denen nicht jeder geschickt ist, und hier hört das Reihumgehen auf. Es entstehen beym Steigen der Kultur Dienste, zu denen eine langwierige, kostbare Vorbereitung nöthig wird, natürlich müssen nun die, welche sich auf eigne Kosten vorbereitet haben, und zeitlebens Staatsdienste leisten, von den übrigen, die nie dienen, und doch eine gleiche Verpflichtung dazu haben, entschädiget werden.

(Da die gewöhnlichen gelehrten Vorbereitungen zu einem Justiz- oder Finanz-Dienste höher nicht als 1500 Rthlr. angenommen werden dürfen, so genießt der Officiant, wenn sein Dienst ihm im 24ten Jahre nur 200 Rthlr trägt, eine Leibrente von 13 pr. C. die ihm nach Abzug der landüblichen Zinsen von 5 pr. C. sein ausgelegtes Kapital durch den Ueberschuß von 8 pr. C. in weniger als 10 Jahren zurück bringt. A.)

Kant sagt — das Volk will ohne allen Zweifel, daß der Staatsbeamte seinen ihm aufgelegten Geschäften gewachsen sey, welches aber nicht anders als durch eine hinlängliche Zeit hindurch fortgesetzte Vorbereitung und Erlernung derselben, über der er diejenige versäumt, die er zur Erlernung eines andern ihn nährenden Geschäftes hätte verwenden können, geschehen kann.

Diese Kantische Behauptung führte mich auf die Idee, daß die Besoldungen nicht reiner Lohn, aber auch nicht Prämien, sondern vielmehr Aequivalente für den anderweitig entzogenen Erwerb sind.

(Sollte nicht die Idee des Aequivalents zu schwankend seyn? Lohn ist der Einschnitt des Saatfleißes — Prämie der Lohn für den außergewöhnlichen Saatfleiß. Beym Aequivalent denkt man zugleich an vorhergegangenen Verlust, und

es ist nicht räthlich, dies Wort in den Dienstzubehör aufzunehmen. A.)

Nicht Lohn, denn der Lohn wird für Handdienste bezahlt, aber auch nicht Prämie, weil diese sich in keinem Vertrage gründet und den Charakter der Willkühr mit sich führt. Die Besoldung fällt für gewöhnliche Geschäftsführung, die Prämie wird dagegen nur dem zu theil, der durch Kunst oder Fleiß sich auszeichnet. Die Besoldung ist feststehend und bestimmt, die Prämie nicht, und da nach dem 2ten Aph. der Dienstmann sich, seine Zeit und seine Kräfte dem Staate verkauft, so kann auch das Aequivalent nicht von der bloßen Willkühr des Käufers abhängig gemacht werden.

Zur Bestimmung dieses Aequivalents ist noch kein genauer Maaßstab erfunden, und dieses ist auch der Stein des Anstoßes, an dem der Verfasser, wenn auch gleich nicht fiel, so doch ein wenig strauchelte. Der Werth der Dienstarbeiten ist wahrlich ein sehr mißlicher Maaßstab zur Bestimmung der Besoldungen: denn wie lassen sich die Arbeiten des Subalterns gegen die des Raths, des Unter-Beamten gegen die des Obern abwägen, und überhaupt Geistesprodukte mit Metall messen?

(Ich glaube, es gebe außer dem Werth der Arbeit d. i. der Zeit, die sie gekostet, und des Nutzens, den sie bringt, keinen andern Maaßstab. Rechnet man die Zeit allein, so haben Raths- und Kopisten-Arbeiten einerley Ansprüche, der Nutzen unterscheidet, oder sollte sie wenigstens unterscheiden — liegt aber nicht in dieser Nützlichkeit der Rathsverstands-Anwendung zugleich der ganz eigne hohe Lohn eines klugen und guten Werks, das von jedem bedeutenden Officianten gewiß in Einnahme mit gestellet werden kann und muß? A.)

Will der Staat, und gewiß aus sehr erheblichen Gründen, hier keine Licitation aufs Mindergebot gestatten, so muß er bey der freyen Bestimmung der Besoldungen einen andern Maaßstab suchen, der richtiger in dem Bedürfniß gefunden wird.

(Ist aber nicht alles, was im menschlichen Bedürfnißverzeichniß vorkommt, so relativ, daß Zeit und Umstände den Wagebalken in beständigem Schwanken erhalten würden, ohne daß jemals ein sicheres Gewicht ausgesprochen werden könnte? die Bedürfnisse, sobald sie ihr Minimum, Brod, Bekleidung und Wohnung übergehen, treten in das Gebiet des Luxus, und es dürfte mithin so mißlich seyn, sie zum Wagemeister anzunehmen, als wenn man die Imagination bey Anfertigung eines Kassenetats über die in selbigem anzunehmenden Positionen befragen wollte.)

Nach dem Autor giebt der Dienstmann seine Zeit und Kräfte dem Staate hin. Raubt nun der Dienst dem Officianten Zeit und Gelegenheit zum anderweitigen Erwerb, so muß der Staat ihm hinreichenden Unterhalt gewähren, ohne die größere oder mindere Wichtigkeit seiner Arbeit zu berücksichtigen. Er muß die Besoldungen nach der Stufe — der Würde — und nach dem Umfange des Amtes abmessen.

Der niedere Officiant braucht weniger als der höhere zu seinem Auskommen, denn er muß, um nicht verächtlich zu erscheinen, seiner Würde gemäß leben, wie denn auch der Autor selbst bey einigen Dienststellen, als Präsidenturen, äußern Glanz gestattet.

(Wenn man von einer Regel eine Ausnahme machen muß, soll man noch mehrere zu häufen suchen? A.)

So muß auch unstrittig ein weitumfassenderes Amt höher salarirt seyn, als ein weniger beschäftigendes, denn dieses läßt dem Officianten Zeit übrig, sich Nebeneinkünfte zu verschaffen.

(Ist denn aber der größere Geschäftskreis immer der die meiste Zeit zu seiner Besorgung erfordernde? dem Kanzellisten sind mehrentheils 10 bis

12 Stunden vorgeschrieben, und sein Geschäftskreis ist doch wohl klein genug. A.)

Die Gehalte sollen die Existenz sichern, das ist die erste, und sie müssen die Existenz der Würde angemessen machen, das ist die zweyte Regel, die der Staat bey Bestimmung derselben sich zur unerlaßlichen Pflicht machen muß.

(Die Existenz, aber doch nur in so fern als mit dieser dem Staat wirklich gedient wird, ohne daß er noch etwas apart dafür dem Existirenden bezahlen darf — und wenn man die Würde durch Titel bestimmen läßt, so könnte es leicht geschehen, daß mancher die Titel so nutzte wie Dido die Kuhhaut, die durch Zerstückelung in viele Riemen ihr ein großes Stück Land sich zuzueignen half. A.)

Der Staat sichert sich durch die Prüfungen, daß er für jedes Amt das am besten dazu qualificirte Subjekt findet, also haben in Beziehung auf ihn die Arbeiten einen gleichen Werth; der sublimere Kopf eines Kollegii hat, so lange er mit Gleichqualificirten auf Einer Stufe steht, kein Recht ein größeres Gehalt zu verlangen, weil seine Arbeiten vorzüglicher sind, er kann nur seines Kopfs wegen fodern auf eine höhere Stufe zu treten, und der Staat handelt wider sich selbst, wenn er ihm das Fortschreiten verhindert.

Wenn nun aber bey dem Abwägen des Bedürfnisses einer Stelle nach ihrer Würde ein Schwanken der Waagschale nicht vermieden werden kann, so entsteht die Frage: soll die Schale zum Vortheil des Staats oder des Beamten sinken? Für den letztern sprechen folgende Gründe:

1) Das zu viel ist in allen Dingen ungesund, aber das zu wenig nicht minder, und wenn Ueberfluß den Fleiß des Officianten lähmen kann, so thun dies Mangel und Nahrungssorgen um so gewisser.

(Zu viel und zu wenig möchten wohl beyde gleich gefährlich seyn, aber viel und wenig sind sich im gefährlich nicht gleich. Wenig lehrt, einschränken, in welchem die Basis aller Zufriedenheit liegt, außerdem spannt es die Kräfte zum Mehrerlangen. Das Viel verleitet zur Ausdehnung, auf welche Erschlaffung folgt. Wer sich selbst zu helfen sucht, ist des Geholfenwerdens stets sicherer wie der, der sich helfen läßt, welches der Ueberfluß immer thut, meistens sogar bis zum Vergessen seiner eigenen Kräfte. A.)

2) Die Bedürfnisse des Lebens im Durchschnitt sind, wie die Erfahrung lehrt, einer fortschreitenden Steigerung unterworfen gewesen, und da der Staat, mit Ausnahme der Franken, die Gehalte nicht nach Natura-

lien, sondern in Geld bestimmt; auch Erhöhungen selten eintreten, so muß ein Ueberschuß da seyn, mit dem diese größeren Ausgaben verrechnet werden können.

3) In einer gerechten Lotterie ziehen die Gewinner den vollen Einsatz der Verliehrer, und da von den Tausenden, die dem Officiantenleben sich widmen, nicht alle die Palme erreichen, so sollte der gemachte Einsatz auch den Gewinnern zufallen und der Staat hier nicht mitspielen wollen. Dieses thut er, wenn er sich auf den fürchterlichen Supplikantenmacher, den Hunger oder die Leidenschaften der Menschen, Titelsucht ꝛc. verläßt, die zu jedem erledigten Amte, dessen Einkommen auch noch so begränzt ist, Kandidatenschwärme, wie die närrischen Lottospieler zum großen Loose zusammen treibt.

(Da beym Dienst weder der bediente Staat, noch der ihm dienende Mann verliehren soll, so muß man beym Dienst nie etwas lotterieartiges denken, oder gar dabey anzubringen suchen. Der Staat muß nicht selbst spielen, nicht spielen lassen, der hohe Gewinn würde gewiß noch nachtheiligere Folgen haben, als das große Loosgewinnst mehr als zu oft schon hervorgebracht hat. A.)

Hierin mögen denn auch wohl die hinreichenden Gründe liegen, welche das Zuschlagen

der Stellen an den Mindestbietenden widerrathen, wobey der Staat an der Sicherheit mehr verliehren als am Gelde ersparen würde.

(Einige liegen gewiß auch in dem Besorgniß der Unsicherheit bey der Bedienung, weil Glaube und Zutrauen zum Dienenden so unvermeidbar im Dienst sind, als eine ganz genaue und sichere Kontrolle der Dienenden unmöglich ist. A.)

Dem Officianten möge daher am Sonntage nicht allein sein Huhn in den Topf fallen, sondern auch ein Glas Wein jene angenehme Stimmung gewähren, welche das Gefühl der sich unterworfnen Sklaverey nicht aufkommen läßt und die angelegten Ketten in Rosenguirlanden verwandelt.

(Sklaverey findet hier nicht statt, weil jeder in den Dienst aus eigner Wahl tritt, im Dienst immer fast reichlicher belohnt wird, als er durch jede Arbeit auf eigene Hand gewinnen würde, und, sobald er sich anderweitig vortheilhafter zu setzen weiß, den Dienst niederlegen kann. Er bedarf also keines Opiats. A)

Ad 32 und 33.

Man wird dem Verfasser gern zugeben, daß Erhöhungen der nach einem gerechten Maaßstabe bestimmten Gehalte nicht das Mittel sind die Dienstverwaltung zu heben,

aber warum hängt er hier die Warnungstafel aus, da, wenigstens der preußische Staat, sich so äußerst selten Uebertretungen der Art schuldig gemacht hat, und man es in Deutschland, wie der Reichsanzeiger von allen 4 Weltgegenden verkündet, sich so angelegen seyn läßt, die Gewalthaber auf die trostlose Lage der Officianten aufmerksam zu machen?

(Weil ich fest überzeugt bin, daß die trostlose Lage tausendmal gegen Eins nicht in der Dienstarbeit, sondern in der Art, wie gedient und gelebt wird, zu suchen und zu finden sey. A.)

Die Finanzstellen sind freylich reicher als die andern dotirt, aber tragen diese Officianten auch nicht den sichtbaren Flecken an der Stirn, daß ihre Ehrlichkeit erkauft werden muß? Wie schlecht sieht es dagegen mit den Besoldungen der Justizbeamten aus, und hat man bey Bestimmung derselben nicht die Würde des Amts — die Depositärs des höchsten Guts der Menschheit zu seyn, mit in die Waage gelegt?

(Der Jurist müßte billig seinen Dienstnachbarn bedauern, und dem Himmel dafür danken, daß er ihm die in der größern Besoldung liegende Versuchung, das Recht aus Eigennutz zu pflegen, erspart hat. Das Erliegen unter einer Versuchung

liegt aber wohl überall in der leichtern und sicherern Verdeckung des Fehltritts. Wenn unter dem Wort Würde nicht Titel verstanden werden, so giebt es für den Würdigen keinen befriedigendern Lohn, als das Zutrauen des Staats, und verliehrt das Depositum selbst nicht an Würde, wenn für die Aufnahme noch viel bezahlt werden muß? A.)

Es ist hier der Ort nicht in diesen Gegenstand weiter einzudringen, überdem da Adam Smith in der Untersuchung über die Natur und Ursachen des National-Reichthums schon so viel vortrefliche Winke gegeben hat.

Wenn nun hiernach nicht bestritten werden kann, daß die Gehalte größtentheils nach keinem gerechten Maaßstabe bestimmt sind —

(Warum glaubt man sie aber unbestimmt? Heißt das nicht einen Zeug ausdehnen, und sich nach der Krumpte beklagen, man habe unrecht gemessen? A.)

So wird man auch die angeführte Erfahrung, daß es wenige Dienstmänner giebt, die etwas zurück gelegt haben, auch gegen den Verfasser richten und annehmen können, die Ursache dieser Erscheinung sey darin zu suchen, daß durch die bewilligten Zulagen das Bedürfniß nur ausgeglichen, keinesweges aber überstiegen sey.

(Als ob das Auskommen **mit**, und das Zurücklegen **von** einer Einnahme von etwas anderm, als der richtigen Begränzung der Ausgabe abhinge! A.)

Was könnte auch wohl für ein haltbarer Grund aufgefunden werden, warum der Officiant weniger geneigt seyn sollte, von seinem reichlichern Gehalt etwas beyzulegen, als der Rentenirer von seinen überschießenden Zinsen?

(Der Rentenirer muß sparen zu Deckung der sehr möglichen Ausfälle der Zinsen, und weil er nie einen so gewissen Etat machen kann, wie der im Preußischen pünktlich richtig bezahlte Officiant. A.)

und wenn es wahr ist, daß der Dienst eine Schule der Sittlichkeit genannt werden kann, so lassen sich der Verschwender hier weniger denken, als in den andern Ständen.

(Wie viele lernen in einer recht guten Schule doch nur wenig!)

Wenn Officianten in Residenzen zu dem Gemählde gesessen, so mag die Zeichnung nicht ganz unrichtig, und für diese allein mögen auch wohl nur die Kabinetsordern vom 23ten November 1797 und vom 26ten July 1800 geschrieben seyn —

(Ich halte Gemählde und Kabinetsordres auf alle Länder passend, weil das iliacos intra muros peccatur et extra noch überall sichtbar ist. A.) allein der Schriftsteller ist der Mann für die Welt, der sich niemals auf einen so kleinen Cirkel einschränken muß, wo er nicht gesunde, sondern von verdorbener Hofluft angewehete Menschen antrift. In den Provinzen ist es anders und daher kann die Allgemeingültigkeit der Behauptung in Anspruch genommen werden.

(Man könnte die Kollegia, so wie sie sind, und mit Einschluß der Höfe, diesen Quasi Collegiis, mit der bekannten Grotta del cane vergleichen, deren Dämpfe nur in einer gewissen Region giftig sind, so daß sie dem, der über ihnen steht, unschädlich bleiben. Unthätigkeit ist das Gift dieser Atmosphäre, die sich verdickt und stärker korrumpirt, wenn man sich nicht durch Fleiß über sie hebt, und durch thätige Bewegung ihr Abzug schaft. A.)

Vom Eifer für die gute Sache vielleicht zu weit getrieben, hat der Autor die eigentlichen Mittel, wodurch der Staat den Dienst zu heben vermag, nicht bestimmt angegeben, welches doch in einer Schrift über den Dienst vorzüglich hätte geschehen sollen, und die nach des Urtheilers Meynung in folgenden bestehen:

„Der Staat befördere den fähigen Kopf „und belohne den ausgezeichneten Diensteifer „durch Prämien.“

Beyde hören mit der Stufe, die dem Kopf angemessen ist, und mit dem Bestreben der Auszeichnung auf.

Das preußische Justizdepartement hat bereits diesen Weg betreten, indem man seit kurzem angefangen hat, jährlich den Officianten seiner Oberbehörden Gratifikationen zu geben;

(Können solche Gratifikationen nicht leicht als Zangen genutzt werden, die Empfänger zu diesem oder jenem Zweck hinzuziehen oder gar zu zerren, und sollte man, besonders bey der Justiz, nicht alle Gelegenheit zu dem Verdacht eines: wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, zu vermeiden suchen? A.)

allein man ist hier noch nicht ganz auf dem rechten Fleck, denn die Ungewißheit, ob sie ertheilt werden, und wie viel sie betragen wird, spornt nicht an; eine festbestehende Prämie aber kann der Sporn seyn, die schnellere Bewegung des ganzen Dienstpersonals zu veranlassen.

(Da Ungewißheit die Erwartung nicht ganz niederschlägt, so liegt in dieser noch immer ein

mäßi-

mäßiger Sporn. Ueberhaupt aber möchten wohl die vom Staatswirthschaftsmeister Adam Smith für eine bedenkliche und mißliche Sache erklärte Prämien und die Gratifikationen so nahe unter einander verwandt seyn, daß sich von beyden immer nur gleicher Effekt erwarten ließe. A.)

Das hier gesagte ist nur in der Absicht angeführt, damit aus den Sätzen des Verfassers nicht Gift gesogen werde, und um den Schwachen zu zeigen, was bey Bestimmung der Gehalte das Recht gebietet, und sodann, was die Klugheit zur Hebung des Dienstes empfiehlt.

Ad 40.

Die hier gegebenen Winke sind gewiß nicht zu verachten, nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser den Gegenstand der Untersuchung nicht für zu hoch gehalten, das heißt, sich nicht weicher Socken beym Auftreten bedient, sondern entscheidend, wie sonst und zwar zu Gunsten der Präfekturen gesprochen hätte. Sind in einer wohleingerichteten Monarchie die bekannten hohen Obern etwa zu furchtbar?

(Nicht aus furchtsamen Rücksichten hab' ich die Schuh ausgezogen, sondern weil ich den Boden für wirklich heilig halte. Ich selbst bin ganz

für Einen Minister in jeder Provinz, weil ich die Paschaliks in Syrien ꝛc. keinesweges für die Quelle des Verfalls dieser Provinzen halte, aber wohl die Art, wie die Pascha's gewählt und behandelt werden. Es wäre aber zu verwegen, zu einer Regierungsart zu rathen, welche die so seltene höchsteminente Verbindung von Klugheit und Gutheit in mehreren Subjekten so nothwendig erfordert. Soll man aber deshalb nicht die Theorie ehren und lieben? A)

Ad 44.

Die allerdings nöthige Warnung sollte den Regierungen und nicht den Dienstleuten gegeben werden, denn diese passiren nur Damm oder Brücke, wenn erstere den Befehl dazu ausgefertiget; wer aber ohne diesen herübergeht, müßte als Marodeur behandelt werden, W. R. J. V. R. W.

(Besteht aber die Regierung nicht auch aus Dienstleuten, die nur andere Titel führen? A.)

Ad 50.

So lange man die Polizeywissenschaft nicht als selbstständig ansah, sondern als ein bloßes Postscript der Kameralwissenschaften, war es sehr erklärbar, warum auch dieser Zweig des Staatsdienstes den Kameralbehörden untergeordnet wurde. Diese Verwir-

rung der Begriffe hat die Polizey, bis jetzt noch, in dem Stande der Erniedrigung erhalten; da sie es aber eigentlich ist, welche für die Nichtbeeinträchtigung der beyden großen Staatszwecke — Sicherheit und Wohlstand — sorgt, so wird sie gewiß einst ihren Tabor ersteigen, und in ihrer Verklärung das geistige Auge der Menschen ergötzen. Ihr ist es wie der Philosophie ergangen; sie trägt jetzt der Kameralistik die Schleppe, statt daß sie ihr mit der Fackel vorleuchten, und die Wege, welche sie betritt, ebnen sollte.

Bey diesem richtigen Gesichtspunkte, den der Autor faßte, konnte es nicht fehlen, daß er der exekutiven Polizey auch das Recht zugestehen mußte, kleine Eingriffe in die gesetzgebende sich zu erlauben, weil sehr oft Ereignisse eintreten, denen zur Stelle durch Vorkehrungen Einhalt geschehen muß, die noch keine gesetzliche Sanktion haben, und die der scharfe Blick einer geübten Urtheilskraft am richtigsten finden lehrt; wie er aber diese Kollisionsfälle dadurch zu vermindern hofft, wenn die Polizey mit der Justiz in nähere Verbindung tritt, ist nicht recht abzusehen.

(Wie das Aussprechen des Worts dem todten Buchstaben zu seiner Verständlichkeit hilft, so könnten sich Polizey und Justiz helfen. Man wür-

de durch Verbindung der Darstellung mit der Beschreibung dem, der begreifen soll, sehr zu Hülfe kommen. Wie viel tragen nicht schon Kupferstiche und noch mehr Modelle zur Verständlichkeit und praktischen Anwendung des gehörten und gelesenen bey? A.)

Die natürliche Verwandtschaft der Polizey mit der Justiz, ist bey weitem entfernter wie die mit der Kameralistik. Die Polizey trägt zwar ein Schwerdt (poena instrumentalis) aber sie straft nur um sich die Aufsicht zu erleichtern, und muß wie ein guter Hausvater hiebey auf die Konservation der Familie Rücksicht nehmen; wogegen die Justiz die Tendenz hat, das verrückte Zünglein in der Waage der Gerechtigkeit, und sollte es auch mit der Zerstöhrung des Uebertreters geschehen, wiederherzustellen.

Wehe der Polizey, welche zum leichten Dienst bestimmt ist, wenn sie durch die nähere Verbindung mit der Justiz den schwerfälligen Panzer umhängt: sie würde sich dann nur nach Formen bewegen, und durch ihre Schwerfälligkeit offenbar drückend werden.

(Wenn die sogenannten Handgriffe bey den Künsten, so wie ich glaube, die erprobtesten Resultate der Theorie solcher Künste sind, sollte es bey der Justiz nicht etwas ähnliches geben oder sich

erfinden lassen, welches man mit großem Vortheil bey der Polizey würde nutzen können? Das hier gebrauchte Wort leicht dürfte wohl der Polizey so wenig angemessen seyn, wie einer gewissen Art von Fußvolk und Reuterey, die man auch leichte nennt, obgleich ihr Dienst bey weitem schwerer, sehr oft auch viel nützlicher, als bey der sogenannten schweren Infanterie und Kavallerie ist. Veranlaßte das Wort Unbehülflichkeit nicht manche widrige Nebenbegriffe, so müßte man sich hier seiner als des wahren Gegenstücks von Leichtgewandtheit bedienen. A.)

Es ist daher auffallend, daß man in diesen bloßen Zuchtsachen noch überhaupt, ohne Unterschied des Gegenstandes eine Provocation an die vorgesetzte Behörde und demnächst hierin die Kameraljustiz entscheiden läßt, die immer an die Beweise den Zollstock legt, und nach dem Grundsatz verfährt: es sey besser hundert Uebertreter laufen zu lassen, als Einen, zu dessen Ueberzeugung noch $\frac{1}{12}$ des Beweises fehlt, zu züchtigen.

(So wenig auch ich der Provokation nützliches zutraue, so nothwendig halt' ich das Recht der obern Behörde, die untere zur Rechenschaft zu ziehen, doch ohne Eingriff in die Exekution der Aussprüche der letztern, und hat gleich auch dieses Verfahren seine schlimme Seite, so möchte es doch

aus zweyen Uebeln das kleinste seyn. Was den Zollstock betrift, so ist doch dem, der auf ihn gewiesen ist, nicht zu rathen nach bloßem Augenmaaß zu urtheilen, weil es hier bald am Auge selbst, bald am Medio, durch welches gesehen wird, fehlen kann, wie denn auch da, wo ein voller Beweis erfordert wird, das fehlende $\frac{1}{12}$ an der Vollständigkeit selbst nicht durch $\frac{11}{12}$ Probabilität zu kompletiren seyn dürfte. A.)

Nirgend untergeordnet, sondern für sich selbst bestehend muß die Polizey seyn, und nur aus Verwandtschaft der Justiz und Kameralistik freundschaftlich die Hand bieten, damit es im Staat und Hause wohl stehe.

Ad 58.

Die Sache ist wahr und die Rüge nützlich, nur scheint es ein Widerspruch, wenn oben die Oberaufsicht des Staats bey Privatunternehmungen in Anspruch genommen, und unten ihm doch das Recht zugestanden wird, die Augen auf alles zu haben.

(Da die Aufsicht auf etwas haben zugleich das Recht des Zurverantwortungziehens in sich schließt, so möchte wohl billig ein Unterschied zwischen jenem und dem die Augen auf alles haben obwalten. Zu Letzterm könnte schon der Bürgerbrief verbinden — aber auch wohl zum Ersteren? A.)

Ad 63.

So geradezu alles Klagen über die Lästigkeit des Dienstlebens auf Rechnung des Hanges zum Müssiggange zu bringen, scheint dem Vorwurf der Ungerechtigkeit nicht entgehen zu können.

Wenn man auf die vielen Kompositionen der einzelnen Geschäftszweige bey mehreren Kollegiis Rücksicht nimmt, sein Auge auf die jährlich anschwellenden, sich stets abändernden Verordnungen wirft, und die wirkungslosen Entwürfe zu Verbesserungen nach den verdorbenen Ballen Papier abwägt, auch die neue Last des Tabellenwesens mit auf den Geschäftswagen legt, so wird man die Klagen derer, welche ihre Kräfte zur Fortschaffung desselben überspannen müssen, verzeihlich und eine Erleichterung dieser Beschwerden wünschenswerth finden.

(Gehört alles angeführte nicht blos zu dem, was beym Dienst nicht seyn dürfte, wenn die Diensteinrichter von je her darnach getrachtet hätten, oder auch jetzt trachten wollten, daß aller Dienst nur dahin abzwecke, die Glückseligkeit der Bürger auf dem geradesten, d. i. dem kürzesten Wege zu befördern: und nehmen alle diese Klagen nicht immer mehr zu, je mehr man zu glauben scheint, der Bürger sey des Officianten wegen in

der Welt, und nicht der Officiant zur Hülfe dessen, der den Lohn für diesen Beystand oft weit saurer erwerben muß? Ohne anderweitige Anwendung will ich eine Stelle aus dem 68ten der Lettres persannes von Montesquieu anführen: (Rica.) Monsieur il me paroit que vôtre metier est bien penible? (l'hom. de robe) Pas tant, que vous vous l'imaginés: de la maniere, dont nous le faisons ce n'est qu'un amusement (*R.*) mais quoi n'avés vous pas la tête toujours remplie des affaires d'autrui? N'étes vous pas toujours occupé de choses, qui ne sont point interessantes? (l'H. d. R.) Vous avés raison, ces choses ne sont point interessantes, car nous nous y interessons si peu, que rien, et cela même fait, que le metier n'est pas si fatigant que vous dites. — — A.)

Ad 74.

Man sieht hier nicht deutlich den Punkt, nach dem der Autor zielt.

(Mein Ziel war zu zeigen, daß der Präsident überall eine sehr wichtige Person sey, und daß bey seiner Auswahl höchstvorsichtig verfahren werden müsse. A.)

Nicht nach seinem Geist, sondern nach dem Vorbilde seines großen Meisters soll der Pfarrer seine Gemeine ziehen; und so auch der Präsident nichts weiter thun, als den Geist der Ordnung und Thätigkeit und

der Dienstjahre im Kollegio erhalten. Der Vergleich des Präsidenten mit dem geistlichen Seelenhirten erinnert an die Schaafe in der Heerde, und dies sollen die Räthe eines Kollegii, selbst im Punkt des Gehorsams nicht seyn. Zum wenigsten würden Justiz-Kollegia von der Beschaffenheit eine Schande für sich selbst, und ein Unglück für's Publikum seyn.

(In so fern der Gehorsam die Form betrifft, möcht' er auch wohl in Justizkollegien unentbehrlich seyn. Man unterscheide stets den Herrn der Heerde von ihrem Hirten, ersteres bleibt der Staat, der dafür zu sorgen hat, daß seine Schaafe nicht in die Hände eines bösen Hirten gerathen. A.)

Ueberhaupt muß die Kollegienverfassung bey der Justiz sich der Demokratie, die der Finanzbehörden sich mehr der Monarchie nähern.

(Da in jeder Demokratie der Keim oder Wurm des Despotismus steckt, so wäre wohl beynah' allen Kollegien zur Aristokratie zu rathen, weil diese dem Verstande zum Exertiren und Wirken größeren Spielraum läßt. Mit der ächten Monarchie kommt man überall, meines Erachtens, am besten aus. A.)

Ad 75.

Wahr, in so fern hier von Kammer- und Polizey-Präsidenten die Rede ist, denn

ihnen ist ein weites Feld zu Erfindungen und Verbesserungen offen, und dazu ist ein bloßer Routinier nicht geschickt. Bey der Justiz aber steht die Sache anders, denn ihre Diener haben ein kanonisches Buch (Landrecht) und eine Agende (Prozeßordnung), an welchen zu flicken ihnen nicht erlaubt ist. Sobald diese Zunftmänner etwas aus der Vernunft entlehntes einzumischen wagen, so wird dadurch die Auctorität der durch sie gebietenden Regierung verletzt, die, wie Kant sagt, darin besteht, daß sie den Unterthanen nicht die Freyheit läßt, nach ihren eigenen Begriffen, sondern nach den Vorschriften der gesetzgebenden Gewalt über Recht und Unrecht zu urtheilen.

(Wird nicht dieses kanonische Buch und diese Agende von den Lesern ihres Buchstabens mancher Fehler beschuldigt, die nicht im Buchstaben, sondern im Geist des Lesers liegen. Sieh: so viele Anfragen an die Gesetzkommission 2c. A.)

An der Spitze eines Justiz-Kollegii kann deshalb ein bloßer Routinier stehen, weil er unter lauter schulgerechten Arbeiten, welche nach Einem vorgezeichneten Plan ihr Werk treiben, die Stelle des Aufsehers hat. Der Präsident einer Finanzbehörde geht dagegen

gleich einem Weltumseegler auf neue Entdeckungen und richtige Bestimmung des schon Entdekten aus. Er hat Seefahrer und Künstler aller Art am Bord, aber Er allein bestimmt den Kours, und ist die Einheit, von der alles abhängt, wenn die Fahrt gelingen soll.

(Gewandtheit ist daher eine nothwendige Eigenschaft jedes Finanz- und Polizey-Präsidenten, er muß reich daran seyn, der bey der Justiz nur sein nothdürftiges Auskommen davon besitzen — erstere zeichnen aus freyer Hand nach der Natur, letzterer durch Oelpapier oder mit dem Storchschnabel. A.)

Der Präsident eines Justizkollegii darf nur Verstand, der im Finanz- und Polizeyfach muß Vernunft haben.

(Ist die Vernunft wohl etwas anders als in Aktivität gesetzter Verstand, und kommt also nicht jeder, der leztern anwendet, auch zur erstern? A.)

Ad 80.

Die Behauptung möchte wohl auf dem Probierstein der Wahrheit wenig Gehalt zeigen. Warum sollten zween Freunde, die lange als Räthe Eines Kollegii zusammen gedient haben, und von denen Einer zum Chef

befördert wird, aufhören Freunde zu seyn? Ist ihre Freundschaft ächt, so werden sie ihr Dienstverhältniß von ihrem Privatverhältniß sehr wohl zu unterscheiden wissen. Es giebt sogar Fälle, wo der Dienst durch ein solches Freundschaftsband gewinnt, weil dem Freunde alles, mithin auch die Dienstehre seines Freundes, der Chef ist, am Herzen liegt, und weil Freundschaft mehr als kalte Achtung auf Handlungen wirkt. Daß wahre Freundschaft sich nicht an Subalternität stößt, davon giebt der Militärdienst mehrere Beyspiele. Warum sollte sie es auch, da sie auf innere und nicht auf äußere Gleichheit berechnet ist? Wenn der Gemeinplatz: „Könige haben keine Freunde" öfter Wahrheit als Lüge ist, so liegt die Schuld nicht an der Königswürde und ihrem hohen Hervorragen über alles um sie her, sondern am Mangel des innern Urstofs aller Freundschaft, der moralischen Persönlichkeit, oder auch an der Engherzigkeit derer die einen großherzigen Fürsten umgeben. Die äußere Gleichheit oder Ungleichheit kann daher selbst beym Knüpfen des Freundschaftsbandes nicht in Betracht kommen. Freylich wird zu großer äußerer Abstand der Geburt oder des Standes oft ein Hinderniß, weil es gleichgestimmten edeln

Menschen dadurch schwerer wird, einander zu beobachten, sich kennen zu lernen und ihrer Harmonie wegen sich lieben zu lernen.

(Gegen diese Theorie wird wohl die Praxis jedesmal zeugen. Nicht die Ungleichheit der Stühle, auf denen ein solches Paar Freunde sitzen, macht die Stöhrung, sondern der Gedanken, daß der eine befehlen kann wenn er will, und der andere gehorchen muß, auch wenn er nicht will. Sind der Präsident und der Rath nicht von Einem Kollegio, so kann ihre Freundschaft sehr wohl bestehen, und viele von den angeführten Vortheilen schaffen. Daß zur Freundschaft eine gewisse Standesparität nothwendig sey, ergiebt sich aus der Festigkeit der Schulfreundschaften, weil in der Schule jene Parität zwischen dem hochgebohrnen und wohledlen Knaben herrscht. Man schaffe im Militär das bizarre Recht der Satisfaktionsfoderung ab, das der Edelmann-General dem Edelmann-Kornet oft nicht versagen kann, so laborirt die Freundschaft zwischen beiden an gleichen Mängeln, wie die zwischen dem Präsidenten und Sekretär — A.)

Ad 85.

Nicht darum ist die Jury den Engländern als ein Palladium heilig, weil durch sie das Factum am vollkommensten ausgemittelt wird, sondern weil sie die persönliche Sicherheit so mächtig beschützt. Zu welchen Uebeln die

großen und wesentlichen Mängel der Kriminaljustizverwaltung in England führt, kann man aus den Thatsachen ersehen, die der rühmlichstbekannte Colquhoun in seinem Werk über Londons Polizey aufgestellt hat, und wen ergreift nicht ein Schauder, wenn er in Archenholz brittischen Annalen die Kriminalgeschichte eines Mädchens liest, das unerachtet des von der Jury ausgesprochenen schuldig dennoch unschuldig gefunden wurde, aber nur dann erst, als ihr Körper schon zur anatomischen Vorlesung benutzt war. Ist es nicht außerdem ein Widerspruch, wenn auf einer Seite zur Ausmittelung des Facti eine besondere Scharfsichtigkeit erfordert, und die Einrichtung im Preußischen, die sie den jüngsten, wesenunkundigsten Händen und Köpfen anvertraut, getadelt, auf der andern aber die englische Verfassung gelobt wird, welche die Ausmittelung des Facti nur gar zu oft Menschen anvertraut, deren Geisteskräfte die verwickelten Fälle nicht zu umfassen vermögen, und die es geschehen läßt, daß man mit dem Wortverstande des gesunden Verstandes so wie der Gerechtigkeit spottet?

(Für die persönliche Sicherheit sorgt eigentlich die Habeas corpus Akte. Die Jury spricht ihr schuldig und nicht schuldig blos in Rücksicht

des Faktums, und ist übrigens ganz unschuldig an der erbärmlichen Kriminaljustiz der Britten. Freylich kann sich auch manchmal ein Mißgriff der Jury ereignen, aber dann fällt er auch eben dieser Seltenheit wegen gleich so sehr auf. Man kann ein Factum nicht von zu vielen Seiten ansehen um seine Indentität recht zu sichern. Ist nicht überdem das Urtheil der Parium über eine Handlung Eines Ihres gleichen schon an und für sich sicherer? A.)

Ad 92.

Auf diese mit der Menschlichkeit nicht recht harmonirende Behauptung, daß dem kranken Officianten $\frac{1}{4}$ seines Gehalts entzogen werden soll, wäre der Autor gewiß nicht gekommen, wenn er das Gehalt nicht als eine Prämie angesehen, und also die darin herrschende Willkühr auch hier auf den Fall der Krankheit des Officianten übertragen hätte. Es soll dieses ein Compelle intrare abgeben, als ob es von dem Willen des Officianten abhinge, gesund oder krank zu seyn. Krankheiten, wenn sie bedeutend und anhaltend sind, verursachen gerade eine vermehrte Ausgabe, auf die bey Bestimmung der Gehalte, da sie blos auf das Bedürfniß sich gründen, nicht gerechnet worden; und nun soll der Officiant in dieser an sich schon drückenden Lage von dem bestimmten Gehalt noch abgeben?

(Warum soll denn aber der Gesunde von seinen Kräften abgeben, weil der Kranke die seinen nicht brauchen kann? Da bey Fertigung aller Anschläge jederzeit etwas ad Extraordinaria ausgesetzt wird, sollte bey Bestimmung der Traktamente nicht auch schon etwas zu vorher nicht zu berechnenden Ausgaben angenommen seyn, und wär' es daher nicht jedes Officianten Pflicht dieses Extraordinarium als ein Depositum zum Gebrauch in Nothfällen aufzubewahren? A.)

Vielleicht hätte ein Blick in die große freye Natur im wohlthätigen Sonnenschein dem Autor die milderen Gesinnungen eingegeben, die wahrlich ihm nur der Schreibtisch geraubt hatte.

(Kann aber ein solcher Anblick nicht auch den Gedanken veranlassen, daß, wenn mancher Officiant jene gar nichts kostenden Freuden und Stärkungen der Natur öfterer und herzlicher genießen wollte, er viele theure Stubenvergnügungen würde entbehren, und eben dadurch seinen Salarienetat hinlänglich finden, so wie auch manche Krankheit sich ersparen können? A)

Der Staat sollte seinen Dienern vielmehr eine Zeit zu Rustikationen verstatten, um nach Hufeland das Gleichgewicht zwischen Geist und Körper wieder herzustellen, welches der Schreibtisch so oft aufhebt.

Zu-

(Zulässiger, vielleicht gar nützlich, halt' ich eine kleine Siesta, ein Nachmittagsschläfchen, als solche Rustikation, die der Vellegiatura der Italiäner gleicht, weil ich in den sogenannten Ferien etwas dienstwidriges finde, das nur die Nachsicht gegen menschliche Schwachheiten eingeführt hat und noch beybehält — wie selten mögen wohl Ferien auf Akademien oder in Kollegiis zu dem Zweck gebraucht werden, den man bey ihrer Zulassung zum Prätext brauchte! A.)

Ad 94.

Die Sekretarien sind, mit Ausschluß der Justiz-Kollegien, wohl einzuschränken, weil Ausfertigung von Formularien &c. nicht für den Rath gehören, dessen Kopf und Zeit der Staat vortheilhafter benutzen kann.

(Sollte nicht die Kanzelley jedes Kollegii ohne große Mühe zur Ausfertigung aller Formularien &c. ein- und abgerichtet werden können? A.)

Ad 100.

Damit die Tabellenprotektoren den Verfasser nicht einer bösen Leumundmacherey anklagen, müßte wenigstens ein specieller Fall angeführt werden, wo Tabellen über Gegenstände angeordnet sind, die ihrer Natur nach eine solche Kontrolle nicht zulassen.

(Wenn der kunstunwissende Rathmann den blos handgerechten Weber über seinen Fädenbedarf befrägt, und die erhaltene Antwort in die Kolumne einträgt — wie ist doch wohl dabey Zuverlässigkeit möglich? Hat man nicht die Exportations- und Importations-Listen, ihr Plus und Minus durch Defraudation ungerechnet, bereits so unzuverlässig gefunden, und die Unmöglichkeit ihrer Richtigkeit so eingesehen, daß man auf das Facit der Handelsbalanzen nicht mehr sicher zu rechnen wagt?*) A.)

*) Siehe die Anmerk. von C. ad 97.

Einige Gedanken, die mir beym Lesen des Aufsatzes über den Dienst eingefallen und die als Zusätze genutzt werden könnten.

Ordnungsliebe und richtige Zeiteintheilung können als Kollaboratoren des Dienstes angesehen werden.

(Kollaboratoren, welche verdienen Rektoren zu seyn. A)

Der Officiant ist auf das Sparen angewiesen, und muß ein eben so guter Wirth mit der Zeit als mit dem Gelde seyn.

(Nur muß er die Sparkunst nicht in den Nichtgebrauch setzen, welcher Fall sich öfterer ereignet, als man es denkt. A.)

Wenn es wahr ist, daß jeder Mensch seinen Wurm und seine Perle hat, dann kann der Chef beym Dienstmann viel dazu beytragen ersteren zu tödten, letztere herauszuheben.

Der Geschäftsgang sey dem Schritt eines kraftvollen aber besonnenen Mannes gleich. —

Wenn die Frucht des Dienstes nicht allein genießbar, sondern auch schmackhaft und heilsam seyn soll, so muß sie weder im Treibhause gezogen, noch zu lange in der Erde zurückgehalten werden.

(Da der Dienst überhaupt mehr zur Kunst als zur Natur gehört, so möcht es in den meisten Fällen unschädlich seyn, Fenster vorzusetzen, damit seine Frucht sich nicht verspäte. A.)

Die Justiz sollte immer auf den geraden Weg, und niemals auf die Nebenwege, oder wie es zuweilen sogar in Rescripten heißt: in die Gelegenheit sehen.

(In die Gelegenheit zu sehen könnte nicht schaden, nur sollte man nicht nach Gelegenheit handeln. A.)

Aengstliche Beobachtung der Formen mag für die Priester der Themis nothwendig seyn, bey der Polizey würde sie die Verwaltung lähmen.

(Die ängstliche Beobachtung taugt wohl nirgend, aber die genaue ist bey der Justiz so nothwendig, wie die Anwendung weniger aber sehr bestimmter bey der Polizey sehr nützlich seyn kann. Die Justiz privatisirt, die Polizey popularisirt, d. i. sie hat immer zugleich Rücksicht aufs Publikum. A.)

Die Polizey ist nicht der Freyheit entgegen, sondern befördert sie vielmehr. Was sie dem einzelnen Mitgliede von der Summe freyer Befugnisse abzieht, das läßt sie ihn durch die Summe aller gegebenen bürgerlichen Rechte wieder gewinnen. Sie ist das Barometer des Volkszustandes.

Die Polizey muß durch Aufseher wachsam seyn, aber nicht durch Spione, wer für Verrätherey bezahlt, tödtet die Moral.

(Der Unterschied zwischen Spioniren, Aufseherey und Aufsicht ist nicht zu übersehen, er liegt weniger in der Sache, als in der Art, wie sie von Personen getrieben wird. Der Spion ist jederzeit ein schlechtdenkender Mensch, der Aufgucker oft blos ein vorwitziger, der Aufseher soll und kann stets ein redlicher Mann seyn — der Spion verräth, der Aufgucker chikanirt, der Aufseher sorgt, daß das zurecht befohlene zurecht geschehe. A.)

Nationalunarten können von der Polizey zwar in Rüge gestellt, durch die Erziehung aber nur radikal geheilt werden.

(Daher glaub' ich auch, daß die Erziehung und der Unterricht natürlicher zum Polizey- als zum kirchlichen Departement gehören. A.)

Ein Kollegium, dessen Mitglieder durch Unthätigkeit gelähmt sind, gleicht einem

Staat, in welchem die Anarchie herrschend geworden. Unthätigkeit, sagt Franklin, frißt gleich dem Rost geschwinder, als Arbeit abnutzt, da der gebrauchte Schlüssel hingegen immer glänzend ist.

(Meiner innigsten Liebe und Hochachtung für Franklin unerachtet glaub' ich doch, daß dieses Gleichniß an der Familienkrankheit ziemlich laboriret. A.)

Der Verstand des Dienstmannes kann nur durch abwechselnde Beschäftigung gebildet werden, die Gleichförmigkeit macht ihn zwar scharf- aber auch kurzsichtig.

(Der Präsident eines Kollegii muß ein weites Gesicht haben, dem Rath schadet auch das kurze nicht, aber scharf, d. i. recht sehen müssen beyde. A.)

Gymnastische Uebungen sind die Hebamme des kriegerischen Geistes.

(Dies läßt sich kaum von den Zeiten der Griechen und Römer erweisen — die neuere Einrichtung des Soldatenwesens dürfte sogar in vielen Stücken antigymnastisch seyn, so nützlich auch manches gymnastische hier eingeführt werden könnte. A.)

Anmerkungen
zu den
Gedanken und Meynungen
über
manches im Dienst ꝛc.
Von C.

Zur ganzen Dienstlehre würde gehören:

I. Der Begrif vom Dienst überhaupt, und die Eintheilung des Dienstes in seine verschiedenen Gattungen und Arten nach 1) Militär-, 2) Justiz-, 3) Polizey-, 4) Finanz-, 5) Lehr-Wesen, und 6) Staatswirthschafts- oder eigentlichen Regierungsgeschäften.

II. Die Organisation der zu jeder dieser Dienstgattungen gehörenden Officien und Verhältnisse dieser, wenn man sie so nennen darf, sechs verschiedenen Hierarchien gegen einander.

III. Die innere Einrichtung der Dienstgesellschaften (Kollegien). Sie beruht auf gesetzlichen Instruktionen, welche theils das Verhältniß der Glieder zum Präsidio so wohl, als zum Corpus, theils den Geschäftsbe-

zirk (ressort) theils den Gang der Geschäfte bestimmen.

IV. Die Amtstreue und Mittel sie zu bewirken. Unterschied der Amtstreue in Hinsicht auf Dienstmechanismus, und in Hinsicht auf Dienstgeist; so fern man bey jener sich begnügt, pünktlich der Instruktion nachzuleben, und alle Befehle zu befolgen, ohne sich um den Zweck des Dienstes und die Folgen zu bekümmern, nicht anders als wäre das Publikum des Dienstes und der Befehlshaber wegen da, wogegen man bey letzterer auf den Zweck des Dienstes sehen, und brav und rechtschaffen genug seyn muß, theils Unannehmlichkeiten entgegen zu gehen, theils Reitzungen zu überwinden, wenn es darauf ankommt den wahren Zweck des Dienstes zu erreichen. Alle Bewegungsgründe zur Amtstreue laufen hinaus auf a) Eigennutz (Zulage, Avancement etc.) b) Furcht, c) Ehre, d) Gewissen oder Pflicht. Gewöhnung kann machen, daß selbst die aus unlautern Bewegungsgründen ursprünglich entstandene Thätigkeit vorhält, selbst wenn jene Gründe wegfallen; nur

Rechtschaffenheit scheint sich nicht angewöhnen zu lassen, so wenig als Menschenverstand.

V. Die Dienstbesetzung; sie gehört zur Amtstreue, so fern die Kollegien oder ihre Chefs das Präsentations-, oder gar das wirkliche Anstellungsrecht besitzen, oder de facto ausüben, und bey Anstellung von geschickten, rechtschaffenen, thätigen Dienstmännern reduciren sich die Mittel, Amtstreue zu bewirken, darauf, daß man jene Männer nicht muthlos, nicht verdrossen, nicht unwillig mache.

Alles Heil jedes Volks beruht, gute, d. i. gerechte Gesetze vorausgesetzt, auf der Staatsverwaltung, so wie diese wieder auf dem Kopf, Herzen und Charakter der Dienstmänner. Nur in so fern kann eine Staatsverfassung vor andern mehr werth seyn, als sie theils sicherer gute Gesetze schaft, theils besser hindert, daß nicht Taugenichtse, Schelme und Faullenzer sich in die Aemter einschleichen oder (wenn es doch geschieht) daß diese leichter ausgemerzt, und daß Misverwaltungen schneller

kundbar, und gewisser abgestellt werden.

Ad 1.

Dienen heißt bestimmte öffentliche Geschäfte kraft einer besondern Obliegenheit verrichten, und ein Dienst oder Amt besteht, was die Sache betrifft, (objective) in einer bestimmten Art von öffentlichen Geschäften, und was die Person betrifft (subjective) in einer förmlich übernommenen besondern Pflicht, solche vorschriftmäßig zu verrichten. Wesentlich gehören nach diesem Begriff zu jedem Dienst zwey Stücke, 1) eine Bestimmung der Geschäfte, welche von Amtswegen oder als zum Dienst gehörig verrichtet werden sollen, und 2) eine besondere Verpflichtung, die jemand in Hinsicht auf jene Geschäfte übernimmt.

I. Die öffentlichen Geschäfte im Gegensatz auf private sind theils a) eigentliche Staatsgeschäfte d. i. solche, in deren Verwaltung der Dienstmann, Kraft unmittelbarer oder mittelbarer Vollmacht (Auctorität) das Staatsoberhaupt selbst repräsen-

tirt, oder in dessen Nahmen handelt; theils b) solche, die zwar Kraft mittelbaren oder unmittelbaren Auftrages, aber nicht im Nahmen des Staats geschehen. Zu der letzten Art gehört das Kirchenwesen in Ländern, wo der Staat Diener des göttlichen Worts salarirt, also auch bestellt und regiert; selbst das Lehrwesen bey öffentlich vom Staat unterhaltenen Lehranstalten, die Medicinal- und Baubehörden, wenn der Staat dergleichen selbst unterhält, welches beydes letztere in England nicht geschieht, so wie beydes erstere zum Theil in Nordamerika und Frankreich nicht; die Geschäfte der beym Domänen-, Gestütt-, Forst-, Berg-, Hütten- und andern Regalien angesetzten Behörden, so fern blos auf das Materiale ihrer Geschäfte gesehen wird, in welchem Betracht auch selbst die Geschäfte der Admiralitäts-, Kommerz- und Fabriken-Behörden, z. B. Schulanstalten, nicht zu den Staatsgeschäften gehören, aber wohl sofern sie von gerichtlicher und zwangspolizeylicher Art sind.

Zu der ersten Art, oder zu den eigentlichen Staatsgeschäften aber gehören alle auf a) Justiz, b) Polizey, c) Militär, d) Besteuerung und e) eigentliche Regierung sich beziehende Geschäfte.

Zu Privatgeschäften gehören alle, die einer a) physischen oder b) moralischen Person in ihrem Privatcharakter geleistet werden. a) Einer physischen, denn selbst der Oberkammerherr, Oberhofmarschall und was sonst dem Könige, nicht als Könige, sondern als vornehmen reichem Herrn dient, bekleiden einen Privatdienst. b) Einer moralischen, wie ein Küster, ein Organist bey einer Kirchengemeine, Nachtwächter bey einer Ortschaft, Kanzellisten bey einem Kollegio. Hobbes will selbst die gemeinen Soldaten nicht für öffentliche Diener gelten lassen, sondern nur die Befehlshaber, weil nur diese das Staatsoberhaupt repräsentiren, oder in dessen Nahmen handeln, die gemeinen Soldaten aber nicht. Man könnte indessen jene Staatsbediente, diese dagegen öffentliche nennen.

Betrachtet man diesem Begriff gemäß die öffentlichen Geschäfte nach den oben angeführten sechs Hauptklassen oder Hierarchien, so zeigt es sich, daß solche Geschäfte nicht eben darin bestehen, die Menschen im Staat zur gehörigen Beobachtung ihrer Pflichten gegen einander sowohl, als gegen den Staat anzuhalten, das mag Zweck oder auch Folge dieser Geschäfte seyn, macht aber ihr

Wesen nicht aus, welches vielmehr in der Verrichtung der durch die Dienstinstruktion ausdrücklich, oder durch die Natur des Dienstes sich von selbst verstehenden, zur Pflicht gemachten Handlungen besteht. Der Richter soll untersuchen und erkennen, der Polizey-Officiant Unsicherheiten aller Art durch bestimmte Mittel verhüten, und, wenn sie doch eintreten, hemmen. Der Soldat soll, um den Staat gegen auswärtige Feinde zu vertheidigen sowohl, als bey innern Unruhen, thun, wozu er kommandirt wird; der Finanzbediente soll die Einkünfte erheben rc., der öffentliche Lehrer lehren und predigen; die eigentliche Regierungsbehörde soll für gute Gesetze und Verfügungen in Absicht des allen, und für Wegräumung der Hindernisse, welche den Menschen wehren, ihren Wohlstand sich selbst zu verschaffen, sorgen. Selbst von den eigentlichen exekutorischen Geschäften (Verhaftnehmungen, Auspfändungen, Strafvollziehungen) kann man nicht einmal recht sagen, daß sie den Menschen zu Beobachtung seiner Pflichten anhalten sollen.

II. Das zweyte wesentliche Stück des Dienstes ist die besondere (im Grunde allemal kontraktmäßige) Verpflichtung, Kraft deren jene Geschäfte verrichtet werden. Nur

der hat das Amt oder den Dienst, der zu den Geschäften desselben verpflichtet ist, nicht wer sie ohne solche Verpflichtung verwaltet. So war die Pompadour nicht Kabinetsminister, aber wohl die Daschkow Präsident der Akademie der Wissenschaften.

Die Dienstpflicht ist 1) allemal eine strenge, d. i. mit Verantwortlichkeit verknüpfte Pflicht; aber sie ist nach der Natur der Dienstgeschäfte verschieden; denn manche von diesen sind erzwingbar, wie Soldaten-, Kanzellisten-, wie alle körperliche Dienste, andere sind ihrem Wesen nach unerzwingbar, wie Lehrer-, Minister-, wie überhaupt alle Dienste, bey denen es auf Geistesthätigkeit und eigenes Denken ankommt: an diesen läßt sich allenfalls das Mechanische, e. g. daß so viele Stunden gelehrt, über das und jenes Berichte oder Vorschläge gemacht werden sollen, aber nicht das Wesentliche erzwingen. Geschäfte, die sich pünktlich anbefehlen lassen, lassen sich auch erzwingen; aber solche, die anvertraut, d. i. dem eignen Urtheil dessen, der sie übernimmt, ganz, oder zum Theil überlassen werden müssen, (wie alle Justiz-, viele Polizey-, die meisten staatswirthschaftlichen und fast alle eigentliche Regierungsgeschäfte, lassen, so weit sie

sie von der Art sind, keinen Zwang zu. Unter Zwang ist auch Strafe mit begriffen.

2. ist die Dienstpflicht allemal eine besonders übernommene Pflicht. Die allgemeine Bürgerpflicht mag in Republiken jeden verbinden, nach einer gewissen Regel, auch besondere Dienste zu leisten, aber, indem jemand einen solchen besonderen Dienst antritt, übernimmt er, außer seiner allgemeinen Bürgerpflicht, eine besondere, auf diesen Dienst sich beziehende, wie z. B. die Miliz in Nordamerika, die Geschworenen (Jury-men) in England, die Richter in Athen, wo die Bürger gerade so zum Richten verpflichtet wurden, wie in manchen Städten zu den Feuerwachen.

Es kann die Annahme selbst eines solchen Dienstes, der in unbefehlbaren Geschäften, wie z. B. in einer Befehlshaberschaft selbst besteht, gleichwohl in so fern erzwungen werden, daß derjenige Strafe geben muß, der den Dienst nicht annehmen will: wie jetzt die batavische Republik manche Bürger zwingt, Dienste, die ihnen nicht gefallen, anzunehmen.

In Republiken giebt es davon Beyspiele genug.

Zum Wesentlichen der Dienstpflicht gehört 3) nicht daß sie

A) lebenslänglich, auch nicht, daß sie

B) mit Vergeltung verknüpft sey.

A. In Republiken sind die wichtigsten Aemter abhängig von Wahl, die periodisch vorgenommen wird, und bey manchen Aemtern ist sogar die Wiedererwählbarkeit ausgeschlossen.

B. Was Vergeltung betrifft, so muß man auf die Verschiedenheit der Dienstarten sehen. Die Dienste, welche in erzwingbaren und anbefohlenen Geschäften bestehen, mögen mit Entschädigung verknüpft werden, für die Zeit und Mühe, die der Dienstmann für andere anwendet, so fern nicht a) nach einer gleichen Regel andere ihrer Seits dergleichen Geschäfte auch ihm zu gut ohne Entschädigung übernehmen, oder b) die Geschäfte von der Art sind, daß ohne Entschädigung sie Niemand treiben wollte: denn sofern sich immer Personen dazu finden würden, ist Entschädigung unnöthig, weil kein Schade existirt. Die Glieder des Unterhauses in England bekommen weder Gehalt noch Emolumente, die Friedensrichter (meines jetzigen Wissens) auch nicht. Die Präsidenten im Tribunat, im gesetzgebenden

Korps und im Senat in Frankreich, bekommen nicht mehr Entschädigung, als die Glieder dieser Kollegien. Je mehr ein Dienst Vertrauen fordert, also mit Geistesarbeit verknüpft, d. i. von liberaler und nicht serviler Art ist, je mehr er eben darum Gelegenheit sich verdient zu machen darbietet, folglich mit Achtung und Ehre verknüpft ist, desto weniger kann dabey von Entschädigung die Rede seyn. Kein Konsul, Prätor, Quästor, Tribun im alten Rom bekam Gehalt. In Hamburg sind viele der wichtigsten Dienste ohne Besoldung.

Kants Argument, daß ein Dienstmann, sofern er, um sich zu dem Dienst geschickt zu machen, Zeit und Mühe hat anwenden müssen, die er statt dessen zu Erlernung eines andern Berufs hätte verwenden können, dafür eine Vergeltung, oder ein Aequivalent fordern könne, paßt nur in höchst wenigen Fällen. Dem Kanzellisten gebühret dafür, daß er schreiben gelernt hat, keine Vergeltung, denn das hätte er doch gelernt, kann es auch zu andern Dingen brauchen. Eben so ist es mit dem Studieren, so weit es nicht etwa die Kenntniß solcher Dinge betrifft, die für den, der sie erlernt hat, außer der Anwendung im Amte, nicht den geringsten Werth oder Nu-

tzen haben: und von welcher Kenntniß läßt sich das wohl sagen? Ist nicht Kenntniß der Landesgesetze und des Gerichtswesens an sich für jeden Staatsbürger immer etwas werth? Ist das nicht noch mehr bey den Kameralisten, den höhern Polizeybeamten, den Theologen in Ansehung ihrer respektiven Studien der Fall? Und nun nehme man vollends die Finanzposten (Accise-, Zoll-, Landsteuer-Officianten) von den höchsten bis zu den niedrigsten, wie viele von den Subjekten, die sie bekleiden, haben denn besondere Vorbereitungen dazu auf Kosten eines andern Berufs, den sie sonst gewählt hätten, gemacht? Oder man nehme die Officiere beym Militär!

Eben so unrichtig ist Kants Satz, daß der Staat darum keinen Officianten seines Amtes entlassen könne, weil sonst Niemand sich zu Aemtern vorbereiten würde. Fehlt es doch bey Wahlämtern in Republiken nie an geschickten Subjekten, selbst wenn die Aemter nur auf Ein Jahr gelten. Es ist schlimm, daß man Aemter als Versorgungen ansieht, daß man sie nur nach der Einnahme schätzt, nur der Einnahme wegen begehrt, daß überhaupt das Dienstwesen ein pures Gewerbe wird, wie es leider bey uns und in andern Monarchien ist. Was

soll denn aus den Arbeiten werden, die sich ihrer Natur nach nicht bezahlen lassen? d. i. aus solchen, die ganz auf Einsicht, Rechtschaffenheit, Sorgfalt und nicht auf Mechanismus beruhen? das heißt aus solchen, auf welchen gerade alles Heil, alles Wohl und Wehe des Volks beruht; wie die Arbeiten derer, die die Verordnungen machen, die die wichtigsten Aemter besetzen, überhaupt derer, die eigentlich regieren, es sey in Militär- oder Civil-, in Justiz- oder Finanz-, in Polizey- oder Kirchen- und Schul-Sachen?

Bewahre Gott davor, die Dienstgehälte nach dem Bedürfniß der Dienstmänner zu bestimmen! So wie das Hinterrad am Wagen nie das Vorderrad erreicht, so wird keine Gehaltserhöhung das derselben immer vorlaufende Bedürfniß erreichen.

Auch der Werth der Arbeit kann das Maaß zum Gehalt nur so fern abgeben, als dieser Werth sich durch die Konkurrenz derer, die solche Arbeit für dieses oder jenes Gehalt leisten möchten, bestimmt. So lange es möglich ist Personen zu finden, die für ein sonst niedrig scheinendes Gehalt den Dienst geschickt und treu verwalten würden, ist eine Gehaltserhöhung unnütz und schädlich. Je-

des Gedränge aber nach einem Dienst ist ein Beweis, daß das Gehalt für die damit verknüpfte Arbeit in der Art, wie sie geleistet zu werden pflegt, und welche vielleicht sehr verschieden von der Art ist, wie sie geleistet werden soll, zu hoch ist: scheint das Gehalt gleichwohl geringe zu seyn, so forsche man nur nach den ꝛc. Emolumenten, so wie von der andern Seite nach der Arbeit, die wirklich verrichtet wird, nicht die in der Instruktion steht.

Abgerechnet blos körperliche oder anbefohlene Dienste, deren Lohn sich, wenn sie dem Publico geleistet werden, eben so als wenn man sie der Privatperson leistet, genau genug durch die Konkurrenz bestimmen läßt, so würden alle Aemter, welche Geistesarbeit fordern, und ihrer Natur nach nur anvertraut werden müssen, je geringer die Gehalte wären, desto mehr auf Personen, die eigenes Vermögen vom Hause aus hätten, sich beschränken; vorausgesetzt, daß Achtung und Ehre genug damit verbunden wäre, um solche Personen zur Annahme solcher Aemter zu reizen. Das wäre sehr gut bey solchen Posten, die nicht sowohl Genie und tiefe Kenntniß, als Treue und Rechtschaffenheit erforderten. (Bey der Landschaft bekommt der Direktor weniger

Gehalt wie der Syndikus, und Kirchenvorsteher bekommen gar nichts.) Denn bey Posten, wo jene mit nöthig wären, müßte den treflichen Köpfen, die ohne Vermögen sind, der Zugang durch gar zu niedrige Gehalte, bey denen sie nehmlich beym Mangel an eigenem Vermögen nicht bestehen könnten, nicht erschwert werden.

Aus dem ersten Grunde müßten alle Präsidenten und Direktoren weniger Gehalt haben, als arbeitende Räthe — aus andern Gründen mag es aber auch anders gut seyn.

Ad 8.

Rigorismus im Punkt des Gehorsams macht bey den Diensten, die in ganz bestimmten, erzwingbaren Geschäften bestehen, wie Kontrolleur=, Accise= und Thorschreiber=, Kanzellisten=, Militär= und andere Dienste, Alles aus, bey allen andern Diensten ist er auch immer wichtig, so fern er wenigstens die Folge hat, daß der Buchstabe des Dienstes erfüllt, und eine Menge von Unterlassungssünden gehindert werden. Auch kann man wohl sagen, daß Furcht kräftiger auf Fleiß und Ordnung wirkt, als Lob und Geld: wie überhaupt das Unangenehme stärker den Willen bewegt, als das Angenehme.

Ad 28.

Graf und Baron sagt da, wo noch Leibeigenschaft besteht, unendlich mehr als General und Präsident, letztere Nahmen drücken Pflichten neben Rechten, erstere drücken lauter reine Rechte, und zwar Regenten- und Herrschaftsrechte aus. Daß die ganze persönliche Descendenz solche Herrschernahmen fortführt, ist wohl ein ärgerer Uebelstand, allein nach dem Feudalsystem ganz konsequent, so lange an jenen Titeln Rechte kleben, und wären sie auch nur in spe.

Zu den Anmerk. von B. ad 30.

Würde kann durch nichts in der Welt, als durch achtungswerthe Eigenschaften erlangt werden, durch Uneigennützigkeit, Rechtschaffenheit, Bravheit, Verstand, Fleiß, Dienstfertigkeit. Weit gefehlt, daß Aufwand Würde gäbe, giebt Selbstverleugnung und Muth lieber arm zu seyn, als durch die mindeste Abweichung von der Regel der Rechtschaffenheit reich zu werden, überall unfehlbar Würde d. i. Achtung bey allen Bekannten. Der würdigste Mann in Hamburg, sagte mir ein sachverständiger Reisender, ist jetzt (1800.) ein Bäcker — wenn der einmal aufs Par-

terre ins Theater kommt, nimmt jedermann den Hut ab, welches nie geschieht, wenn der Bürgermeister kommt.

Wenn die Bedürfnisse des Lebens objektive fortgehend steigen, so ist es auch nicht minder wahr, daß subjektive die Sucht nach dem, was man Lebensgenuß nennt, kurz nach Wohlleben aller Art, zunimmt, und zwar blos aus Lüsternheit, nicht aus Noth; denn Gottlob die Tyrannin Mode, die sonst manchen Aufwand zur Nothwendigkeit machte, hat ihre Herrschaft verlohren, und es darf jetzt, weit eher als sonst, jeder sich einrichten, wie er will, ohne deshalb, wenn er es nur sonst vernünftig thut, Tadel zu besorgen.

Ad. 33.

Freilich ist es der Tod alles Dienstes, wenn der Beamte sein Amt als eine Pfründe ansieht, eben so als wenn er wähnt, das Publikum sey deswegen da, damit ein solches Amt von ihm verwaltet werde. Das erste zu vermeiden, sollte man invaliden Offizieren und andern zur Versorgung keine andere Dienste geben als solche, deren Geschäfte ganz von erzwingbarer Art sind, wie Postmeister-, Accise- und Zolleinnehmerstellen. Das zwey-

te, daß nehmlich z. B. ein Richter seine Jurisdiktionsgenossen, ein Prediger seine Eingepfarrten, ein Gutsbesitzer oder Oekonomiebeamter die Bauern seines Amtes, ein Regimentschef seine Kantonnisten rc. nicht als seinetwegen, sondern sich als ihrentwegen existirend ansehe, kann nur der Staat durch Gesetze bewirken, und wehe, wenn er es nicht thut! dann ist ganz eigentlich die Staatsverwaltung auf den Kopf gestellt. Es ist das auch eine Art von Egoismus, aber von weit ärgerer Art, es ist Egoismus des kollektiven Korps jeder Dienstklasse, und in so fern ohne Hülfe, falls nicht etwa Opposition von den andern Dienstklassen eintritt.

Ad 35.

Wenn der Staat auch nur im Geringsten die Sorge für die Wittwen und Kinder der Officianten übernimmt, so werden die Officianten sich unfehlbar aller eignen Sorge entschlagen und sie dem Staat aufbürden. Wer sorgt für die Wittwen und Kinder der braven Bauern, Handwerker, Künstler und Gewerbsleute jeder Art, die uns alle ernähren, die für ihre Arbeit, bey der freyen Konkurrenz den geringsten Lohn haben; statt daß hingegen alle Officianten einen

verhältnißmäßigen überhohen, eine Art von Monopollohn ziehen, indem ihr Lohn nicht durch freye Konkurrenz bestimmt wird? Und bey diesem höhern Lohn soll nun noch der Staat Zulage geben? Denn auf Zulage läuft doch immer der Vorschlag n. 35. hinaus, indem so viel der Staat für die Familie der Officianten thun soll, so viel weniger diese selbst für sie zu thun brauchen.

Der Vorschlag, so wie alle Pensionen für Ausgediente, wenn nemlich diese Pensionen als gesetzmäßige Staatsschuldigkeit statt finden sollen, sind wahrer Zunder zu Verschwendung, Unordnung und Lüderlichkeit. Bloß die Pensionen sind Schuld daran, wenn manche Officianten, bey sehr großer Einnahme gleichwohl, wenn sie zu dienen aufhören, oft wirklich Pension nöthig brauchen.

Pensionen als Prämien für besondere Verdienste, oder als Allmosen bey besondern Umständen, ohne Gesetz, in einzelnen Fällen ertheilt, lassen sich rechtfertigen, aber alle andere, und auch der Vorschlag im §. 35. sind doppelt ungerecht und doppelt schädlich, sowohl für die Officianten, als für das Publikum.

Wenn ich denke, daß der Bauer und Handwerker dasjenige sich und seinen Wittwen und Kindern vom Munde abbrechen muß, was er hingiebt, damit ein Officiant, der so oft für seine Dienste über alles Verhältniß belohnt wird, in der Folge, wenn er gar nichts mehr thut, es als Pfründe ziehe, oder damit es an Weib und Kinder eines Officianten komme, der mehr erhielt, als seine Arbeit werth war, (denn es hätte ein anderer sie gern für seinen, oder noch kleinern Lohn verrichtet,) so weiß ich nicht aus, nicht ein.

Mag der Staat lieber mehr Salar geben, wenn das bisherige nicht hinreichte, aber jeder müsse für sein Haus und seine Familie selbst sorgen; sonst zieht natürlich jeder die künftige Pension oder Versorgung der Familie mit in seinen Etat und richtet seinen Aufwand darnach ein.

Ad 40.

Die Vereinigung aller Departements einer Provinz, in der Hand Eines Mannes würden diesen eigentlich zum Pascha machen. Selbst in einer Republik, wo die Geschäfte jedes Departements aufs genaueste an Gesetze gebunden sind, und aufs schärfste vom Pub-

liko selbst bewacht wären, würde man so etwas nicht wagen, noch weniger möchte es in einer Monarchie rathsam seyn. Es kommt freilich auf Gesetze alles an, wären die Paschas an Gesetze, und zwar an gute, d. i. gerechte, in allem ihren Verfahren gebunden, so würden sie zwar nicht schaden, aber dann wären sie auch nicht Paschas. Die Vereinigung aller Departements in Einer Hand ist in kultivirten Staaten schon darum theils unthunlich, theils unzweckmäßig, weil in der That die zu den verschiedenen Departements gehörigen Kenntnisse allzu disparat sind, z. B. Justiz und Militär rc. und weil die Menge der verschiedenartigen Geschäfte von Einem Mann nicht übersehen werden kann, der daher ein bloßer Figurant seyn würde.

Ad 44.

Der Gedanke ist wichtig. Wohl des Ganzen wird als Vorwand gebraucht, a) zur Beybehaltung erweislich gemeinschädlicher oder ungerechter Einrichtungen, b) zur Einführung neuer Gesetze und Anstalten, während es eigentlich angesehen ist, wenn nicht auf unmittelbaren Eigennutz, doch auf Erweiterung der Macht dessen, der jenen Vorwand braucht. Es ist überflüßig dem Pub-

likō zu sagen, daß etwas zu seinem Wohl gereiche, sogar wenn dieses wirklich der Fall ist, und es ist Spott es ihm zu sagen, wenn es vollends sich nicht so verhält. Niemand kann wohl besser wissen, ob etwas zum Wohl des ganzen Publici gereiche, als eben dieses Publikum selbst. Es wäre gut, und auch wohl in den unumschränktesten Monarchieen thunlich, daß in jedem Gesetz und in jeder Verordnung ganz bestimmt die eigentlichen Gründe davon ausgedrückt würden. Das Publikum darf dann doch wenigstens sagen, ob die Gründe Stich halten, und ob die erwählten Mittel zu dem angegebenen Zweck taugen, statt daß, wenn keine Gründe, oder blos das Wohl des Ganzen angeführt werden, das Publikum schweigen muß.

Ad 46.

Polizey hat an sich mit Finanzen nichts zu thun, und wenn gleich, zumal in kleinen Städten, einerley Personen das städtische Finanzwesen d. i. die Kämmereysachen und die Polizey verwalten, so sind beyderley Funktionen doch ganz verschieden. Von Kriminaljustiz die korrektionelle oder Zuchtpolizey, wie gewöhnlich, dadurch unterscheiden, daß man sagt: jene soll Verbrechen untersuchen

und bestrafen, diese hingegen soll Verbrechen verhüten und hemmen, ist sehr wenig befriedigend, da auch Polizey mancherley zu untersuchen und zu bestrafen hat. Das Gesetz muß bestimmen, was für Handlungen als Vergehen vor die Zuchtpolizey (police correctionelle) und was für welche als Verbrechen vor die Kriminaljustiz gehören; und hier ist es wieder eins der feinsten Probleme: wie ein solches Gesetz am besten zu bestimmen sey?

Ob dieses oder jenes zur Zuchtpolizey oder Kriminaljustiz oder zu keinem von beyden gehöre, sondern politisch-indifferent sey, ist eine Frage, die gar nicht beantwortet werden kann, bis man sie genauer bestimmt, auf eine der beyden Arten, nehmlich: 1) gehört nach den Gesetzen eines gegebenen Landes oder Ortes, (London, Wien, Konstantinopel) diese oder jene Handlung zur Zuchtpolizey, zur Kriminaljustiz oder zu keinem von beyden? Wobey wieder die Frage ist: was für ein Procedere man unter den Worten Zuchtpolizey und Kriminaljustiz in dem gegebenen Lande oder Orte versteht?

2) Welche von den mancherley möglichen Gesetzesbestimmungen in Absicht solcher Hand-

lungen sind die vernünftigsten, d. i. die der sichern Freyheit Aller angemessensten?

Bekanntlich kann die Polizey, die eigentlich das Publikum vor allen Gefahren von Seiten der Natur und der Menschen sichern soll, so eingerichtet seyn, daß sie selbst mehr Unsicherheit hervorbringt, als der Mangel an aller Polizey je hervorbringen könnte; und mit der Kriminaljustiz ist es eben so.

Auch, was Polizey betrift, beruht also das Heil der Menschen auf den Gesetzen, diese müssen bestimmen, theils die Anstalten zur Verhütung und Hemmung von Unsicherheiten, und was zu dem Behuf den Bürgern zur Pflicht gemacht werden darf, theils das Verfahren der Polizey in Hinsicht auf Untersuchung und Bestrafung der ihr angewiesenen Sachen.

Nach richtigen Begriffen muß man die auf Sicherung des Publici unmittelbar sich beziehenden Geschäfte der Polizey ganz scharf unterscheiden, von den mittelbar auf denselben Zweck sich beziehenden Geschäften des Untersuchens und Bestrafens der sogenannten Polizeyvergehen. Diese letztern Geschäfte, da sie von gerichtlicher Art sind, müssen, sofern bey ihnen kein Periculum in

mora

mora ist, durchaus aller Willkühr entnommen, an veste Formen gebunden, auch Provokation davon nicht ausgeschlossen seyn: kurz diese Geschäfte, da sie wirklich Justizgeschäfte, obgleich von einer besondern Art sind, müssen auch als solche nach einer Justizform, wenn auch nicht nach eben derselben, die bey Geschäften anderer Art statt finden mag, behandelt werden: sonst hört alle Sicherheit auf.

Aber selbst was die ersteren Geschäfte betrifft, muß die Macht der Polizeyofficianten in Ansehung derselben, quoad materiale sowohl als formale, d. i. was? der Officiant sich erlauben darf, und das wie? durchs Gesetz bestimmt und nur die Anwendung dieser so bestimmten Macht in jedem einzelnen Falle, (unter beständiger Verantwortlichkeit) seiner Willkühr überlassen seyn, sonst ist wieder keine Sicherheit. Daher würde in dem freysten Staate, wo der Mensch und der Bürger am meisten gälte, die Macht der Polizey, in Hinsicht auf die eben erwähnten unmittelbaren auf die Sicherheit des Publici abzielenden Geschäfte, äußerst beschränkt, in Absicht der vorhergedachten Geschäfte aber ganz null seyn, indem diese rein justizmäßig behandelt werden würden. Freylich würden aber auch in solchem Staat viele Arten von Sicherung

gar nicht verlangt werden. Da würde kein Bäcker fordern, daß ihn die Polizey vor Böhnhasen und Fuschern sichern soll, so wenig als das Publikum fordern würde, von der Polizey vor den Bäckern, die ungares Brod backen, gesichert zu werden. Hier macht man erst Unsicherheiten, damit man sie hernach abzuwehren habe.

Der Polizeydirektor sollte bey allen Verfügungen und Gesetzen, welche die obere Behörde in Polizeysachen ergehen lassen wollte, zu Rathe gezogen werden. Seine Erfahrung und Kenntniß des Details und Lokals würden dabey von treflichem Nutzen seyn können; (so wie überhaupt auch Gerichtshöfe dem Gesetzgeber durch Vorlegung der Erfahrungen, die sie zeither von den Folgen dieses oder jenes Gesetzes in praxi gehabt hätten, trefliche Dienste leisten könnten,) aber so wie Gerichtshöfe bey Leibe nicht Gesetze geben sollen, so soll auch der Polizeydirektor kein Polizeygesetz machen dürfen. In Polizeysachen von gerichtlicher Art muß der Polizeydirektor bey den obern Behörden, wohin etwa die Sache durch Provokation geht, darum nicht mitsprechen dürfen, weil er, wie vorausgesetzt wird, schon in der ersten Sentenz mitgesprochen hat.

Ad 48.

Die Kameraljustiz ist, sofern dabey immer der Richter mit einer der Partheyen im Einverständniß oder Eine Person ist, eben so wie Accise= oder Tabaksjustiz eine stehende Versündigung gegen den ersten Grundsatz aller Justiz.

Ad 57.

Sollten nicht einige Schäden, wodurch Militärpersonen bisweilen invalid geworden, manchmal mit der zu diesem oder jenem Dienst erforderlichen Kräftigkeit bestehen? — Sollt' es nicht auch Stellen geben, die keine körperliche Kräftigkeit erfodern?

Ad 58.

Die Augen auf alles haben muß dann blos heissen, daß die Regierung nichts ohne ihr Vorwissen geschehen lassen will, was Rechte eines Dritten beeinträchtigen könnte, um solche Beeinträchtigungen gleich vorher zu verhüten. Dagegen zur Verantwortung ziehen muß die Regierung keinen Unternehmer nützlicher Anstalten jemals dürfen. Sie muß, wenn sie z. B. in ihren Domainen durch einen von einer Gesellschaft gezogenen Kanal (weil vorher nicht alles gut bestimmt worden,

oder von der Bestimmung irgend eine Abweichung geschehen wäre,) Schaden oder Nachtheil litte, die Unternehmer bey Gericht belangen, wie es jeder andere Privatmann im ähnlichen Fall thun müßte. Zur Verantwortung muß die Regierung nur dann ziehen, wenn sie etwas aufgetragen oder befohlen hat.

Ad 63.

Die Unterhaltung unnöthiger Dienststellen zieht außer der Geldverschwendung noch einen andern Nachtheil nach sich. Mancher Oberofficiant nehmlich, der sich seiner Entbehrlichkeit bewußt ist, und doch nicht ganz so überflüßig scheinen will, wie er wirklich ist, verfällt auf allerley zwecklose Verfügungen und Einrichtungen, wodurch er die Untergeordneten schiert und plagt, damit es doch so aussehe, als sey er wirklich thätig. Ein guter Theil von Verordnungen rührt vielleicht aus der Quelle her, daß Obere gern ihre Thätigkeit zeigen wollen, und diese freylich nicht bequemer zeigen können, als wenn sie ihre Untergeordneten in zwecklose Arbeit setzen. Ich erinnere mich, als Schulknabe einmal einem damals an der Tagesordnung seyenden Weginspektor im Abschreiben seiner Berichte und Tabellen

über die Straßenalleen geholfen zu haben, wo fast alles darauf hinauslief, daß noch nichts zu rapportiren sey, daß aber künftig desto mehr würde rapportirt werden können, und so gieng es immer.

Es liegt, wie in jeder physischen, so auch in jeder moralischen Person d. i. in jedem Kollegio ein ursprünglicher Trieb seine Existenz zu erweitern, d. i. mehr Geschäfte an sich zu ziehen und sein Personale zu vermehren: natürlich; denn der Chef gewinnt dabey an Macht und Einfluß und die Glieder an Wichtigkeit oder an Bequemlichkeit; dagegen widerstrebt jedes Kollegium aller Verminderung seiner bisherigen Geschäfte, oder seines bisherigen Personals. Dieser Erweiterungstrieb, und diese Vernichtungsscheu, die dem einzelnen Menschen angebohren, und eine Quelle von den meisten seiner Handlungen sind, sind beydes nicht minder bey dem künstlichen Menschen, wie Hobbes die Kollegia und den Staat selbst nennt. Wenn es nach dem Willen der Forst- oder Jagd-Hierarchie gienge, so müßte das ganze Land zu Wildbahnen verwildert werden — gienge es nach dem Willen der Geistlichkeit, des Militärs — des Medicinal — des Bau-Departements rc. — so —

Daher wieder so viele unnütze Thätigkeit von oben! und so viel, zum Theil wahre Klagen über unerschwingliche Dienstarbeit von unten. Der Staat sollte von diesen Klagen Anlaß nehmen, die Dienstgeschäfte genau untersuchen, die unnützen aufheben, die absichtlich verwickelten simplificiren und alles zweckmäßig einrichten zu lassen. Aber wer wird das thun?

Immer sollte der Staat, wegen des vorerwähnten Triebes aller Kollegien, bey jedem Gesuch und Vorschlage zu Vermehrung des Personals einen Vorschlag zu Simplificirung der Geschäfte fordern.

Ad 74.

Das Gesetz muß bestimmen, was für Rechte und Pflichten mit dem Amt eines Präsidenten verknüpft seyn sollen. Der Einfluß, den ein Präsident auf die Glieder seines Kollegii haben kann, wird einerseits freylich von seinem Charakter sowohl, als dem Charakter seiner Räthe, andererseits aber natürlich auch von den Befugnissen und Verbindlichkeiten, die das Gesetz mit dem Amt eines Präsidenten verknüpft hat, abhangen.

Eine feine und schöne Aufgabe wäre es, zu bestimmen, was für Rechte dem Präsidenten

nach Verschiedenheit der Dienstklassen, z. B. eines Schul-Kollegii, Konsistorii, eines Justiz-, Polizey-, Finanz-, Kameral-, Regierungs-Kollegii einzuräumen, oder nicht einzuräumen seyn möchten, damit die Geschäfte aufs beste verwaltet werden.

Leider sind es immer Präsidenten, welche die Instruktionen für Präsidenten machen, daher bey uns, und vielleicht in allen Monarchien die Macht der Präsidenten wohl weiter geht, als es nach der Natur der Menschen und Sachen zum zweckmäßigsten Betriebe des Dienstes seyn sollte. Denn bey dieser Uebermacht können leicht Kollegien Werkzeuge in der Hand des Präsidenten werden, mit denen er, vollends im Einverständnisse, oder bey gutem Vernehmen mit der Oberbehörde, thut und treibt, was er für sich allein nicht wagen würde. Bey allem Einfluß aber, den Macht giebt, mag doch wohl der Einfluß, den Rechtschaffenheit und Einsicht geben, auch blos Einen Rath in den Stand setzen, das ganze Kollegium, und selbst den Präsidenten zu regieren, wenn letzterer nicht ein dummer oder treuloser Despot ist.

Ad 79.

Die Konduitenlisten müßten förmlich im Kollegio vorgetragen werden, so, daß jeder

selbst hörte, was von ihm eingesetzt ist: das geht gar wohl an, wenn nichts als individuelle Fakta, durchaus aber kein allgemeines Urtheil von dem Dienstbetragen eines jeden in die Liste käme: ein Punkt, der durch eine ausdrückliche Kabinetsordre in Ansehung der militärischen Konduitenlisten seit etwa ein Paar Jahren, anbefohlen ist. Allgemeine Urtheile sind 1) falsch; nicht einmal über sich selbst ist ein Mensch im Stande, allgemeine Urtheile zu fällen, 2) unnütz, denn wer die einzelnen Fakta vor sich hat, aus denen der Chef des Kollegii sein allgemeines Urtheil zieht, wird eben so gut wie er, oder (wegen völliger Unpartheylichkeit) noch besser daraus urtheilen können, 3) gefährlich, wenn die obere Behörde nicht von selbst so klug ist, den Angaben in der Konduitenliste zu mißtrauen.

Ein so trefliches Dienstcensurmittel die Konduitenlisten also beym ersten Anblick scheinen, so zeigt sich doch bey näherer Erwägung dabey viel Bedenkliches. Darf der Präsident in die Konduitenliste setzen, was er will, ohne daß es die, welche es gilt, wissen, und darf er in allgemeinen Ausdrücken, ohne individuelste Species Fakti anzugeben, Urtheile hineinschieben, so hat er ein zweyschneidiges

Schwerd in seiner Hand, so kann er, vollends wenn er selbst ein schlechter, oder stolzer oder rachsüchtiger, oder unwissender Mensch ist, oder ein elender, oder untreuer, oder herrschsüchtiger Officiant, den verdientesten Mann im Kollegio, der ihm gerade am wenigsten zur Hand gehen, oder am meisten widerstehen möchte, gleichsam mit aqua tofana vergeben; so wird er durch die Furcht, worin er die Glieder hält, einen wahren Despotismus ausüben können. In Schlötzers Briefwechsel erinnere ich mich einen treflichen Aufsatz über diesen Präsidenten-Despotismus gelesen zu haben. *)

*) Im 47ten Heft des Briefwechsels p. 335 war die von Joseph II. auch im Civil nach Maaßgabe der im Militär schon gewöhnlichen, eingeführte Konduitenliste eingerückt, und im 56ten Heft p. 101., wurden unter dem Titel: Diener- und Völker-Freyheit gegen Konduitenlisten und Präsidenten-Despotismus, alle mögliche Nachtheile und Mißbräuche der Konduitenlisten aufgezählt, unter denen ich aber keinen finde, dem nicht abgeholfen werden könnte, wenn auf die Frage: wer wird nun über diese Berichtabstatter selbst wachen? mit dem klugen Schlötzer geantwortet würde: der Monarch selbst, aber gewiß nicht vermittelst der Preßfreyheit — denn was würde auch diese helfen, wenn die Landesobern die Mittel in Händen haben, sich an der Presse zu rächen,

Wenn der Präsident diese Liste nicht anders als unter Mitwissenschaft derer machen darf, die es gilt, wird sie dann nicht eine pure Formalität werden?

Ad 80.

Beyde Meynungen lassen sich vereinigen, wenn man die verschiedene Verfassung der Kollegien oder Officiantensysteme (Hierarchien) in Betracht zieht, welche entweder monarchisch, oder aristokratisch oder demokratisch ist und im letzten Fall vielleicht gar so, daß das Präsidium reihum wechselt, wie das Rektorat und Aeltermannthum im akademischen Senat und bey Zünften. Bey Kollegien dieser letzten Art ist keine Frage, daß nicht Freundschaft zwischen einem Gliede und dem Präsidenten Statt haben sollte, aber da findet auch das Prinzip der Freundschaft, nehmlich Gleichheit, statt. Liebe und Achtung, beyde zusammen, oder letztere allein können und sollten wohl immer unter ihnen bestehen.

wenn der Monarch selbst sich nicht Zeit nimmt, das freygedruckte zu lesen, oder nicht Lust hat darauf zu achten? Von Karls des Großen Missis dominicis und dem hessischen Advocato Fisci dürfte das humanum gewiß nicht minder entfremdet seyn. Responsabilität des Präsidenten möchte also wohl am sichersten den falschen Angaben Einhalt thun.

Ad 81.

Wenn dem Präsidenten darum mehr Gehalt gegeben werden soll, damit er mit seinen Räthen öfter esse, so müßte aber auch noch ein Mittel gefunden werden, ihn dahin zu bringen, daß er wirklich jene Zugabe des Gehalts zu diesem Zweck verwende, und nicht, wie sehr oft geschieht, zu Privatzwecken, die mit seinem Dienst nichts zu thun haben, oder auch zu Tafelgesellschaften, aber mit ganz andern Herren als seinen Räthen.

Ad 85.

In allem Dienst kommt alles darauf an, die Unwahrheiten in Facto zu hintertreiben, oder an das Licht zu ziehen. Fände überall Wahrheit in Facto d. i. quoad Materiale statt, so könnte über die Wahrheit, was die Form, nehmlich die Gesetze oder Prinzipien des Justiz- und Kameral-Verfahrens betrifft, nicht viel Streit seyn — der Grund von dem hohen Werth, den die Völker, bey denen Juries eingeführt sind, auf diese Anstalt setzen, scheint dreyfach zu seyn a) wenn die Gesetze nichts taugen, oder in einem gegebenen Fall nicht passen, so hilft die Jury dem Uebel ab, indem sie das Faktum so bestimmt, daß das nach den schlechten oder unpassenden

Gesetzen sonst unvermeidliche Uebel oder Unrecht abgewandt werde. Die Jury z. B. erklärte einmal die Spitzen, welche zwey Demoiselles Schwestern beym Besehen im Kramladen in ihren Pompadour heimlich gesteckt hatten, seyen nur 6 Pence (4 ggr. pr.) werth, worauf sie mit ein Paar Jahren Zuchthausstrafe davon kamen; statt daß sie, wenn der Werth der Spitzen auch nur auf 1 Sch. St. (8 ggr. pr.) bestimmt worden wäre, nach den blutigen englischen Gesetzen hätten hängen müssen. Die Jury sprach in diesem Fall ihr guilty, aber vermöge der besondern Macht, die sie hat, auch sogar den Werth der Schuld zu bestimmen, for a six pence, d. i. schuldig des Diebstahls von 4 ggr. Werth, obgleich die Spitzen weit mehr werth seyn mochten — mithin des Zuchthauses und nicht des Todes.

b) Da die Jury 1) ganz unabhängig von aller Staatsgewalt, 2) inappellabel in ihren Aussprüchen ist, so sichert sie aufs vollkommenste jeden Beklagten, zumal in allen den Fällen, die für ihn sonst gerade die gefährlichsten wären, wenn Personen von Einfluß und Macht ein Interesse dabey hätten, ihn schuldig zu finden, wozu noch kommt, daß auch der Beklagte sich gegen die Jury selbst dadurch sichern kann, daß er solche Glieder, die ihm

der Partheylichkeit wegen verdächtig sind, aus der ihm überreichten Liste ausstreichen darf. So wäre Hardy gewiß als Hochverräther gerädert worden, wenn über ihn ein anderer, als die aus Branntweinbrennern und andern ehrlichen Bürgern bestehende Jury, zu sprechen gehabt hätte. In Schottland hat, nach Paine, die Regierung das schlimme Recht, durch eine sogenannte Specialjury richten zu lassen, d. i. durch eine Jury, die aus Personen besteht, die die Regierung ernennet.

c) Die Jury kann das Faktum besser eruiren, sofern sie 1) aus Personen besteht, die mit dem Beklagten meist gleiches Standes 2) an dem Ort, wo der Gegenstand der Klage sich befindet, gegenwärtig, 3) in den Mitteln und in der Art und Weise sich von dem Fakto zu unterrichten unbegränzte Wahl haben, und an keine vorgeschriebene Form gebunden sind. Es ist ihnen überlassen, wie sie sich in ihrem Gewissen überzeugen wollen. Schriftlich wird dabey nichts verhandelt. Aber die Jury kann, wenn sie will, Lokalinspektionen vornehmen, Zeugen vorfordern, diese schwören lassen, oder nicht, so viel Zeugen verwerfen, als sie will ꝛc. Eben darum nun, weil es hier über das Faktum keine Akten

giebt, so kann es auch keine Instanzen geben, die, wie es bey uns heißt: nach Lage der Akten sprechen.

Was über die englische Kriminaljustiz aus Colqhoun angemerkt wird, geht die Jury nichts an, die vielmehr das einzige Rettungsmittel gegen die bösen englischen Kriminalgesetze ist, sondern betrifft blos theils diese bösen Gesetze, theils die aus den entsetzlichen Richter- und Advokatensporteln herrührende Mißlichkeit eine Klage anzustellen; ein Uebel, welches wiederum nicht in der Jury liegt, die nichts, als bey etwannigen Reisen die Reisekosten ersetzt bekommt, sondern in der Juristerey und in dem Gerichtswesen, so weit es auf gelehrter Juristerey beruht, woran abermals die schlechten Gesetze schuld sind.

Uebrigens spricht die Jury nicht blos in Kriminal-, sondern auch in allen persönlichen, (nicht realen) Civilsachen, die der Friedensrichter, oder auch gewisse Polizeybehörden, die Colqhoun in London anführt, abzuthun nicht ermächtigt sind, besonders in allen solchen Sachen, wo es auf Schadenersatz ankommt.

Ad 92.

Was da von Krankheit und eigenen Geschäftsreisen steht, müßte in der Dienstinstruk-

tion oder Bestallung stehen; kurz, müßte der Officiant bey Uebernahme des Amtes gewußt, und eingewilliget haben. Dann gälte das volenti non fit injuria. Geradezu aber diese Regel einzuführen, wäre so ungerecht als einem Deputanten sein Naturaldeputat geradezu in ein Geldquantum verwandeln.

Ad 94.

Die Entbehrlichkeit der Sekretarien schließt die Meynung in sich, daß entweder jeder Rath sein Dekret schon in der Form, in welche es sonst der Sekretär bringt, abfassen, oder in der Kanzelley jemand diese Arbeit übernehmen, mit einem Wort, daß entweder der Decernent oder die Kanzelley die Arbeit des Sekretärs thun müsse: oder daß durch Beschränkung des Borgsbeutels der Kurialien, ein Theil der Sekretärarbeit ganz wegfällt. Ich bin dafür, daß der Decernent selbst sein Dekret so abfasse, daß es unmittelbar nur ins reine geschrieben werden darf. Die besten Räthe thun das jetzt schon, und nur die faulen pflegen, was eigentlich sie thun sollten, dem Sekretär aufzubürden.

Ad 96.

Ein Fiskal, Prokureur, oder wie man ihn sonst nennen will, den Officianten

der vollziehenden Macht, der in den Kollegien, wo er sitzt, nichts mitzusprechen, aber darüber zu wachen hat, ob das Kollegium in allem Verfahren genau den Gesetzen und der Instruktion nachlebe (ob das Kollegium ordentlich seine Session halte, nicht zu viel feriire, nicht zu spät anfange, vollzählig zusammenkomme, ob bey den Vorträgen, Stimmengebung, Beschlüssen, kurz bey den Geschäften alle gesetzliche Form beobachtet, keine Sache verschleppt, verhudelt, unterdrückt, mit Partheylichkeit des Präsidenten oder eines Gliedes schnell durchgejagt und unlauter beurtheilt werde rc.) ein solcher Officiant ist in wohleingerichteten Staaten A. bey Justizkollegien unerlaßlich nothwendig, und B. bey allen andern Kollegien höchst nützlich; denn

A. in sofern in solchen Staaten die Justiz allem Einfluß der höchsten Gewalt entnommen, und also ganz sich selbst überlassen seyn muß, so entsteht aus dieser Einrichtung, durch welche das Publikum vor der aus Einmischung der höchsten Gewalt in Justizsachen entstehenden Gefahr gesichert werden soll, eine neue Gefahr für das Publikum, ob nehmlich die unabhängige Justizhierarchie auch ihrer Pflicht genau nachleben und sich keinen

Un-

Unfug und keine Fahrlässigkeit erlauben wird. Gegen diese Gefahr giebt es nun kein anderes Sicherungsmittel, als a) Kundbarkeit (Rechtspflege bey ofnen Thüren und b) einen Officianten von jener beschriebenen Art.)

B. So fern in jedem Kollegio, je nachdem es organisirt und besetzt ist, entweder der Präsident alle Glieder mit seiner überwiegenden Macht (zu schaden oder zu belohnen) beherrschen und zum unisono bringen, oder die Glieder einverständlich ihre Pflicht vernachlässigen oder verwahrlosen können, ohne daß das Publikum das Genaue erfähret, oder dem Uebel zu steuern vermag, ist ein Officiant jener Art, der ein vom Kollegio ganz verschiedenes, demselben gar gewissermaßen entgegengesetztes Interesse hat, ein überaus wichtiges Werkzeug solche Misbräuche zu verhüten oder zu hemmen.

Schwerlich läßt sich ein besseres Mittel ersinnen, wenigstens negative Amtstreue, d. i. Unterlassung von Unfug und von Fahrlässigkeit zu bewirken, als nächst der Publicität aller Verhandlungen, ein solches Officium von Wächtern der vollziehenden Gewalt.

Freylich müßte ein solcher Officiant ganz selbstständig, ganz vom Kollegio unabhängig

seyn, nichts, weder von demselben, noch von dessen Präsidenten zu fürchten oder zu hoffen haben, und dagegen in Furcht vor Strafe, für alle etwannige Kollusionen oder eigene Nachlässigkeit stehen: und da das bey unsern Fiskälen der Fall nicht ist, so sind sie folglich noch mehr als unnütz, denn man glaubt doch nun einmal, daß man etwas von jener Art habe, und denkt daher auf nichts besseres. Ich weiß nicht, ob nicht selbst in einem monarchischen Staat doch ächte Officianten jener Art Statt haben könnten. Von russischen Procüreurs, die mit einem Schlage des Hammers auf den Tisch den Gang der Justiz hemmen können, ist hier natürlich nicht die Rede, denn das sind Fiskäle à contre-sens.

Ad 97.

In Absicht des Tabellenwesens giebt es einen Hauptpunkt, an welchen fast nie gedacht wird, und von welchem doch die ganze Möglichkeit, ob eine Tabelle richtig und also brauchbar seyn könne oder nicht, abhängt; ich meyne die Genesis oder die ursprüngliche Entstehungsart der Tabelle. Es müßte bey allen Tabellen (z. B. bey denen über die Wollen- und andere Fabrikation, über Aus- und Einfuhr von Waaren in den Han-

delsplätzen) auf dem Titel der ursprünglichen ersten Lokaltabelle jeder Art ausdrücklich stehen, 1) woher, d. i. nahmentlich von welchen Personen, und wie die darin vorkommenden Data und Zahlen geschöpft sind, 2) der Nahme dessen, der diese ursprünglichen Data gesammelt und ursprünglich in die Grundtabelle gesetzt hat; denn alle folgende Generaltabellen haben nicht Ein Jota mehr Richtigkeit, als die ursprünglichen Specialtabellen, und die aus der ersten Hand gebrauchten Data haben, obgleich man lächerlicherweise sich einzubilden scheint, die Listen, die das Generaldirektorium erhält, müßten besser seyn als die ursprünglichen von armen Schreiberburschen oder verdrüßlichen Licentkalkulatoren oder Supernumerariis unentgeltlich zuerst angefertigten Grundlisten, aus welchen jene Generaltabellen gezogen sind.

Auch hier liegt alles wieder in den vermaledeyten Dienstlügen, aber wahrlich doch auch daran, daß Obere verlangen, was nicht zu leisten ist. Wenn z. B. der Stadtschreiber in — dem ich als Schulknabe so manche verlogne Tabelle machen half, ehrlich auf den Titel gesetzt hätte: Die Data zu der Tabelle, wie viel Wolle jeder Tuchmacher verarbeitet, wie viel er daraus Stücke verferti-

get, wie viel er daraus gelöset, seyen nicht zu erfragen gewesen, weil die Tuchmacher selbst sie nicht wüßten, so würde er vermuthlich Verweise, neue Befehle an die Tuchmacher rc. erhalten haben, und damit würden am Ende doch nicht bessere oder brauchbarere Angaben bewirkt worden seyn, als die waren, die er aus der Luft griff. Qui bene distinguit, bene docet sagen die Gelehrten, ich würde also auch die Tabellen in Klassen theilen, nach ihrem verschiedenen Inhalt und Zweck, um so etwas bestimmter darüber sprechen zu können.

Ad 107.

An Despotismus fehlt es auch im englischen Militär nicht. Daß es so schlecht ist, liegt daran, daß 1) dort nicht, wie bey uns dem Hauptstamm nach, das Militärpersonale aus eingebohrenen braven Bauer- und Bürgersöhnen, nehmlich Kantonnisten, sondern aus dem Abschaum der lüderlichsten, untüchtigsten Menschen (verdorbenen Handwerks- und Fabriken-Burschen und Gehülfen) besteht, die dort für Geld sich anwerben lassen: Denn Kantonwesen, oder sonst einen Zwang zum Landsoldatendienst, giebt es in England nicht, 2) daß der Landsoldatendienst dort nur die zweyte Stelle

im Range der Staatsvertheidigungsanstalten einnimmt, und dagegen Seedienst die erste Stelle.

Ad 113.

Ad verb. mischt nehmlich durch Darreichung der Schulkosten, und für den Unterricht der Kinder sorgt, die entweder ganz verlassen, oder deren Eltern (nicht ohne Schuld des Staats) so arm, so beständig in grobe Arbeit versunken, so von allem Sinn für alles Geistige entblößt sind, daß sie für den Unterricht ihrer Kinder auch nur, was den sechsten Sinn, (Lesen und Schreiben) betrifft, nicht sorgen können.

Diese Aphorismen, die sich fast alle nicht auf den Dienst im Allgemeinen, abgesehen von der Staatsverfassung, sondern auf den preußischen Dienst beziehen, und in Bemerkungen bestehen, über die Folgen, welche diese oder jene hier existirende Einrichtung des Dienstes auf die Verwaltung desselben hat, könnten noch merklich vermehret werden, und würden, nach einem gewissen Plan geordnet, an Faßlichkeit gewinnen.

Zur Probe eines solchen Plans setze ich folgende, auch noch unvollständige Skizze über die Justiz her.

I. Einrichtung der Justizhierarchie von der höchsten Behörde, dem Justizministerio und Obertribunal, bis auf die Dorfsgerichte, was betrifft.

1. Das Formale der Dienstverwaltung, welche geschieht

A) von einzelnen Personen, (Justiziarien zumal bey Patrimonialgerichten) Stadtrichtern, Friedensrichtern rc.

B) Von Kollegien, bey denen in Betracht kommt, a) die Anzahl der Glieder. Pailey meint, 4 Glieder seyen die beste Zahl, weil dann die Pluralität wie 3 : 1. d. i. im größtmöglichsten Verhältniß zum Ganzen sey; denn in Justizsachen soll ein Präsident niemals ein sogenanntes Votum decisivum, das bey Stimmengleichheit den Ausschlag giebt, haben.

b) Rechtliches Verhältniß zwischen jedem Gliede zum Präsidenten und zum ganzen Kollegio, was betrifft

α) Vertheilung der Arbeiten

β) Betreibart der Geschäfte in Sessionen.

2. Das Materiale. Bestimmung der für jedes Amt gehörenden Geschäfte — Familiengerichte in Frankreich — Schiedsrichter.

* Die beste Einrichtung der ganzen Justizhierarchie ist diejenige, bey welcher a) der Zweck aller Justiz am sichersten

erreicht wird, und welche b) für das Publikum mit den wenigsten Beschwerden und Kosten verknüpft ist.

II. Amtstreue, A) was ist sie in Justiz-Sachen? und B) die Mittel dazu, a) Belohnungen α) durch Geld wie Zulagen, Gratifikationen (Tantiemen?) Ascension zu höhern Posten, β) durch Ehre, Belobung, Titel — b) Unangenehme Verfügungen — Monitoria, Verweise, Zurücksetzungen, Strafen —— c) Aufsicht — Revisionen, Konduitenlisten, ächte Fiskalaufsicht —— d) Benehmen und Ton überhaupt der obern Behörden gegen die unter ihnen stehenden niedrigern Behörden und Officianten, wie auch Benehmen und Ton der einzelnen Officianten sowohl als der Kollegien gegen das Publikum, d. i. gegen jeden, der bey ihnen was zu suchen hat, oder den sie vor sich bescheiden.

III. Dienstbesetzung, A) Beschaffenheit der Personen, a) nach Stand, adeliche, bürgerliche,

b) nach Alter, junge — bejahrte Leute,

c) nach Vorbereitung — Supernumerarien, Auskultatoren, Referendarien,

Ascension von niedern Posten zu höhern.

B) Erforschung der Diensttüchtigkeit nach

a) Kopf — Kenntniß und Menschenverstand.

b) Charakter, d. i. Fleiß und Treue.

Alles dieses in Hinsicht auf Präsidenten, Räthe und Subalternen, und was hier von Justiz angeführet ist, läßt sich auf jede der übrigen 5 Diensthierarchieen, nehmlich auf Polizey, Militär, Lehrwesen, Finanzen und eigentliche Regierung anwenden, nur daß bey jeder noch gewisse Specialpunkte hinzukommen.

Unter der eigentlichen Regierung ist in Monarchieen zu verstehen:

a) Das Ministerialwesen, sofern es die gesetzgebende Macht, wenn gleich unter der Firma des Monarchen, doch de Facto selbst ausübet, durch Abfassung von theils wirklichen Gesetzen, theils Rescripten, Mandaten rc. sowohl in Beziehung auf die zum Staatszweck gehörenden Geschäfte der Polizey, Justiz, des Militärs, Kirchenwesens rc.

als in Beziehung auf das Dienstwesen.

b) Alle Behörden, die, und so fern sie sogenannte Landes- und Gnadensachen,

c) alle Behörden, so fern sie staatswirthschaftliche Sachen behandeln.

Gedanken und Meynungen

über

mancherley Gegenstände.

Von A.

Mit Beyschriften von B.

1.

Freunde dürfen — oder müssen vielleicht nur in Hauptgrundsätzen ganz Eines Sinnes seyn, Differenz im Uebrigen ist ihrem Bunde äußerst heilsam; das Uebereinstimmen in Allem veranlaßt eine Idendität, die der Freundschaft am Ende nachtheilig werden muß, theils weil aus ihr die häßliche Nebelluft der Langenweile entsteht, theils weil sie keins von jenen Opfern veranlaßt, die dem Gefühl so wohl thun.

2.

Gewisse Vorfälle zeichnen sich im Leben so aus, wie Grenzhügel in einer Landschaft. Wäre es daher nicht gut, wenn Erzieher sich dergleichen bey ihren Kindern merkten, und außer dem Gebrauch, den sie bey der Bildung und Unterweisung der Zöglinge davon machen könnten, diese in reifern Jahren darauf zurückführten, und sie zugleich anwie-

sen, im Achthaben auf solche Grenzzeichen fortzufahren, um sich vermittelst ihrer eine eigene Speciallebenskarte anzufertigen, die zu manchen Orientirungen in der Folge nützlich werden kann?

3.

Heiterkeit des Geistes und Gesundheit des Leibes befördern die Leichtigkeit des Arbeitens, die aber von zweyerley Art ist, je nachdem sie vom Leichtsinn oder vom Scharfsinn herkommt. Der Schnellarbeiter aus Leichtsinn überspringt die Hindernisse und Schwürigkeiten, um sich das Geschäft nur vom Halse zu schaffen, wird aber eben darum, weil er zu oft darüber wegsetzt, ohne an das Ziel zu kommen, auch dieses Uebersetzens müde, und bleibt unthätig stehen, so daß er nie ganz fertig wird; der Scharfsinn sucht alles wegzuräumen, was das freye Hin- und Hergehen erschweren könnte, wählt die schicklichsten Mittel und führt sein Geschäft auf einmal zu einem sichern: Es ist vollbracht.

(Die Leichtigkeit im Arbeiten ist ein mechanisches Vermögen, welches sich dadurch von der Fertigkeit unterscheidet, daß letztere auf Gewohnheit beruht. Sind diese von Kant gegebenen Begriffe, wie ich nicht zweifele, richtig, so läßt sich die Zer-

legung der Leichtigkeit in zwey Arten, in eine vom Leichtsinn, die andere vom Scharfsinn abstammende, nicht rechtfertigen. Leichtsinn und Scharfsinn haben schon unter sich keine Verwandtschaft, indem ersterer eine Eigenschaft des Temperaments, letzterer des Erkenntnißvermögens ist, in sofern es sich auf Verstand gründet. Wahrscheinlich schwebte hier dem Verfasser die Idee des flüchtigen und gründlichen Arbeiters vor, indem jener sich über Schwürigkeiten wegsetzt, dieser aber sie forträumt. Wie kann das Ueberspringen der Schwürigkeiten bey einer Arbeit, welches doch nur figürlich, und eigentlich eine Nichtachtung auf die Schwürigkeiten ist, ermüden, da es keine Handlung, sondern eine Unterlassung, also mit keiner Kraftanstrengung, weder des Körpers noch der Seele, verbunden ist? Ist nun der Leichtsinn eine Eigenschaft des Temperaments und der Scharfsinn eine Eigenschaft des Kopfes, so können beyde, wie es auch häufig der Fall ist, in Einem Subjekt zusammen treffen, und es erhellet hieraus um so mehr, daß die Leichtigkeit ꝛc. weder vom Leichtsinn, noch vom Scharfsinn abhänge, sondern blos die subjektive Möglichkeit ausdrücke, und also auf das mechanische Vermögen gehe. B.)

4.

Das Schachspiel sollte billig keiner im Ernst treiben, und Weiber sollten es gar nicht

lernen. Dieses politische Kriegsspiel nöthigt zu Winkelzügen der Kunst, die in der Folge desto gewisser zur andern Natur gemacht werden, als man eine Meisterschaft, sie sey von welcher Art sie wolle, für kein Uebel hält. Die Verstandsrenommée, die sich ein geschickter Schachspieler erwirbt, macht eitel, lehrt auf Ueberlistung besondern Werth setzen, und übertreibt das Zutrauen zu eigener Klugheit, die man doch bey vielen großen Schachspielern in vielen andern Fällen eben nicht wahrnimmt.

(Der Mensch spielt *) gerne, weil die Natur verlangt, daß er spielen soll. Der Knabe schlägt den Ball, weil die Natur seine physischen Kräfte heben, und der Mann spielt Schach, weil sie seine Verstandskräfte im Streit des Vorzuges anstrengen will. So kann man sagen, daß selbst beym Spiel die Natur mit dem Menschen spielt. In so fern jedoch alle Spiele Neigungen des Wahnes sind, und daher leicht leidenschaftlich werden können, so wird die Gefährlichkeit derselben sich nach dem Grad messen lassen, als sie mehr oder weniger Ge-

schöpfe

*) Nicht der Mensch überhaupt, sondern nur das Kind spielt; das Spielen scheint daher mehr zur animalischen Natur zu gehören — und hört selbst bey den Thieren mit ihrer Jugend auf.

schöpfe der Phantasie sind. Hiernach wird unter den Spielen des männlichen Alters das Schachspiel noch immer eine der ersten Stellen einnehmen können, und ihm um so mehr das Wort zu reden seyn, als die durch Geschicklichkeit erworbene Verstandsrenommée im wirklichen Leben nicht von den Uebeln begleitet seyn dürfte, die der Verfasser in ihrem Gefolge finden will: darin aber hat er recht, daß geschicktes Schachspielen einen, der nicht höhere Vollkommenheiten besitzt, eitel macht. Allein dieser Fall wird wohl bey jedem Spiel eintreten, das einiges Nachdenken und eine gewisse Fertigkeit erfordert; und wie viele andere geringfügige Künste und Geschicklichkeiten giebt es nicht, auf deren Besitz Dummköpfe stolz thun! *) Allein nicht ohne Grund dürfte man bezweifeln, ob die Winkelzüge der Schachkunst zur Natur werden könnten? indem man diese Behauptung bey den Kriegern, welche das Schach mit lebendigen Steinen ziehen, und die größtentheils durch Geradsinn sich auszeichnen, nicht bestätiget findet; obgleich auch hier die Winkelzüge der Kunst das eigentliche Verdienst ausmachen. **) Es scheint auch der Verfasser die

*) Das Schlimme beym Schachspiel ist, daß die mehresten im Stolz des Spiel-Meisters kein Unrecht finden, ob ihnen gleich der Meisterstolz bey den andern geringfügigen Künsteleyen bald einleuchten würde.

**) Die sehr hartauffallende Beendigung des Kriegsschachs bewahrt vor solcher Angewöhnung — und

im Anfang wider das Schach erregte Besorgniß, daß selbiges zur Verstellung und List gewöhne, am Ende selbst wieder zu heben, indem er anführt, daß viele große Schachspieler in keinen andern Vorfällen Klugheit beweisen, welches die Erfahrung auch wirklich bestätiget. *) Kann man aber List oder listiges Rafiniren ohne Klugheit füglich denken? **)

5.

Es giebt Menschen, die man lerchenartig nennen sollte. So wie die Lerche, wenn der Himmel sich aufklärt, in die Höhe steigt und singt, und wenn schlimmes Wetter werden will, sich dermaßen in den Ackerfurchen verbirgt, daß selbst ein Jägerauge sie da nicht vom Erdklos unterscheiden kann, so machen es auch diese Menschen; sie singen im geselligen Sonnenschein, und verbergen sich vor jeder schlimmen Witterung, um unbemerkt zu bleiben. Entwöhnt man sich aber durch solche

doch frägt sich noch, ob nicht einer, der durch und durch Parthengänger wäre, auch —

*) Ich wollte nur beweisen, daß zum Schach nicht wirklicher Verstand, sondern nur ein Analogon rationis gehöre.

**) List und Klugheit wandeln auf Einem Wege, aber jene hat die Lüge, diese die Wahrheit zur Begleiterinn, und nach dem Rath dieser Begleiter wählen sie die Mittel zum Zweck.

wetterlaunische Akkommodationen nicht von der Festigkeit, die so manches Uebel nicht bemerken, und viele leichter tragen hilft?

6.

Zu ächter Feinheit gelangt man nur durch Gründlichkeit und Nützlichkeit; erstere zeigt die wahren Gesichtspunkte an, und letztere hilft diese Ansichten auch andern einleuchtend machen.

(Das Feine ist eine ästhetische Eigenschaft. Die Beurtheilung desselben hat eine blos formale Zweckmäßigkeit zum Grunde. Im Gründlichen und Nützlichen liegt nichts ästhetisches, denn, besonders beym letztern, waltet ein Interesse ob, von welchem jedes Geschmacksurtheil unabhängig ist. Wie nun in Gründlichkeit und Nützlichkeit ächte Feinheit zu finden seyn soll, oder wie man nur durch sie zu ihr gelangen könne, ist nicht recht einzusehen. *) Wenn Horaz in der 13ten Ode des 2ten Buchs, mitten im Schrecken einer Lebensgefahr, den sonantem aureo plectro Alcaeum bemerkt, so ist dies eine sehr feine Wendung des Lobes, aber nichts gründliches oder nützliches dabey abzusehen.)

*) Nicht in der Gründlichkeit und Nützlichkeit — aber beyde müssen zuvor berichtiget seyn, ehe man zum ächten, gediegenen Feinen gelangen kann.

7.

In der klaren Zweckmäßigkeit des Dienst- und jedes Gesetzes liegt das Hebezeug zur Erleichterung seiner Befolgung.

8.

Kein guter und großer Schriftsteller **ver**kennt sich ganz, **bekennt** sich aber auch nicht ad unguem. Des großen Kopfes Schriftstellerey überhaupt, und seine Selbstbiographie insbesondere, sehen zwar nach einer Ohrenbeichte aus, allein der im Beichtstuhl sitzende Leser würde sich sehr irren, wenn er keine Mentalreservationen dabey vermuthete, oder zu scrupulös seyn, wenn er sich durch diese Vermuthung von Ertheilung der Absolution abhalten ließe.

9.

Wie die größere oder mindere Klarheit eines Lichtstrahls von dem Medio abhängt, durch das er geht, so hängt der Kopf und das Herz der Weiber davon ab, wie sie über Sinnlichkeit denken und in welchem Grad sie selbige fühlen.

10.

Wer von Natur nicht dreust ist, und doch gern sein Recht zu befehlen ausüben mag, ist

mehrentheils damit zufrieden, wenn seine Untergebene sich vor ihm zu fürchten scheinen, und thun sie auch von dem Befohlnen nichts, so übersieht er lieber ihren Ungehorsam, als ihren Mangel an Furcht, die ihm so viel Vergnügen macht, daß er darüber an die Leichtigkeit, getäuscht zu werden, nicht denkt. Verschlagene Hausbediente gelangen auf diesem Wege häufig zur Despotie über ihre Herrschaft — und bey Hofe und in Kollegiis fehlt es nicht an gleichen Fällen.

11.

Mangel an Theilnahme, den man oft an Kindern wahrnimmt, ist nicht immer ein Beweis von künftiger Herzenshärtigkeit, sondern kommt oft nur von der unbefleckten Sinnesreinheit her, die über die guten oder bösen Folgen von dieser oder jener Handlung noch so unerfahren ist, daß sie sich nicht zum voraus über erstere freut oder über letztere ärgert und daher ruhig bleibt.

12.

Das Lachen in der Jugend ist vom Lachen im Alter oft so verschieden, wie das Wachen in einer angenehmen Gesellschaft von dem im Schilderhause auf einem Stadtwall.

13.

Studieren und Dienen sind Mann und Weib; sie mögen indessen noch so treflich gepaart seyn, ohne Hauskreutz bleibt auch ihre Ehe nicht. Würden aber die Genüsse ungestöhrter häuslicher Glückseligkeit ohne Hauskreutz nicht in Ueppigkeit ausarten?

14.

Großer Verstand und eine Krone, haben beyde etwas furchtbares, jener durch eine natürliche, diese durch eine positive Ueberlegenheit.

15.

Eigensinnige Genügsamkeit ist ein moralisches Königstein gegen Furcht und Drohung; denn sie zieht alles, was sie zu ihrer Erhaltung bedarf, auf dem eigenen Boden ihres Willens.

(Könnte man nicht das edlere Prädikat standhafte, unwandelbare substituiren? *)

16.

Leichtsinn ist ein Kompositum von Vorschnelligkeit und Kurzsichtigkeit, und je nach-

*) Ich glaube nein, weil die Standhaftigkeit einer Alimentationszufuhr bedarf.

dem erstere oder letztere das Uebergewicht bekommt, artet er in Muthwillen oder Indifferenz aus.

(Es ist nicht recht einzusehen, wie Kurzsichtigkeit ein Bestandtheil des Leichtsinns seyn könne? Dieser hat seinen Grund im Temperament, jene ist eine Schwäche des Verstandes. Der Kurzsichtige ist unfähig die Folgen seiner Handlungen einzusehen, der Leichtsinnige besitzt die Fähigkeit dazu, nimmt sich aber nicht die Zeit und Mühe seine Handlungen vorher zu überlegen. Beyde können dieselben Fehler begehen, sie fließen aber aus ganz verschiedenen Quellen, und wenn Indifferenz hier doch nichts anders als Gleichgültigkeit ist, wie passen die Begriffe von Leichtsinn und Indifferenz zusammen? B.)

17.

Im Wörtchen Unser steckt etwas erhabeneres und zugleich freundlicheres, als im mein und ich. Sehr weislich beginnt das Gebet des Herrn mit Vater unser, denn es vocirt uns dadurch zur Bruder- und Menschenliebe.

18.

Das Weisse ist die Farbe für den sechsten Sinn, den man sich als einen Verein zwischen Verstand und Gefühl denken kann,

indem er den ersteren beschäftiget, und den andern liebkoset. Man hat es wohl mit gutem Recht zur Leibfarbe der Unschuld erklärt.

19.

Je mehr accessorische Menschen in einem Hause gehalten werden, je weniger häusliches Glück wird den Prinzipalpersonen zu Theil. Darf es daher befremden, daß in der Dienerschaftvermehrung ein Verderben fürs Privat- und öffentliche Leben liegt?

20.

Kleine Mißverständnisse unter Freunden sind wie die Fettigkeit, die man über die geschliffenen Halbkugeln wischt, um ihre Kohäsion zu erleichtern und zu verstärken.

21.

Die Einsamkeit ist eine Wasserader im Wiesengrunde, der man zwar Abfluß schaffen muß, damit sie nicht alles durchwässere und zum Sumpf macht, aber behutsam, damit ein zu schneller Ablauf den Graswuchs nicht hindere.

22.

Der Verstand ist ein Demant, dessen Werth und Schönheit die Dienstschleifung er-

höhen kann. Versteht man sich aber nicht auf dieses Schleifen, so kann ein Stein, der zur Brilliantirung stark genug war, zum bloßen Tafelstein abgeplattet werden.

23.

Die Imagination gleicht der Lunge, wer sie sich in der Jugend ansteckt, stirbt gewiß an der Auszehrung.

24.

Aller Zungengenuß ist nur für den Moment seiner Gegenwart, bey ihm findet eigentlich weder Erinnerung noch Erwartung statt. Zwar freut sich manche Zunge auf ein Leibgericht, allein Augen und Ohren freuen sich doch ganz anders auf ihre Speise. Nachahmung der schönen Natur, durch welche Mahler und Sänger auf uns wirken, läßt sich daher bey der Kochkunst gar nicht anbringen. Der Geschmack ist der thierischste unserer Sinnen, und es ist sonderbar, daß man das Wort Geschmack zur Bezeichnung des richtigen Gefühls fürs Schöne und Gute gewählt hat!

25.

Wo es des Weisen und Thörichten viel giebt, muß man durchaus über jenes sprechen,

über dieses lachen können, sonst wird leicht beydes lästig. Reden und Lachen veranlassen eine Erschütterung im Verstande und Herzen, wodurch beyde fähiger werden das Weise aufzunehmen, und das Thörichte von sich abzuhalten.

26.

Einsamkeit an und für sich ist etwas seelenloses, unterbricht man sie aber durch gehörige Thätigkeit, so wird ihr der lebendige Geist eingehauchet, der den vollständigen Menschen macht.

27.

Mit schönen Weibern sollte man sich hüten klug zu reden, um nicht Gefahr zu laufen, am Verstandsangel hängen zu bleiben, nachdem man dem Schönheitsnetz entgangen. Lustige Gespräche inkrustiren das Herz und sichern es, vielleicht am besten und ersten, vor den Verwundungen der Liebe.

28.

Sollte das Begleiten der Verbrecher durch Geistliche daher entstanden seyn, weil die Priesterschaft den Layen ihre Ueberlegenheit über die weltliche Obrigkeit dadurch beweisen wollte, daß sie ihnen ein kirchliches Vermö-

gen zeigte, den edelsten Theil des Menschen auch dann noch retten zu können, wenn die weltliche Macht nur seinen schlechtern Theil, den Leib, tödtete?

29.

Die gewöhnlichen Gesellschafften sind eine Art von todter Erde, in die oft guter Saame gestreut wird, da sie aber von unten nicht gehörig treibt, so erstickt ihre Ueberlage den schwächlichen Keim, wenn er ja noch durchbricht.

30.

Das Bemerken einer Lächerlichkeit ist dem Klugen natürlich, und das Lachen darüber dem Witzigen gewöhnlich. Sollte wohl dieses Lachen unrecht seyn, wenn es nicht den von Natur Einfältigen, sondern nur den Thoren trift? Den Einfältigen kann vielleicht die Natur zu guten Absichten gestempelt haben, der Thor stempelt sich selbst, oft um schlechter willen und wird immer dreuster und übermüthiger, wenn man aus Gutmüthigkeit ihm seine falsche Plombirung hingehen läßt.

31.

Ein gutes Herz ohne gebildeten Verstand kommt oft um seine Achtung wie ein guter lo-

cus communis, den ein Schriftsteller nicht zu rechter Zeit, oder am unrechten Ort anbringt. Ist's aber billig den Thon zu tadeln, weil der Töpfer ihn zum Gefäß der Unehre geformt hat?

32.

Die Naktheit südlich gelegener Völker ist vermuthlich der Hauptgrund ihrer Leibes- und Seelenträgheit. Die den Nordbewohnern unentbehrliche Bekleidung erregte vielleicht zuerst ihre Neugierde, und das Spannen auf Ein Objekt gab Lust und Kraft nach mehrerem zu forschen. Ueberhaupt aber werden durch das Gefühl der Reife in den Seelen beyder Geschlechter unzählige Veränderungen geweckt, so daß von diesem Zeitpunkt, und besonders von seiner Erkennung an, die Kultur, deren sie nach Zeit- und Orts-Umständen fähig sind, anhebt.

33.

Es fällt klarer in die Augen, was Unschuld nicht ist, als was sie ist. Der gebrochene Lichtstrahl hört auf, reines Licht zu seyn, wird aber durch seine Farben sichtbar; und da die Unschuld im unbefangenen Genuß vorwurfsfreyer Unwissenheit lebt und webt, so gehört sie eigentlich auch nicht in die Reihe

wirklicher Tugenden, und das Bestreben, schuldlos zu seyn, ist daher vom unschuldig seyn sehr verschieden.

34.

Wenn ein wichtiger Schriftsteller beym Vortrage seiner richtigen Grundsätze das ne quid nimis aus der Acht läßt, und dieser Umständlichkeit wegen nur von abstraktionsfähigen Meistern der Kunst ganz vernommen werden kann, so wird er oft von Lehrlingen, selbst bey ihrem besten Willen, gemißbraucht und es wird ein Schade gestiftet, der sich vielleicht nicht ereignet hätte, wenn sein Buch gar nicht oder kürzer geschrieben wäre.

35.

Lebensart, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ist das äußere Betragen, wodurch man andern angenehm zu werden sucht, und wie jeder sich dabey mehr oder weniger unbefangen benimmt, davon hängt ihre Verfeinerung ab. Ein natürlich guter Mensch wird es daher in ihr nie so weit bringen, wie einer, der aus dem Bewußtseyn eigener Bedürfnisse, Künste und Schwachheiten auf ähnliche bey andern zu rechnen, gewohnt ist oder gelernt hat.

36.

Die strenge Monarchie verlangt, daß der Privatmann mit der Aeußerung seines Selbstüberlegens sehr ökonomisire, sie erlaubt ihm Schaustücke zu seinem Vergnügen zu prägen, behält sich aber das Recht, unter ihrem Bild und ihrer Ueberschrift Kourantgeld zu schlagen, als eine Regel vor.

37.

Bey der Bestechung liegen mehrentheils Verstand und Herz gegen einander im Streit, und jedes spielt nach seinen Karten um den Einsatz. Wer ist nun aber der schlechtere Mensch, der, bey dem das Herz dem Verstande, oder der, bey dem der Verstand dem Herzen sein Vermögen abgewinnt?

38.

Luxus ist der Trilling, der ins Kammrad der Industriemühle greift, und ihre Fabrikationssteine umtreibt, so bald Gewinnsucht ihnen Nahrungskörner aufschüttet. Bedürfnisse lassen das Mahlwasser zuströhmen, und die Polizey muß am Schutzbret der Mahl- und Freyschleuse stehen, damit nicht durch zu starken Zufluß Uebermuth, und durch zu schwachen Mangel entstehe. Es gehört aber viel

Verstand und Rechtschaffenheit dazu, es so einzurichten, damit nicht die Industrie, die wie alle Müller Hang und Anlage zum Betruge hat, sich auf Kosten des Bedürfnisses zu reich mache. De eo, quod justum est circa Industriam ließe sich eine nützliche Schrift schreiben — auf die aber wohl kein Industrie-Komptoir einen Preis aussetzen möchte!

39.

Die Größe des Raums macht den Unterschied zwischen Saal — Stube — und Kabinet. In ganz alten Schlössern findet man mehr Säle als Kabinette, weil die Alten mehr bey einander zu wohnen suchten. Die neue Zeit hat das ire in partes zur Tagesordnung erhoben, so daß Vater und Sohn nicht lange unter Einem Dach, viel weniger in Einer Stube hausen können. Aus dem sehr gewöhnlichen Feyern der Familienfeste in den Burgsälen scheint das Aufhängen der Familienbilder in den Sälen herzustammen. Säle, die zu Gemeindeversammlungen bestimmt sind, bedürfen keiner Wandverzierungen, die eigentlich nur dahin gehören, wo man besorgt oder wünscht ohne Menschen zu seyn, und doch etwas ansehnswerthes um sich zu haben begehrt. Der Saal ist für den Umgang mit der Welt, Ka-

binet und Stube gehören für Freunde und Verwandte.

40.

Ein Portrait in einer Zimmerdecke anbringen, heißt mit dem Original Abgötterey treiben, oder es der Spötterey aussetzen wollen — beyde gehen ohnedem oft neben einander.

41.

In Gesellschaft stumm zu seyn, ist besonders keinem anerkannt guten Kopf anzurathen, weil im Fall, daß ihm die wunderlichen Konversationssprünge doch hin und wieder ein treffendes oder gar ein launigtes Wort ablocken, man bald sein Schweigen auf Neigung zur Aufpasserey oder zu bitteren Anmerkungen, oder gar auf Stolz und Nichtachtung der Mitgesellschafter schiebt, und ihn zu fürchten anfängt. Wer hat aber nicht schon als Kind gelesen, daß Furcht die Liebe austreibt?

42.

Wenn die Seele am läßigsten zu allen Weltgeschäften ist, scheint sie am meisten zu freundschaftlichen Hingebungen aufgelegt; sollte man daraus nicht schließen, daß die Freundschaft eigentlich ins himmlische Klima gehöret,

und

und auf Erden nur im Treibhause mühsam gedeiht?

(Soll das himmlische Klima andeuten, daß die Freundschaft den reinen Geistern, und nicht den Menschen eigenthümlich, und auf Erden nur erkünstelt sey; so kann ich nicht beystimmen. Freundschaft ist die jüngere Schwester der Liebe, beyde sind Kinder der Natur. Sie ist der Erstgebohrnen gleich an Schönheit und Götterreiz, aber menschlicher und milder wie sie, mit ihrer Herrschaft auf eine kleinere Anzahl von Edeln eingeschränkt, besitzt sie die Segenskräfte der Liebe, ohne ihre zerstöhrende Macht, begeistert wie jene zu Großthaten; aber die Tugenden, die unter ihrem Einfluß gedeihen, gleichen den Pflanzen, die sich langsamer aufknospen um desto länger zu blühen und desto edlere Früchte zu tragen — Freundschaft ist eine Frucht der Empfindung, nicht des kalten Verstandes, der Mensch, als ein denkendes und zugleich auch empfindendes Wesen, muß also der Freundschaft fähiger seyn als ein reiner Geist.*) B)

*) Auch ich würde ihr gern in der gewöhnlichen Gartenerde und freyen Luft ihren Platz angewiesen oder gelassen haben, wenn nicht das liebe Mein und Dein beynah' die ganze Erde so streng und kalt gemacht hätte, daß alle zarte Pflanzen, zu denen die Freundschaft doch wohl sicher gehört, nicht anders als hinter den Glasfenstern positiver Gesetze gedeihen können, wo sie aber jeder

43.

Demokratische und aristokratische Staatseinrichtungen sind musivische Arbeiten, je feiner und glattgeschliffener die Stiftchen der gesetzgebenden, richterlichen und vollziehenden Gewalt sind, desto mahlerischer sieht das Ganze aus, allein die Kittmasse menschlicher Gesinnungen, in der sie befestiget sind, ist so auflösbar, daß kleine Umstände sie erweichen, und daß alsdann alle Zusammenhaltung verlohren geht. Die Monarchie ist ein farbigtgeaderter Steinguß von Weedgewood, minder schön von Ansehen als die Mosaique, aber brauchbar zu Gefäßen — zerbrechlich ist alles —

44.

Wie zum Spiegel Glas und Folie erfordert werden, so sind zum Behandeln mancher Materien Genie und Erfahrung zugleich nothwendig, wofern sie überzeugen und nützlich

zeit am Naturgeschmack ihrer wahren Reife viel verliehren. Die Freundschaft an und für sich gehört keinesweges ins Reich der reinen Geister, aber gewiß doch in ein solches Reich, wo man über Mein und Dein anders denkt, als bey uns; man rechne daher auf keinen Freund sicher, bevor man nicht seine wahre Gesinnung über Mein und Dein weiß. A.

werden sollen. Montaigne hat einen Metallspiegel nachgelassen, die Glasspiegel mancher Neuern sind zwar höher polirt, nehmen aber auch viel leichter Schaden.

(Sollte hier bemerkt werden, daß die Schriften vieler Neuern gegen die Aelteren zwar an lebhafter schöner Darstellung gewonnen, aber an innerm Gehalt verlohren haben, so möchte das Gleichniß nicht recht passen; denn bey den Werken des Geistes, die poetischen etwa ausgenommen, ist die Materie die Haupt-Darstellung, und Politur aber die Nebensache; bey Spiegeln dagegen ist es die Politur, und haben es die Neuern in letzterer höher, wie die Aelteren gebracht, so dürften jener Spiegel vor denen der Alten den Vorzug verdienen, wären sie auch zerbrechlicher.*) B.)

45.

Je länger das Geduldkraut auf dem Stengel bleibt, je härter und saurer werden seine Blätter, so artet auch lange Geduld in

*) Wäre hier blos von Montaigné's Metallspiegel die Rede, so hätte mein Freund recht, da aber seiner nur beyläufig gedacht wird, so bitt' ich, sich mehr an den Hauptsatz zu halten — vielleicht paßt das Gleichniß dann besser. A.

störrische Gleichgültigkeit, zuletzt in Erbitterung aus.

46.

Aengstlichkeit ist eine Chikane, die man der Zukunft macht, wodurch aber der Prozeß mit der Gegenwart weder verkürzt und noch weniger zu seiner Gewinnung beygetragen wird.

47.

Rührungen sind ein schnelles Zuströhmen vieler Beweggründe, die eben ihrer Menge wegen nicht deutlich gedacht werden; so macht die Sternenvielheit in der Milchstraße einen Schimmer, der das Auge hindert, die einzelnen Sterne zu erkennen.

48.

Viel Lesen ist eine Sättigung mit Kürbis, die nicht lange vorhält.

49.

Der Heuchler gleicht dem Käufer eines Kleides, dessen wohlfeiler Preis auf gestohlnes Gut schließen läßt, und der beym Tragen immer besorgen muß, der Eigenthümer werde es erkennen und es ihm vom Leibe reißen.

50.

Einfalt (simplicité) und Weisheit sind Zwillingsschwestern, die sich nicht immer einzeln sehen lassen, wie Kastor und Pollux, sondern gern einmüthig bey einander wohnen, und sich äußerst gut vertragen.

51.

Die Seele manches Freundes gleicht der Spaarbüchse der Kinder, in der die Münze beym Schütteln klingt, die aber bey der Eröfnung zum Marktgebrauch desto weniger enthält, je lauter es in ihr geklungen hatte.

52.

Um den Monarchisten zum Republikaner, und diesen in jenen umzuschaffen, muß man ersterem viel ein- und letzterem viel aus zu reden verstehen.

53.

Im monarchischen Staat ist alles personal, mithin auch die Anhänglichkeit an die Regierung, wodurch aber die Menschheit en gros mehr gewinnt, als der Mensch en detail verliehrt.

54.

Man muß Menschen nicht nur durch und durch sehen wollen, sondern ihnen auch man-

ches abzusehen suchen, weil im letztern der beste Unterricht in der Lebensart liegt, die sich so sehr von der Unsittigkeit, als von der Kunstsittigkeit unterscheidet.

55.

Rousseau sagt im Emil: „wenn man die Koquetterie in ihren Schranken hält, so macht man sie sittsam und wahrhaft, man macht ein Gesetz der Ehrbarkeit daraus.“ Denkt man diesem Aphorismus weiter nach, so findet man, daß die ächte Koquetterie im Studio der Kunst liebenswürdig zu seyn, und im Bestreben diese Liebenswürdigkeit geltend zu machen besteht, und daß kein Frauenzimmer in ihr zur Meisterschaft gelangen könne, wenn es nicht anziehende Manieren mit Unverlegenheit im Betragen, schnellen und richtigen Blick in alles, was zum Schicklichen gehört, mit anscheinender Sorglosigkeit im Beobachten, gute Laune mit feinem Sittsamkeitstakt, zierlose Sorgfalt im Anzuge mit äußerster Reinlichkeit, Gesprächsbiegsamkeit ohne sichtbare Schmeicheley, mit Selbstständigkeit ohne Einseitigkeit zusammen zu vereinigen weiß.

Ihr Arkanum dürfte wohl in der geschicktesten Verbindung des innern Wunsches und

Strebens Alles, oder doch Vieles zu haben, mit der glücklichsten äußern Anspruchlosigkeit verborgen liegen.

Mag immer eine gewisse Schlauigkeit die Farben der vorerwähnten Eigenschaften lazuriren, sie trägt dadurch zu ihrer Dauerhaftigkeit bey, überdem sind Täuschen und Schlauseyn keineswegs einerley, da das erstere auf Betrug ausgeht, letzteres aber durch feine, nicht jedem bekannte Mittel sich da Eingang zu schaffen sucht, wo er der geraden Offenheit, vielleicht aus Vorurtheil, versagt werden würde.

Die ächte Koquetterie liefert ansehnliche Beyträge zum Angenehmen der Gesellschaft, und wenn Buhlerey und Geschlechtszwang sich wie Feuer und Wasser entgegen stehen, so nutzt die Koquetterie als Erde beydes, um ihre Blumen und Früchte wachsen zu lassen. Es liegt in ihr das: ich weiß nicht was der Schönheit, der ohne sie die Grazien fehlen.

Sollte man die Koquetterie in eine allgemeine und in eine besondere eintheilen wollen, so würde ich erstere den Mädchen, letztere den Ehefrauen anrathen. Das Bestreben liebenswürdig zu seyn, müssen

beyde gemein haben, da aber die Mädchen ein Objekt erst suchen, dem sie durch ihre Liebenswürdigkeit gefallen wollen, letztere dieses aber im Gatten bereits gefunden haben, so werden sie klug thun, in ihren eigenen Grenzen zu bleiben und diese nicht überschreiten, wenn sie sich nicht verirren oder gepfändet seyn wollen.

Wie ehedem nicht jeder im Stande war, nach Korinth zu gehen, so möchte auch wohl nicht jedes Frauenzimmer dazu gemacht seyn, sich auf wahre Koquetterie einzulassen. Ist nun zu verwundern, daß die unfähigen sie in den Ruf der Unsittlichkeit brachten und koquet und galant für sinnverwandt ausgaben, oder darf es befremden, wenn ich wünsche, daß alle Mädchen und Frauen so koquet werden möchten?

56.

Das edle Metall, das in der Stufe der Weiblichkeit vorhanden ist, läßt sich nur durch das Quecksilber der Sinnlichkeit absondern.

57.

Eine schöne Schrift, die unleserlich abgeschrieben ist, gleicht einer schönen Landschaft, die ein Nebel bedeckt, eben wenn man sie ansehen will.

58.

Die Kunst zu schreiben ist eine Goldgrube, die aber den arbeitenden Bergmann selbst selten bereichert.

59.

Aeußere freundliche Gleichmüthigkeit ist ein feiner Ueberrock, unter dem man bey dem, der ihn trägt, ein noch feineres Kleid und reine Wäsche vermuthet, wie oft man sich aber irret, zeigt mehrmals der Umgang mit öffentlichen Personen.

60.

Die Einbildungskraft liefert die Specereyen zur Würze unserer Leiden und Freuden, die Kunst zu schreiben bewahrt sie auf und gebraucht sie zu rechter Zeit. Wer diese Kunst aber nicht versteht, greift unbedachtsam herum, nimmt Pfeffer statt Zimmet, und hat kein Mittel die Species vor dem Verrauchen zu sichern.

61.

Ueber Dienstsachen sollte man nie anders, als nach langer Erfahrung schreiben, und alles mit Specialfällen belegen, um dem Dienstler den Verdacht zu benehmen, das Geschrie-

bene sey blos Spekulation, wofür der gedankenlose Dienstmensch oft auch das hält, was wahrer Dienstgeist ist.

62.

Die pia desideria eines gründlichen Denkers sind Wegweiser und Leuchtthürme zum Behuf der Reise in ein besseres Land.

63.

Die gute Darstellung eines Schriftstellers hilft dem Leser auch in seine eigenen Gedanken besser eingehen, sie dient zum Hauptschlüssel das Zimmer zu öfnen, in welches man den ihm eigenen Thürschlüssel verlegt hatte.

64.

Wie Zugluft die Kohlen zur Flamme aufbläst, so wird mancher erst durch seine Vocation inspirirt.

65.

Die fast immer unbestimmt ausfallende Antwort auf die Frage: was und wem nützt es? entkräftet manchen guten Vorsatz bis zur Aufgebung, so pumpt ein unbedachtsamer Experimentist dem Vogel unter der Glocke die Luft bis zum Sterben aus.

66.

Die Todesbetrachtungen sind die vernünftigsten, in denen viel vom Leben vorkommt.

67.

Manche Staatsprojekte sind wahre Eselskinnbacken in der Hand eines Dienst-Simsons, der fleißige Philister nicht zu behandeln versteht.

68.

In der Schwärmerey liegt ein Wahrheitswink, dessen Deutung aber zufällige Umstände so verfälschen, daß er sein eigentliches Ziel oft ganz verkennt. Räumte man die hindernden Nebendinge weg, so würden die Winke zu verständlichen Worten werden, und der Schwärmer selbst seinen eigenen Mißverständnissen auf die Spur kommen.

69.

Alles Große verträgt keine Dehnung, keine Zerstückelung, seine Einfachheit macht es zum untheilbaren Ganzen. Das Predigen über treffliche Schriftstellen wird daher oft am langweiligsten. Christus kommentirte nicht über seine Kernsprüche, er sprach sie aus und gieng weiter.

70.

Der blos spekulirende Verstand ist ein Alchymist, der ohne Rücksicht auf Dienst und Weltbedürfnisse alles in Gold verwandeln möchte, der praktische, gewarnt durch Midas Beyspiel, respektirt die Konsumtibilien zur menschlichen Nahrung und Nothdurft und zieht Kohlpflanzen dem Goldmachen vor.

71.

Das Kommerzium und der Kaufmann sind oft so verschieden wie die Gerechtigkeit und der Justizbediente.

72.

Die Elektricität kann durch gewisse Vorkehrungen sehr verstärkt werden, und ein kleiner Flaschenzug hebt unendlich mehr als eine große einzelne Tritze. Mit Geschäften ist es anders: Jeder Mensch hat seinen eigenen vollständigen Apparat zu dem, was er auszurichten vermag, nur nicht jeder will diesen hervorlangen und brauchen, sondern borgt lieber vom Nachbar oder Freunde die ihrigen, wodurch in alles, besonders in den Dienst, Unordnung kommt, die mit einem Fleißbankerot endiget, der denen, die aus der Masse mit Recht zu fordern haben, große Verluste zuzieht.

73.

Der Geistesmagen ist nicht blos für die rohen Buchstaben, sie mögen gedruckt oder geschrieben seyn, eingerichtet, beyde werden ihm, man mag sie noch so laut hochpreisen, zum Manna und zu Wachteln, an denen sich die Kinder Israel verekelten. Das Gespräch ist die Kochkunst, das dieser losen Speise abwechselnden Geschmack verschafft und sie verdaulicher macht. So wie aber nicht das lange Messer den Koch macht, so ist auch nicht langes Geschwätz gedeihliche Unterhaltung.

74.

Polizey ist Gerechtigkeit, auf die Lokalität am treffendsten angewandt.

75.

Einen Mann lernt ein Mann oft in wenigen Stunden ziemlich kennen, je weniger er aber Mann ist, desto schwerer wird es ihm werden. Weiber sind daher schwer zu kennen, und vielleicht am schwersten von dem, der ein ächter Mann ist.

76.

Der Mann, der am unbefangensten in seinen geistigen Busen sieht, wird vom An-

blick des leiblichen Weiberbusens oft am meisten getäuscht. Aus den Strahlen des letztern entsteht leicht eine Flamme, und jede Flamme blendet.

77.

Die Liebe ist die Seele von allem. Im zu viel und zu wenig von ihr liegt das Elend, in ihrem rechten Maaß der Segen der Welt. Die klügsten Religions-sektenstifter haben sie daher ihren Systemen einzuweben gesucht und der schlane Menschenkenner Zinzendorf flocht sinnliche Liebe in geistliche Andacht, und sinnliche Andacht in die geistliche Liebe, damit sie sich wechselseitig unterstützen sollten.

78.

Die Stille des Landlebens hat etwas Vortrefliches, weil einem die Menschen da nicht immer so häufig nah sind. In Städten fällt jeder Blick aus dem Fenster auf Menschen und Steine, welche letztere an die steinernen Herzen erinnern, deren Verwandlung in Brod man umsonst versucht.

79.

Auf ein Vergehen muß Genugthuung, und Erkenntlichkeit auf eine Wohlthat folgen,

sonst kann ersteres nicht verziehen, und der Empfänger der letztern ihrer nicht werth werden.

80.

Geduld ist eine Fertigkeit alles Unangenehme so zu stellen, daß es durch das Sichtbarwerden seiner nützlichen Seite erträglich werde.

81.

Uebele Laune ist der warme Hauch, der das kalte Glas des Sehrohrs zur Beobachtung untauglich macht.

82.

Die Hoffnung sollte nie grazienschlank abgebildet werden, gesegneten Leibes würde sie besser den Erwartungen des Hoffenden entsprechen, oder hat man dadurch auf ihre Unfruchtbarkeit hinweisen und vor selbiger warnen wollen? Daß sie jung aussehe, ist ganz recht, denn ein altes Gesicht führt aufs Vergangene zurück, mit dem die Hoffnung nichts zu schaffen hat.

83.

Hoffnung ist ein junges Roß, das keine Schule hat, wer es besteigt, nehme sich in

Acht, daß es ihn nicht auf dem schlimmsten Wege abwirft und davon läuft.

84.

Der Tod ist eine Scheidewand, wider die man nicht mit dem Kopf laufen soll. Es giebt ein Pförtchen in ihr, zu dem das Leben den Schlüssel hat, dem aber ungeschickte Hände leicht den Bart abdrehen.

(Ich denke, man sollte diese Scheidewand weder mit dem Kopf einrennen, noch das Pförtchen in ihr aufsuchen wollen. Man sollte gar nicht thätig, sondern blos leidend seyn. Oder sollen wir in diesem Leben in der Erforschung unseres Selbst, unserer moralischen uud geistigen Anlagen und der uns umgebenden Natur die Hoffnung eines künftigen Lebens aufsuchen, und nicht nach einer größeren Gewißheit über das, was hinter jener Scheidewand liegt, streben, sondern uns mit der Aussicht begnügen, die das Erdenleben unserm Auge in das Land jenseits eröfnet? Ist auf den Fall hingedeutet, so möchte die Hieroglyphe zu schwer zu entschleyern, und der Hippelsche Gedanke: „Der Tod ist eine Hieroglyphe, die kein Sterblicher lösen kann," weniger dunkel seyn, wie denn auch in seinem Ausdruck eine Erhabenheit lieget, die im Kopfstoßen sich nicht findet. B.)

85.

Von den Mythologieen möchte die griechische und römische am ersten zu entschuldigen seyn, beyde vermenschlichten die Gottheit und vergötterten die Menschen. Sollte man nicht aus der Mythologie der Völker auf ihren Karakter und ihren Perfektibilitätsgebrauch schließen können?

86.

Mit der Idee einer Gottheit verknüpfte man jederzeit eine Kraftüberlegenheit. Die Vergötterung der Sonne war daher sehr natürlich; dadurch aber, daß man die Sonne nicht unter ihrer natürlichen Gestalt, sondern unter der eines schönen Jünglinges anbetete, verriethen die Menschen, daß ihnen immer an ihrer eigenen am meisten gelegen sey, und daß sie über ihre eigene Person sich nicht erheben konnten. Selbst ihre Phantasie blieb an der Erde, und Künstler und Dichter vermochten es nicht weiter zu bringen, als ihr dann und wann Flügel a n z u k l e b e n.

87.

Das Wort V a t e r ist ein großes Wort, aber das Wort M u t t e r ist kein kleineres. Beyde sind blos so verschieden, wie Münzen

von einerley Gattung (Friedrichd'or — Louisd'or) aber nicht von einerley Gepräg, die aber in diesem oder jenem Lande, und besonders in den Staatskassen nicht al pari angenommen werden.

88.

Stärkerer Gebrauch veranlaßt stärkeren Abgang, und erfordert zeitige Vorsorge für seinen Ersatz. Beweißt daher nicht der Umstand, daß mehr Knaben als Mädchen gebohren werden, deutlich, wie die Natur dem männlichen Geschlecht einen wichtigern und größeren Wirkungskreis zugetheilt hat, als dem weiblichen?

89.

Jeder, der in einem mehr als gewöhnlichen Grad Verstand und Menschenkenntniß besitzt, könnte und sollte ganz glücklich seyn und keinen Wunsch für dieses Leben haben, den nach einem andern Leben ausgenommen, weil der Wunsch nach letzterm das unter den Wünschen ist, was die Geliebte unter allen ihres Geschlechts dem Liebhaber zu seyn scheint.

90.

In der Einsamkeit sammelt sich die Seele zur genauern Abwägung des Werths oder Un-

werths der Dinge. Im geselligen Leben stoßen die Nebendinge zu oft an den Waagebalken, oder machen die Hand zittern, so, daß man wider Vermuthen betrogen wird, oder selbst ohne Absicht betrügt.

91.

Für die Liebe ist Einsamkeit das zuträglichste Klima und der ergiebigste Boden: auch vermehrt sie den Selbstgenuß, der durch die Zusammengesellung des Mannes mit dem Weibe nicht aufgehoben wird, weil die Liebe eine Wesenvereinigerin ist, so, daß aus der Wahrnehmung, wie die Liebe Hang zur Einsamkeit einflöße, und letztere den Genuß der Liebe inniger mache, die Häuslichkeit entstand, deren Glück besser und allgemeiner genossen werden könnte und sollte — und von der die zerstreuungliebenden Franzosen selbst sagen:

ou peut on être mieux qu'au ſein de ſa famille?

(Wo kann man besser seyn, als in dem Schoos der Seinen?)

Ueberhaupt aber befördert Einsamkeit alle Seelenaufschwingungen, besonders die andächtigen, und man trifft in wenig besuchten

und leeren Kirchen öfter einen sehr eifrigen Beter an, als in stark angefüllten.

92.

Nach Guy und andern gleichen die neuen Griechen noch ganz den alten, unerachtet des türkischen Joches, das sie vielleicht mehr hindert als drückt. Es scheint daher, daß ein Volk, welches einen hohen Kulturgrad bereits erreicht hatte, wenn es einem andern unterworfen wird, dem Religion oder andere Umstände keine so hohe Bildungsstufe zu erreichen gestatten, das Gefühl seines ehemaligen Werths, vermittelst einer Tradition beybehält, und in der Hoffnung besserer Zeiten den übriggebliebenen Funken heimlich und sorgfältig aufbewahrt, um ihn einst zur verzehrenden Gluth gegen seine zeitigen Ueberwinder anzublasen. Sind aber dem Geist des Siegers jene Religions- und Umständfesseln nicht angelegt, so unterdrückt er entweder den Geist der Besiegten gänzlich, oder er läßt sich von ihm führen, wie man solches an Rom und China sehen kann.

93.

Die wichtigen Vorfälle, die das Leben so zu sagen in Abschnitte theilen, sind unter-

strichene Stellen in der Vokation, die wir bey der Geburth erhielten, und nur so lange flüchtig übersehen hatten, bis die Ereignisse uns darauf merken lehrten, um uns zu überzeugen, daß uns nichts von ungefehr begegne.

94.

Das Temperament besorgt den Gas zur Füllung der Lebensmongolfiere.

95.

Wenn die Köpfe der Schriftsteller den Aalraupen (Quappen) glichen, denen die Köche durch Ruthenstreiche die Lebern zu vergrößern und schmackhafter zu machen suchen, so ließen sich ihre harten Züchtigungen von sachkundigen Kritikern wohl rechtfertigen; da diese aber nichts helfen, so sind sie blos traurige Beweise, daß das zum Sprüchwort gewordene didicisse fideliter artes emollit mores nec sinit esse feros auch nicht immer ein wahres Wort ist.

96.

Große Genies sollten nicht heyrathen, weil sie zu viel Lust haben, alles neu und anders zu machen, die Weiber aber, die sich für vollkommen gut gemacht halten, solch Abbrechen und Umbauen nicht gern gestatten —

läßt sich also etwas anders als eine schlechte Ehe erwarten?

(Sollte die nähere Ursache von letzterer nicht die seyn, daß solche Genies immer in Ideen leben, und daher für das wirkliche, mithin auch für das häusliche Leben nicht gemacht sind, oder sich zu wenig um ihre Weiber bekümmern, und sich durch solche Vernachlässigung um ihre Zuneigung bringen? B.)

97.

Die Sinnlichkeit des Mannes gleicht der Tanne, die beym Aelterwerden die Unteräste abwirft und dadurch zu hochstämmigem astlosem Schneideholz wird. Die Sinnlichkeit des Weibes treibt wie die Linde jährlich neue, stärkere Zweige bis zur Hohlwerdung des Hauptstammes.

(Das Gutwerden durchs Absterben dürfte wohl wenig Werth haben. Wer wollte den Verstand durch Schwächung der Sinnlichkeit erheben, da in ihr der reiche Stoff liegt, der zum Nutzen des Verstandes verarbeitet werden kann? Wollte man die Sinnlichkeit mit der Vegetation vergleichen und einen charakteristischen Unterschied der Geschlechter davon hernehmen, so müßte man diesen nicht im stärkeren oder schwächeren Triebe, sondern blos in der Feinheit und Zartheit suchen, und

dann wird die Weiblichkeit als die Pflegerinn der geselligen Wohlanständigkeit auch noch schön und nützlich bleiben, wenn der Stamm schon hohl zu werden anfängt. *) B.)

98.

Fehler, die die Einbildungskraft angesteckt haben, erlauben selten eine völlige Beendigung des Streites mit ihnen; sie winden sich wie eine Schlange um den Arm, der sie hält und doch vor Furcht zittert, sie werde sich losreißen und ihn mit ihrem Gift verwunden.

99.

Der Verstand ist der Grosherr, die Sinne machen sein Serail aus, von welchem, wie in jedem Harem, alle Kabalen ausgehen; und doch besteht zwischen Sinnen und Verstand eine Ehe, die gewis eben so gut, wie jede andere, im Himmel geschlossen zu seyn scheint.

*) Die Tannen sterben durch ihr natürliches Abästeln keinesweges ab, sondern reinigen nur den Hauptstamm von den Aesten, die die Diehlen löcherich machen, und bey denen die Fäulniß anfängt, wenn die Natur oder die Kunst sie nicht wegschafft. A.

100.

Wer Unwahrheiten vertheidigen will, muß sich wie ein Kunstfechter auf gewisse Hiebe legen, die den Gegner auf einige Augenblicke betäuben, ihm selbst aber Zeit schaffen, sich vom Kampfplatze zu entfernen, doch ohne sich auf Satisfaktiongeben weiter einzulassen, weil die Lüge, aller Finten und Wendungen unerachtet sich doch zuletzt in die unbewaffneten Hände der Wahrheit ergeben muß, und keiner, der aus Angst läuft, dem entgeht, der ihm ruhiges Schrittes auf geradem Wege nachsetzt.

101.

Wer zuerst die Benennung: Diener der Religion erfand, kannte den Geist der Klerisey, die die Menschen lieber und häufiger zu Dienern, als zu Kindern und Brüdern zu machen sucht.

102.

Wenn die Lage, in die ein Mensch versetzt wird, ganz außerhalb den Grenzen seiner Natur liegt, so entsteht in seinen Handlungen ein Schwanken, das ihm nicht erlaubt, es seiner Natur oder seiner Situation recht zu machen.

103.

Geliebt wird der Verstand nur von Verständigen, gehaßt nur von Dummen, gefürchtet aber von Allen. Man sieht ihn für Pulver an, das, wenn ein Funken darauf fiele, uns in die Luft sprengen könnte.

104.

Landtage in Monarchieen sind ein englisches Frühstück, das die Staatshalter den Landesbewohnern vorsetzen, um desto ungestöhrter ihr Mittagsmahl vom Landesbesten halten zu können.

105.

Zerstreuungen hindern einen am wirklichen Leben. Man bringt den Dukaten zum Plattenschläger um Goldblättchen zu bekommen, eine große Oberfläche damit zu überziehen. Geht aber dadurch das Gold nicht ganz verlohren, da man es nie wieder abschaben kann?

106.

Genieprodukte haben manchmal das Schicksal des schönen langhaarigen Absaloms, der im schnellen Lauf unter der Eiche hängen blieb, aber unrecht ist es von Kunstrichtern, dem Hängenden den Speer wie Joab ins

Herz zu stoßen, oder ihn so unvorsichtig los-
zuwickeln, daß er sich doch zu Tode fällt.

107.

Das Gewissen ist der treuste und klügste Rath des Verstandes, das Herz ist sein Günstling; kommen Rath und Günstling in Kollision, so tritt der Verstand mehrentheils auf die Seite des letztern, und tröstet sich mit dem Sprüchwort: der Klügste giebt nach; woraus aber viel Unheil entsteht.

Wahrscheinlichkeit ist das: Weiter gehts nicht des Glaubens, weil die Gewißheit keines Glaubens bedarf, und wer ihr noch Glauben beymischt, ist auf dem Wege dumm oder närrisch zu werden.

108.

Blödigkeit und Unverschämtheit findet man oft bey Einer Person, weil beyde aus Einer Quelle, dem falschen Urtheil über eigne Schwäche und Kraft entspringen. Wer mehr gelernt hat, als sein Kopf brauchen konnte, ist beyden Fehlern am meisten ausgesetzt, und da sich der Fall nicht selten ereignet, mag er wohl zum Sprüchwort: Die Gelehrten, die Verkehrten, mit Anlaß gegeben haben.

109.

Wünsche sind Blasröhre, die Gluth des Herzens stärker anzufachen, wodurch aber auch das Verglimmen seiner Kräfte beschleuniget wird.

110.

Die Konversation, besonders bey Tische, erfordert einen dreusten Tonangeber, und wird dadurch lebhaft, angenehm, oft sogar unterrichtend, wenn in der Gesellschaft wenigstens einige sind, die auf solchen Ton merken, und ihre Instrumente darnach stimmen; ja oft sind die Variationen passender und angenehmer, als die erste Komposition.

111.

Empfindsamkeit ist eigentlich Tagdieberey, und da sie wenigstens zur Hälfte von der Leibesbeschaffenheit abhängt, so ist man am empfindsamsten Tage am wenigsten zu empfindsamer Schreiberey aufgelegt. Zum Behuf der letztern muß man sich der Empfindungen blos erinnern, sie dann vom Verstande über den Kolben ziehen, und ihnen das Wässerige benehmen lassen.

(Kann die Empfindsamkeit wohl Tagdieberey gescholten werden? Ist sie nicht vielmehr eine

mächtige Triebfeder zu schönen Handlungen? daß man in den Augenblicken, in denen man stark empfindet, nicht aufgelegt ist diese Empfindungen zu beschreiben, ist natürlich, aber man ist in solchen Momenten desto mehr zum Handeln aufgelegt. B.)

112.

Wer seine Empfindungen in Worte ausbrechen läßt, schwächt sie so wie mineralische Wasser verrauchen, wenn die Krücke geöffnet wird.

113.

Eine lebendige Sprache zeigt sich nie gewaltiger, als wenn sie ein sehr kluger Mensch spricht, dessen Muttersprache sie nicht ist.

114.

Manche Eigenschaften der Weiber wachsen schneller zu wie die Köpfe der Hydra; einzeln sie abzuhauen, hilft nichts, und wie selten wird ein Herkules gebohren!

115.

Ein Glas Wein übern Durst unter guten Freunden ist ein Feuerzeug, das ein inwendiges Licht anzündet, und wer nicht einen ganzen Kronleuchter zu bestecken hat, schafft dem einzelnen durch einen Wendungs-Reverbere doppelte Klarheit.

116.

Schwärmerey ist eine heftige Aeußerung der Schnellkraft eines Gedankens, den seine spezifische Wahrheit bis zur Anschauung in uns erhebt, während daß andere ihn langsam denken und höchstens nur wahrscheinlich finden. Sie ist das Genie des Herzens, das ohne sie nichts großes beginnt. Wer sie mit Anstand unter die Leute bringen, und ihr Freunde machen will, muß ihr Aeußeres, wie Moses sein strahlendes Angesicht, verhängen.

117.

Den Schlüssel des Himmelreiches besitzt jeder selbst, die Theologen führen nur Dietriche, die aber das Himmelsschloß nicht öffnen, weil es doppelt zuschließt.

118.

Es giebt Dinge, die kein Reden und keine Unterredung aushalten, sie sind ein Vergißmeinnicht, das im Augenblick, wenn man es pflückt, auch verwelkt.

119.

Der Humeur ist ein Uebersieden des Verstandes und Herzens, das vom Feuer der Zeit und Umstände veranlaßt wird.

120.

Der Vorsprung, den die Thätigkeit des Geistes bisweilen über die des Leibes nimmt, und wodurch sie ihn gleichsam herabzusetzen sucht, scheint letztern zu verdrüßen und seine Sinnlichkeit rächt sich dann am Geiste dadurch, daß sie ihm die Folgsamkeit versagt. Wollen oder können sich aber Geist und Leib nicht wechselseitig helfen, so entstehen daraus mancherley Krankheiten, unter denen die Hypochondrie eine der ärgsten ist.

121.

Selten liebt man Verschlossenheit am andern, weil sie ein Mißtrauen gegen uns verräth, das uns beleidigt oder doch wehthut. Oft wirkt sie gegenseitiges Mißtrauen, statt daß sie Zutrauen erwecken könnte, weil ein verschloßner Mensch das Aeussere eines Diskreten an sich hat.

122.

Leib und Seele haben sich einander so herzlich lieb, daß alles Sterben von einer Gewalt begleitet ist. Die Seele scheint es zu wissen, daß sie ihren Lebensgefährten nie mehr wiedersehen werde, und der Leib scheint

sich fest an sie zu klemmen, um durch seinen Uebergang in andere Körper nicht seine formelle Existenz zu verliehren. — Es mag daher wohl nichts gerne sterben —

123.

Warum soll man die Weiber nicht ganz vom Lesen abhalten? a) weil sie einmal schon in das Gebiet der Männer getreten sind und man sie daher wenigstens so zu beschäftigen suchen muß, daß ihre für gut gefundene Vernachlässigung der Weiblichkeit nicht noch größere Verwüstungen im Männerreich anstifte. b) Weil es bey der, in den sogenannten konditionirten Ständen, aus mancherley nicht unerheblichen Ursachen, immer stärker einreißenden Ehescheu der Männer, und Zunahme der adeligen und unadeligen Altjungfern nützlich scheint, durch einige wissenschaftliche Bildung in der Jugend, bey Zeiten für einen Unterhaltungsvorrath auf die Zeit der Einsamkeitsnoth zu sorgen; damit sie auf der letzten Lebensstation nicht blos beten, singen, klötschen dürfen, c) damit künftig gute Mütter ihren Kindern gesprächs- oder erzählungsweise etwas nützliches beybringen können, ohne sie der Kunstschule der Miethlingsschaft zu überantworten —

124.

Mann und Männin giengen aus der respektiven Erde und Ribbe als zwey Parallellinien hervor; so lange diese ihren geraden Weg fortlaufen, und nur durch gewisse Querbänder an einander befestiget sind, geht alles treflich: fängt aber eine Linie an sich zur andern hinüber zu biegen, so treffen sie bald den Punkt, wo sie sich durchschneiden müssen, und hinter welchem die Linien immer weiter aus einander gehen, so daß durch den zunehmenden Abstand ein Leeres entsteht, welches in Leid- und Freudenfällen den Linien die Rückkehr zur wechselseitigen Unterstützung sehr erschwert. Da nun bey solcher zunehmenden Divergenz, ob sie gleich anfangs aus der Hinneigung der einen Linie zur andern entstand, kein gutes Ende zu erwarten ist, wär' es nicht viel besser, wenn ein Geschlecht zum andern aufrichtig spräche: „ich kann nicht alles —
„Du kannst es auch nicht, laß uns lieber laufen jedes in seiner Bahn, aber so dicht neben einander, daß wir uns stets die Hände
„hülfreich bieten können."

Dann blieb' der Frau das Haus, dem Manne blieb' der Staat,
Und Staats- und Hausdienst fänd' im Nothfall Hülf' und Rath.

125.

Es gehört ein großer Kopf und eiserner Fleiß dazu, wenn man zu einem Werke, das entweder nach einem alten, oder nicht höchst natürlichen Riß angelegt worden, fremde Schönheiten benutzen will. Aus der Mitanwendung solcher Bruchstücke entsteht eine Bauerey wie die jetzige in Griechenland, wo man zu Stallthüren korinthische Säulen anwendet und Kunstüberbleibsel zu Lückenbüßern herabwürdigt; die Stallpforte gewinnt keine Schönheit und die Säule kann die ihrige nicht zeigen.

126.

Als Paw über die Griechen schrieb, war sein Kopf nicht schlechter, als bey Fertigung seines Werkes über die Amerikaner, und doch hat sein letztes Werk nicht das Lob des frühern erhalten: denn je kultivirter die Völker sind, über die ein philosophisches Genie schreiben will, je mehr zwängen es die bereits aufgezeichneten Fakta ein, es stößt sich an letztern, und schwingt es sich über selbige weg, so halten die Leser das Gesagte für Unwahrheit oder Schwärmerey, die, eine so wie die andere, das Zutrauen sowohl, als das Gefallen schwächen.

127.

Die Natur liebt und macht keinen Sprung, läßt sich aber einen Stoß gefallen. Vermuthlich entsprang ihre Thätigkeit von einem Stoße, der so lange fortwirkt, bis er einen Aufhalt trifft, dessen Ueberwindung einen neuen Stoß erfordert, um einen frischen Fortlauf zu veranlassen.

128.

Der Demokratismus macht die Luft unter der Regierungsglocke so dünne, daß der unter sie gestellte Freyheitsvogel sterben, oder ihm kräftigere Luft unter die Glocke gelassen werden muß.

129.

Fürsten und Weiber haben vieles mit einander gemein, findet sich Weibersinn und Fürstengewalt vereint in Einer Person, so wird ein großer Zwitter, den rechtlich natürliche Männer und Weiber, blos seiner Seltenheit wegen, mit gemildertem Widerwillen ansehen.

Dienstgeschäfte sind beynah' ein Verboth gegen andere Beschäftigungen, kein Wunder, daß Dienstleute dem alten nitimur in vetitum etc. zu Ehren mehr als andere Menschen

Zerstreuungen suchen, und daß auch bey ihnen das Verboth keilartig wirkt.

130.

Sollte der alte Moses, der sich so vortreflich auf die menschliche Natur verstand ohne Ursach und Absicht die Mutter Eva aus der zweyten Hand das haben werden lassen, was sie war und ist. — Sollte nicht die Menschengeschichte durch ihr Zeugniß über die von Anbeginn stattgefundene verschiedene Behandlungsart der Weiber darthun, daß diese mehr aus Gefühl ihres geistigen Unvermögens, als ihrer schwächern Leibeskonstitution, sich eine gewisse Unterordnung unter die Männer gefallen lassen? Würde es den Weibern, bey ihrem allgemeinen Streben nach Herrschaft nicht längst gelungen seyn, sie zu erhalten, wenn es ihnen nicht an irgend einer angebohrnen Hauptkraft fehlte? Zeugt es nicht von einem schwächern geistigen Verdauungsvermögen, daß Weiber, die sich der Gelehrsamkeit ergeben, fast immer Pedantinnen werden, ob's gleich auch der männlichen Pedanten mehr als zu viele giebt? — Läßt sich die Vorliebe der Damen für den Soldatenstand aus irgend etwas besser erklären, als aus ihrer innern Empfindung eines Schutzbe-

dürfnisses, und ihrem größern Zutrauen zu sinnlichen Waffen als zum Schwerdt des Geistes, indem der Sinn bey ihnen über den Geist geht? Würde es nicht dem schönen Geschlecht bey Erweiterung seines Departements wie allen übergroß werdenden Reichen gehen, die eben durch solche Ausdehnung ihre politische Stärke verliehren, und statt Sterne zu werden, sich wie schönfarbige Sternschnuppen auflösen? Sollte die Natur nicht durch die Verschiedenheit des Körperbaues und des Reifwerdens ꝛc. der Geschlechter auch auf ihre Geistesverschiedenheit angewinkt haben? Da in der Natur nichts dem andern völlig gleich ist, sollte der Menschengeist des Mannes und des Weibes die einzige Ausnahme von der Regel seyn?

So richtig mir vorstehendes aber auch die Verschiedenheit und Ueberlegenheit des Männergeistes zu beweisen scheint, so leugne ich doch nicht ab, daß der Männer Seelen in der Weiber Hand stehen, weil sie unsere erste Erziehung besorgen, als worauf auch der Spruch zielt: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder — giebts aber einen ärgern als böses Beyspiel und schlechter Unterricht?

Ihr Menschenkünstler denkt weiter nach,
Und steurt und wehrt dem Ungemach,
Das Leiden würd' der Menschheit Sach'
Nähm nur Ein Dorf die Lehre an:
Daß richten, fechten und alles kann,
Das Weib ganz so gut wie der Mann.

131.

Despoten wähnen den Verstand zu tödten, wenn sie ihn kreuzigen, aber die Kreuzigung allein tödtet nicht, und wenn der als todt ins Grab gelegte nach überstandener Ohnmacht wieder hervorgeht, so wirkt seine Erscheinung desto stärker selbst auf die, die nicht einsehen wollten, daß der Verstand sich nicht tödten läßt.

132.

Weiber machen die von Natur eisernen Männer zu Stahl, und verschaffen ihnen dadurch die Elasticität, vermittelst welcher sie kein Druck auf immer erdrücken kann.

133.

Freudigkeit ist der Naturhebel des Fleißes, wer ohne diesen den großen Arbeitsstein zu bewegen unternimmt, verbricht sich, und wird unmuthig; Unmuth aber ist die Quelle

der Trägheit, die zum Teiche der Faulheit sich ausdehnet, der dem von Bethesta gleicht, zu dessen seltener Bewegung Engelskräfte erfordert wurden.

134.

Ergebung und Partheylosigkeit sind Privattugenden, die in der Politik sich nicht gut anwenden lassen, auch wird wohl keiner wünschen sie im häuslichen Leben anwenden zu dürfen, weil sie immer eine beschwerliche Nothwendigkeit voraussetzen.

135.

Liegt nicht die Neigung alter Leute zum Argwohn im heimlichen Gefühl der Kraftabnahme zum Widerstande?

136.

Da nach Arthur Youngs Versicherung das Volk überall gut ist, so lange bis es Herr wird, so muß man glauben, entweder es sey sehr schwer Herr zu seyn, oder der ganze Herrenstand sey ein fehlerhafter Auswuchs oder ein Gabenmißbrauch.

137.

Kritisiren ist eine Art von Tournirspiel. In alten Zeiten wurde unter den Kämpfern

Ebenbürtigkeit erfordert, wär' es nun in neuen Zeiten nicht billig oder gar nothwendig auf Ebengeistigkeit zwischen Autoren und Recensenten zu halten?

138.

Wenn die Alten bey Errichtung ihrer Werke die Imagination so gut spielen lassen, wie es bey uns geschieht, so ist gewiß unter ihren Ueberbleibseln manches ein bloßes Ideenspiel, was für einen bedeutenden Mysterienrest ausgegeben wird.

139.

Aus dem Gegenwärtigen läßt sich am besten das Vergangene errathen, vielleicht auch auf die Zukunft schließen. Die Antiquitätensucher von Profession erklären daher so oft das Alterthum am schlechtesten, weil sie für ihre eigene Zeit gemeinhin schwache Augen haben.

140.

Fanatiker glauben durch einen feurigen Vortrag die krudesten Ideen populär gemacht und ihre Widersprüche zur Genießbarkeit aufgelößt zu haben, aber ihr Kopf ist kein papinianischer Topf, worin die härtesten Knochen weich gekocht werden.

141.

Da die Gegeneinanderhaltung des Schlechten und Guten viel zur Vermeidung des erstern beytragen kann, so würde es vielleicht besser seyn, wenn die guten Autoren statt ganz neuer Ausgaben ihrer Schriften die alten mit ihren Korrekturen drucken ließen. — Freylich würde mancher Leser dieses sehr lästig finden, werden Bücher aber nicht mehr der vielen Schwachen als der wenigen Starken halben geschrieben?

142.

In der Erzählung von den wichtigsten Begebenheiten neuerer Zeit, sogar in der von Männern aufgesetzten, deren Sach- und Personenkenntniß sich nicht bezweifeln läßt, herrscht eine Verschiedenheit in Worten und Werken, möcht ich sagen, die kaum anders erklärbar ist, als wenn man annimmt: jeder Geschichtschreiber berichte die Ereignisse blos nach seiner individuellen Ein- und Ansicht, und daß wir ihm auch nur glauben, weil seine angeführten Fakta und seine Einkleidungen unserm individuellen Verstande und Herzen, mithin unsern Wünschen und Hoffnungen am besten zusprechen. Denn die Zustimmung der gleichzeitigen Schriftsteller und der Mangel an ihrem Widerspruch ver-

dienen nicht Glaubensgründe abzugeben, weil jene Quasi-Pluralität daher kommen kann, daß die übrigen alle dem Einen nachschrieben, und der Mangel an Widerspruch oft entstehet, wenn die Talentüberlegenheit des Bejahers die Zweifel der Verneiner gar nicht aufkommen oder gleich vergessen läßt, so daß sie der Weitentfernte gar nicht erfährt.

Geschieht nun solches am grünen Holz der neuen Geschichte, was soll am dürren der alten werden? Was ist nun historische Wahrheit? Und ist's nöthig oder räthlich an eine zu glauben?

143.

Die Schwelgerey hat es aufgebracht, in schöngeschmückten Zimmern, in Pavillons mit herrlicher Aussicht zu essen, um die Augen, die eine Kontrolle der Sättigung führen, anderweitig zu beschäftigen; man genießt im Freyen in den Tag hinein, und berauscht, eh' man es glaubt, Leib und Seele eins durchs andere.

144.

Das al pari-stehen ist nicht hülflustig, gewöhnlich hilft ein stärkerer dem schwächern, und dieser jenem.

145.

Daß die männliche Erziehung der Weiber der weiblichen Natur unangemessen sey, ergiebt sich unter andern auch aus der Verschlechterung der Sitten unter den vornehmen Frauen, in deren jugendliche Erziehung viele Ingredienzien aus der männlichen gemischt werden.

146.

Den Sinn des Wortes: Lebensart in seinem ganzen Umfange, kann kaum ein Mann fassen. Ihn zu bestimmen, gehört vor das Tribunal einer feinsittigen, geistreichen Frau, die in alle Umstände mit ihrem Blick so einzudringen vermag, wie die Terebrateln (Bohrmuscheln) in die Steine. Hof- und wirkliche Lebensart sind sehr verschieden, erstere blendet und läßt sich erlernen, letztere erfordert durchaus eigenen Verstand. Auch ist Lebensart haben und gefallen nicht einerley, man kann sogar erstere besitzen und des letzteren doch nicht theilhaftig werden. Zum Gefallen gehört eine fast im ersten Moment sichtbare Homologität des Aeußern und Innern, die indessen oft nichts vorzügliches an sich hat. Der gefallende Mensch erhält den Beyfall als ein Dongratuit, der Mensch von Lebensart

zeigt eine Anweisung vor, die man entweder aus Schuldigkeit, oder doch Ehrenhalber acceptirt.

147.

Wenn ein Mann, der kein vorzüglich großer Kopf und nicht ganz edeln Herzens ist, lange über andere vermittelst seines Amtes geherrscht hat, und dieses Regiment verliehrt, so wird er gemeinhin zurückhaltend, mißtrauisch, hochmüthig und sucht sich an dem, was ihm im kleineren Wirkungskreise übrig blieb, zu erhohlen. — Wird aber der, welcher den ihm auf die Saiten gesetzten Dämpfer nicht abnehmen kann, wenn er auf seine Geige Nebensaiten spannt, nicht, statt den Ton der gedämpften zu verstärken, Mißlaute hervorbringen, die vollends alle Zuhörer von ihm entfernen?

148.

Daß der Anblick großer Naturprodukte nur ein kurzes Staunen erregt, aber immer interessant bleibt, große Kunstwerke hingegen ein längeres Bewundern veranlassen, aber ein kürzeres Interesse erlauben, kommt vermuthlich daher, weil wir beym Anblick der Natur gleich an die Allmacht denken, der alles zu schaffen leicht ist, bey der Kunst

aber jederzeit die Schwürigkeit ihrer Arbeiten in uns selbst fühlen. Hat man aber die Mittel zu ihrer Hervorbringung gelernt und selbst versucht, so fällt mit dieser Kenntniß das Bewundern ganz weg und mit diesem der Reiz der Neuheit. Bewundern und Interessantwerden scheinen also von der Unerforschlichkeit des wie etwas geworden ist, größtentheils abzuhängen.

149.

Der Grund des Strebens nach verbotenen Dingen liegt hauptsächlich in der Eigenliebe, die sich durch die vermuthete Eigennützigkeit des Verbieters gefährdet zu seyn glaubt, und durch die Uebertretung ein Recht zu vindiciren sucht, das ihr im Moment der That keinem Zweifel unterworfen zu seyn scheint.

150.

Schwindsüchtige machen oft so muntere und ins weite gehende Entwürfe, als ob muntere Projekte junge Kinder wären, in deren Atmosphäre die Schulmeister älter wie andere Leute werden sollen.

151.

Verstand und Schönheit haben in dem Stücke einerley Schicksal, daß man den

Personen, bey denen sie abnehmen, es nicht leicht sagt, und spricht der Gelehrte oder die Matrone, jener von seiner Geistesabnahme und diese von ihrem Eintritt ins letzte Viertel des Reizmondes, so ist es sicher beyden so wenig Ernst damit, daß ich es keinem rathen möchte, ihnen auf dies Wort zu glauben.

152.

Liebe ist bey der Person, die ihren Gegenstand zu sich erhebt, jederzeit stärker und beglückender wie bey der, die den Gegenstand zu sich herabzieht — jene giebt, diese nimmt, und geben ist überall seliger denn nehmen.

153.

Die Verschiedenheit des frühen und späten Alters liefert den Spiegel, der den anthropomorphotischen Bildern des Lebens die verzerrte Gestalt benimmt, die sie behalten würden, wenn wir sie ohne diesen Spiegel ansehen. Sind Zeiturtheile daher nicht immer Täuschungen?

154.

Die Koquetterie der Mannspersonen geht blos auf die Weiber, letztere legen es aber oft auch auf ihr eigenes Geschlecht an, und

die, denen es auch bey diesem gelingt, sollte man eigentlich erzkokett nennen.

155.

Die unendliche Verschiedenheit, die ich vielfältig an den Thiergesichtern wahrgenommen, läßt mich glauben, daß man das Lesen in den so oft durch Leidenschaft verkritzelten menschlichen Physionomieen, mit dieser ganz reinen Naturschrift anfangen sollte, vielleicht glückte es einem dann besser, die Hauptbuchstaben aufzufinden, ohne zu viel Zeit auf eine Deschiffrirung wenden zu dürfen, die einer langen Mühe am Ende oft nicht werth ist.

156.

Reitenlernen und Genießenlernen haben unter einander viel ähnliches. Beyde erfordern im Anfange ein Wagen, und beym Fortsetzen Achtsamkeit, um nicht zu erpicht und unersättlich zu werden. Wer geschwindes Reiten für das liebste und beste hält, vergißt bald Schluß und Zügel, und lernt, abgeworfen oder gestürzt, zu seinem Schaden zu spät, daß zum Reiten mehr gehört, als bloßes Sporniren. Mit den Schnellgenießern hat es eben dieselbe Bewandniß.

157.

Der Wein erfreut des Menschen Herz, allein man schmälert ihm dieses Vermögen, wenn man ihn allein für sich, oder gleich den Engländern blos mit Trinksprüchen einschlürft. Aber selbst die der Redlust unfähigen Britten bezeugen, daß Sprechen zum Trinken gehört, durch die oft nur leidigen Toasts. Möchte doch der bedächtliche Deutsche diese Insulanersitte nie einführen, aber wohl die andere, die das Küssen der Weiberhände und das Umarmen der Männer zur Unsitte macht. Mir scheint diese Küßsucht eine Entheiligung des Kusses, der immer nur ein Zeichen unaussprechlicher Empfindung oder ihre Besiegelung seyn sollte. Wer sein Pettschaft auf bloßes Papier druckt, verschwendet eigentlich Papier und Lack, oder giebt sogar Gelegenheit auf ein solches Blanquet einen falschen Wechsel zu schreiben.

158.

Leute von hohem Stande werden Große und Vornehme genannt; sollten sie sich wohl selbst so getauft haben, da das Wort groß an Riesen und Raubschlösser rc. erinnert, und die Etymologie des Wortes Vornehm auf das Vorwegnehmen, damit es

kein anderer bekomme, führt? Würde daher der wahre Adel nicht wohl thun, wenn er, statt jene Adjectiva in Substantiva zu verwandeln, seine Standeshoheit durch eine andere glücklichere Firmelung zu bezeichnen suchte?

159.

Die Bestimmung des Menschen zur Thätigkeit erhellet auch daraus, daß die Natur außer dem mit dem Thätigseyn verknüpften Vergnügen, der Trägheit und Unthätigkeit zur unvermeidlichen Strafe den Hunger und die Langeweile setzte — Betrachtungen über den Hunger überlaß ich den Aerzten und Finanzverwaltern — was ist aber die Langeweile? Mir scheint sie das Gefühl oder Bewußtseyn einer Leerheit und Schwäche zu seyn, verknüpft mit Unwillen über Hindernisse am Gebrauch der Mittel, die man beyden abzuhelfen für zuträglich hält. Die Gelehrten schämen sich zu bekennen, daß auch sie bisweilen von ihr heimgesucht werden, und wenn sie die Ungelehrten plagt, so wissen diese eigentlich nicht, was ihnen, sondern nur, daß ihnen etwas fehlt. Die Thätigkeit eines andern, die die unsrige zum unwillkührlichen Stillstande nöthigt, ist die Quelle der Langenweile, die einen beym Geschwätz der Metier-

tierpedanten überfällt, wenn sie blos von ihren Geschäften und überall davon sprechen. Ueberhaupt macht jede Einseitigkeit langweilig oder ist langweilig, und Rousseau's Mißtrauen gegen die Hinlänglichkeit der Wissenschaften zur Lebensbefriedigung, das er durch den Rath, jedesmal ein Handwerk mit ihnen zu verbinden, äußerte, verdient gewiß nicht als ungegründet übersehen zu werden. Wie es aber eine falsche Pleuresie giebt, so giebt es auch eine Quasi-Langeweile, die oft den Thätigsten befällt, die indessen eigentlich nur Ermüdung ist, von der man sich bald wieder erhohlt, oder der man durch Wechsel in Geschäften abhilft, so wie man ihr durch Hütung vor zu lebhaftem Eifer für Eine Sache ziemlich sicher vorbeugt.

Weiber sind der wahren und falschen Langenweile weniger ausgesetzt, wie die Männer, weil ihre Geschäfte mehr Abwechselung, oft sogar eine Verbindung zweyer gestatten; weil sie die wichtigsten nicht mit der Anstrengung treiben, daß ihnen ihre Entbehrung bis zur Sehnsucht auffallen könnte, ja man wird bey näherer Untersuchung ihrer Klagen über Langeweile finden, daß sie oft das Uebel mit der Zunge bekennen, aber seine Kraft mit

ihrem Kopf oder Herzen verleugnen. Zum populärsten Begriff von der Langenweile hilft der Schnupfen, der den Luftscheuen am ersten befällt, wie die Langeweile den Stuben und Büchermenschen — Nationen, die so oft schnupfig werden, wie es in England der Fall ist, klagen auch am meisten über Langeweile — Der Schnupfen steckt an, die Langeweile thut ein Gleiches, wer ihn am meisten hätschelt, bey dem kehrt er am östersten ein, und wer ihn fürchtet, wird ihn oft gar nicht los. — So wie aber einige Aerzte den Schnupfen, ja sogar den Bandwurm für eine Naturwohlthat erklären, so mag es auch wohl nützlich seyn, daß jeder Mensch Langeweile habe, und nur ihr Uebermaaß Schaden bringe: wie denn auch sehr bemerkens- und beherzigenswerth bleibt, daß die Unglücklichen nie, desto öfterer aber die über Langeweile klagen, denen das Schicksal ohne Widerwärtigkeiten zu leben vergönnt hat, vermuthlich weil die Freude, diese blanke Stelle im Vergnügen, wenn sie lange anhält, entweder in Geschmacklosigkeit ausartet oder durch immerwährende Süßigkeit Ekel erregt, welches sich bey den bittern Salzen der Leiden nie ereignen kann, weil Salz die Faulniß abhält und die Bitterkeit ein Stärkungsmittel ist.

160.

Die Lacedämonier kämmten sich sorgfältig, wenn es zur Schlacht gieng. Der schmuzige Hottentotte behängt sich mit Glaskorallen, und putzt sich nach seiner Art so gut wie der Reinlichkeitssüchtige Holländer; die Neigung zum Putzen scheint also wohl zur menschlichen Natur so eigentlich zu gehören, wie der Staub zu den Papillonsflügeln, und es wäre unbillig, sie nicht mit unter die Beweise, wenigstens unter die Zeugnisse für die menschliche Perfektibilität aufzunehmen. Wie aber letztere oft auf sehr verkehrte Art gesucht und befördert wird, so geht es auch dem Putzen, das eigentlich da nur gedeihlich anschlägt, wo es der Verstand angiebt, und der Geschmack das Angegebene ausführt; überläßt man beydes der unberichtigten Einbildungskraft, dieser Mutter der Mode, so darf's keinen wundern, wenn sie gleich allen schlechten Müttern das letzte Kind immer am liebsten hat, und an diesem alles zu erleben hofft, was sie sich zwar auch von allen vorigen versprach, aber nie eintreffen sah.

Jugend, Alter, Gesichtsfarbe, Leibesgestalt, selbst das Geschäfte, das einer treibt, und wodurch sich zum Theil die Stände unterscheiden, die Jahreszeit, der Ort wo, auch

die Personen, vor denen man erscheinen soll, müßten beym Putz erwogen werden, wenn man nicht durch Versündigung gegen diese Rücksichten ihn in einen schlimmern Ruf bringen will, als er seinem Wesen nach haben darf.

Da der Putz nicht zum strengsten Kleidungsbedarf gehört, so sollte sich jeder, was zum Putz im engern Sinn des Wortes gehört, entweder selbst machen, oder doch angeben, oder darauf ganz Verzicht thun. — Auch sollten die Modenjournale den Putz mehr scientifisch als blos historisch behandeln, und den Putzbedürftigen auf diese Art helfen, ihn den obenerwähnten Umständen angemessener zu besorgen. Vielleicht würde er uns dann mehr von dem Innern der Menschen sagen, die sich seiner äußerlich bedienen, und man würde weniger Langeweile haben an Oertern, wo die Menschen mehr von sich sehen, als hören lassen.

161.

Wenn Dinge geschehen, die dem Ganzen, um deswillen sie eigentlich vorgenommen werden, keinen wahren Vortheil bringen, so kann man dies jederzeit für einen Beweis ansehen, daß die, die sie vornahmen, weder den Zweck noch die Mittel verstanden, oder nur

auf ihren persönlichen Vortheil gedacht haben. — So ist es z. B. ausgemacht, daß die Landesbevölkerung am sichersten durch Aufmunterung der Eingebohrnen befördert wird, und doch siehet man überall mit vielen Kosten Ausländer einlocken und einfangen. — Ohne fremde Werbung könnte eine Armee vollzählig erhalten werden, wenn das viele Geld, das dieser Menschenschacher kostet, auf das Erziehen der Soldatenkinder, von denen jetzt $\frac{4}{5}$ aus allerley Mangel sterben, verwandt würde, und dennoch — quis talia fando temperet a lacrymis, sagt der pius Aeneas beym Virgil.

162.

Rampen sind ein sicheres und bequemes Mittel, an die Thür eines Hauses, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen zu kommen, wer aber das Haus selbst bewohnen will, kann sich ihrer doch nicht im Hause bedienen, sondern muß sich zur Treppe, oft auch zur unbequemen Leiter entschließen. Würden öffentliche Redner und Referenten in Kollegien sorgfältiger vorher bedenken, ob sie blos vorfahren, oder Wohnung machen wollen, so möchten ihre Vorträge den Eindruck, den sie auf Gefühl oder Verstand machen sollen, seltener verfehlen. Ein anders ist rühren, das heißt: dem Ge-

fühl beykommen, ein anderes überzeugen, d. i. den Verstand des Zuhörers sich zu eigen machen.

163.

Wie es besondere Geschichts-, Thier-, Landschafts rc. - Mahler giebt, so giebt es auch Menschen, die einen besondern Verstand für Wissenschaft, für Kunst, für den Dienst rc. haben; und sollen alle diese Verstandsarten nicht aus der Art schlagen, so muß ihnen der gesunde Verstand zum Grunde liegen, als die einzige ächte und große Quelle, aus der alle übrige gleich den Bächlein oder Ströhmen hervor rieseln oder rauschen. Höchst selten glückt es Einem Künstler mit Menschen, Thieren, Landschaften, und so besitzt auch selten Ein Mensch Verstand genug zu allem, wozu Verstand gehört. Der Gesellschafts - Verstand ist ein Polyhistor, der mit andern Polyhistoren das gemein hat, eigentlich nichts recht zu wissen, aber für jede Nachfrage etwas in Bereitschaft zu halten. Er ist ein Improvisator, der auf alles gleich Verse macht, sich aber das Nachschreiben jederzeit verbitten sollte. — Wenn es wahr ist, was Livius vom ältern Cato sagt: er habe alles so gethan, als ob er einzig dazu gebohren gewe-

sen, so bin ich geneigt, ihm den Gesellschafts-verstand abzusprechen, der kein Genie aber wohl Talente erfordert und eigentlich ein Kompositum ist von Witz, leichtem Sinn, Sprachgeläufigkeit, halber Gutherzigkeit, hurtigem Urtheil, Unverlegenheit und Biegsamkeit im Innern und Aeußern. Bey einem übelgestalteten Körper muß man ihn im hohen Grade besitzen, wenn man ihn will geltend machen, überhaupt aber macht er in und unter der Jugend öfterer Glück als unter bejahrten Leuten, weil eine Art von Frivolität dazu gehört, theils ihn zu äußern, theils sich an ihm genügen zu lassen.

Die Unterhaltung, die er der Gesellschaft liefert, gleicht dem Guß von geschmolzenem Bley ins Wasser, der sich zu den wunderlichsten Figuren gestaltet, aus denen am Neujahrsabende mancherley prophezeyht wird, das einigen Zeitvertreib, auf manche sogar Eindruck macht. Ernst, Gründlichkeit und Eifer für Wahrheit verderben ihm leicht sein Spiel, und kann ihnen daher höchstens kleine Gastrollen erlauben. — Zwar versichert man, Leibnitz habe ein sehr angenehmer Gesellschaftsmensch seyn können — könnte man doch aber auch beweisen, daß er nie matt und müde aus Gesellschaften gekommen, in denen sein Ver-

stand nicht blos die Königin Sophia angenehm unterhalten hatte.

Ich würde noch manches über den Gesellschaftsverstand sagen, da ich selbst aber ihn nicht besitze, so zupft mich das: ars non habet osorem nisi ignorantem am Ohr und warnt mich lieber zu schweigen, als unrecht zu reden.

164.

Das Wort Excellenz absorbiret alle andere Dienst- und Geburtstitel, und ist trefflich erfunden, weil es vermuthlich den Männern und Frauen, die es tragen, zum Memento an das, was sie seyn sollten, zu dienen bestimmt war. Erfände man doch auch ein so reichsinniges Wort blos für die Weiber, um die Gattinnen der Officianten von der, wenigstens lächerlichen und oft gar nachtheiligen Mode abzubringen, sich nach ihren Männern tituliren zu lassen. Die der niedern Klassen beweisen einen richtigern Takt, wenn sich keine von ihnen, Frau Schwerdtfegerin, Frau Töpferin ꝛc. nennen läßt, sondern sich an der Meisterschaft hält. Das Surrogat aller weiblichen Titulatur müßte sich daher nothwendig auf das Summum der Weiblichkeit — die wahre Mutterschaft beziehen.

(Warum ist aber der Titel Excellenz bey uns nur den höchsten Officianten eigen, und zwar nach einer so scharfen Grenzlinie, wie irgend die seyn mag, welche den Schnee auf den höchsten Gebirgen abschneidet? Der König von England heißt in öffentlichen Akten und Privatschreiben Sr. excellente Majestät, auch nennt man neuerdings die Deys von Tunis, Algier ꝛc. Excellenzen, d. i. Vortreflichkeiten, parallel den Herrlichkeiten in den Reichsstädten. Von der Grenzlinie der Excellenz abwärts giebt es bey uns keine abstrakte Dienstbenennung weiter außer dem einst schrecklichen Feudalworte Herr, welchem der Diener (Servus, Serviteur) entspricht, aber so, daß jeder noch so tiefe Diener, so fern er nur das mindeste von öffentlicher Auctorität hat, wieder Herr heißt, wenigstens bey denen, die nicht seine Vorgesetzte sind, z. B. Herr Visitator, Herr Briefträger ꝛc.

Das Fömininum von Herr, (Dominus) ist Dame, (domina.) Frau ist doppelsinnig und heißt theils, seitdem das einst edle Weib veraltet ist, vxor Ehefrau, theils Gebieterinn, wie Frau von Smolensk, Pleskow ꝛc., im russischen Titel Catharinens — Im Ausdruck Frau Räthin ꝛc. hat das Wort beyde Bedeutungen, im Ausdruck Frau Meisterin nur die erstere. Vom Feudalwesen rührt es her, daß wir die Weiber der Officianten mit dem Officio des Mannes tituliren — und daß dieses bey uns Deutschen anhal-

tender sey, zeigen die Engländer und Franzosen, welche letztere selbst in den Zeiten der Monarchie diese Sitte nicht hatten. Hätten wir für alle dem Publiko dienende Personen einen deutschen Gemeinausdruck, (Officiant ist fremd, und Staatsdiener paßt auf Bürgermeister und andere nicht,) so hätten wir auch einen für die Weiber dieser Personen. Eine Bauerfrau, oder andere gemeine Frau nenne ich Mutter. C.)

165.

Ist es nicht sonderbar, daß, da in der Welt alles auf Thätigkeit und Fortschreiten ausgeht, der Mensch dennoch einen recht sichtbaren Hang zum Müssiggehen äußert, und oft lieber entbehrt als arbeitet? Liegt es mehr am Körper oder mehr an der Seele? Die Bewohner der neuentdeckten Länder beharren in ihrer Trägheit so lange, bis ihre Verstandskultur erhöhet wird, bis dahin ist alles, was sie ja noch thun, höchstens Putzsorge für ihren Leib, und auch für diesen wollen sie die Zierrathen lieber stehlen, oder geschenkt haben, als sich zu ihrer Selbstanfertigung entschließen.

Es scheint also, daß der Mensch nicht eher thätig werde, bevor nicht in seinem Geist ein ganz besonderer Appetit entsteht, dessen Nichtbefriedigung ihn schmerzt.

166.

Die Erhöhung des Preises der Lebensmittel durch Taxen wirkt sehr anders, wie die aus ihrem Mißrathen entspringende. Erstere macht verdrüßlich. Kein Mensch haßt das Natürliche, wenn es ihn auch drückt, aber wohl das Künstliche, sobald er seine mögliche Vermeidlichkeit erkennt. Im ersten Fall sieht er ein, daß er arbeiten müßte seines eigenen Bedürfnisses wegen, im zweyten, daß er die Arbeit nicht nöthig haben würde, wenn es nicht fremde Bedürfnisse gäbe, die mit den seinigen in gar keiner Verbindung stehen.

167.

Wenn ich die Sonne, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, Wasser ziehen sehe, so fallen mir jederzeit die Berichtsdünste ein, die von den Unterbehörden zu den Obern hinaufsteigen. Schade nur, daß in dieser höhern Region seltener milde fruchtbringende Landregen, und öfterer Hagel, der die schon aufgegangenen Saaten verdirbt, zubereitet werden. Vielleicht liegt es an den vielen Sonnen des Regierungshimmels und würde weniger geschehen, wenn nur Eine, wie in unserem physischen Weltsystem, wäre.

168.

Die Säule des Memnons blieb ein stummer Coloß, bis sie angeblich ein gewisser

Sonnenstrahl berührte, da sie dann lieblische Töne hören ließ: so sind auch manche Menschen stumm, bis gewisse andere ihnen zureden, oder gewisse Materien den Unterhaltungsstoff liefern. Möchten doch aber keine jemals zu tönendem Erz und klingenden Schellen werden, unter deren Geläute man so oft im Geschäfts- und Gesellschafts-Leben den gesunden Verstand beerdigen sieht.

169.

Der unverheyrathete Officiant behält jederzeit mehr von seiner natürlichen Selbstständigkeit und Freyheit übrig, wie der verheyrathete. Letzterer verliehrt, besonders wenn er Kinder hat, beynahe alle Kraft sich vom Dienst zu entfernen, weil, ohnerachtet alles Lippengeklages über ihn, ein inneres verschwiegenes Gefühl ihn für die leichteste Erwerbquelle erklärt, die man daher auch gern auf seine Kinder bringen möchte, wozu es aber kein besseres Mittel giebt, als selbst im Dienst zu bleiben, indem hier das Manus manum lavat weit gewöhnlicher ist, als die Dienstlosen es glauben, und die Diensttadler es bekennen.

Regierungswunsch eines Monarchisten. *)

Un gouvernement inaccessible à des justes observations est le fleau des peuples.

Mem: hist. et pol. du regne de Louis XV. par Soulavie Tom. VI. p. 393.

170.

Da es seit den Bekenntnissen Friedrichs des Großen auf allen Dächern gepredigt wird, daß ein Fürst der erste Diener des Staats sey, so veranlaßten ein Paar Stellen in Lafontainens der Königin von Preußen dedicirtem Roman: Herrmann Lange, mein weiteres Nachdenken, nicht eben über die große Frage: was soll ich thun, daß ich selig werde? sondern über die nicht minder nöthige: Was müßte wohl ein Fürst durchaus thun, wenn er seines Landes Selbstherrscher werden und bleiben, und nicht im guten Glauben an sein Selbstregieren

*) Diese Ueberschrift hat der Redakteur des Genius der Zeit nachstehender Rhapsodie im Januarstück 1800. gegeben, und ich lasse sie ihr auch jetzt, da ich sie den Gedanken über andre Dienstarten beyfüge.

die Werke des Selbstregierens, ohne welche jener fürstliche Glaube wie der des Privatmanns todt bleibt, seinen Staatsbeamten überlassen wollte?

Zwar sind bereits zu ihrer Beantwortung in Büchern und von Lehrstühlen Buchstaben wie Wasser vergossen, allein eben diese Menge scheint die sichersten Mittel zum Ziel überfluthet, und das eigentliche: thue das, so wirst du leben, zu wenig ausgezeichnet zu haben: außerdem bin ich des eigenen Sinnes, daß alles, was sich nicht kurz beantworten läßt, nicht beantwortlich sey, wenigstens durch eine lange Beantwortung nicht seiner Wirkung viel näher gebracht werde. *)

Ohne weitre Vorrede nehm' ich also zuförderst einen König an, nicht wie ihn Sa-

*) Am kürzesten möchte wohl schon Montaigne in folgenden zwey Stellen die Frage beantwortet haben.

Ce continuel soupçon, qui met le prince en double de tout le monde luy doit servir d'un merveilleux tourment — — qu'il reluise d'humanité, de verité, de loyauté, de temperance et surtout de justice — c'est la seule volonté des peuples de quoi il peut faire ses affaires et nulles autres qualités peuvent attirer leur volonté comme celles — là, leur estant les plus utiles: nihil est tam populare quam bonitas.

Essais Livr. I. c. 23. Livr. II. c. 17.

muel, vermuthlich aus Furcht vor dem Nachtheil, den das neue Königthum dem alten Priesterthum bringen möchte, (1 Samuel. VIII. 11—17.) beschreibt, sondern einen Fürsten, der außer gesundem Verstande auch guten Willen hat, sein Volk glücklich zu machen.

Schon bey der Schöpfung hieß es: es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sey — weil Einer allein nicht alles thun kann — Wo soll aber der Fürst den Gehülfen finden, der um ihn, das ist, der sein Freund sey? Wird er je aus der Seele des Privatmannes den Gedanken tilgen, daß der Fürst vermittelst des den Regenten eigenen und leichten Theaterstreichs, sich aus einem Zwerge in einen Riesen verwandeln und wenn er dann von seiner Höhe einen Stein auf ihn fallen ließe, ihn zerschmettern, oder wenigstens stark beschädigen könne? Erlaubt aber eine solche, gewiß nicht panische Furcht, den Gefürchteten als Freund zu lieben? Ob ich gleich nicht allein die gewöhnlichen Memoires de Sully, sondern auch die originellern Oeconomies royales etc. gelesen habe, so bin ich doch nicht überzeugt, daß Sully Heinrichs Freund gewesen. Und welcher Fürstensohn wird an der harten Hand des Schicksals so wie Heinrich zum Menschen erzogen?

Darf man daher nicht als gewiß anneh-
men, daß ein regierender Herr keinen Freund
haben kann?

Man halte mich indessen dieser Aeuße-
rung wegen nicht für einen Fürstenfeind,
denn ich bin für die Fürsten so aufrichtig ein-
genommen, daß ich mir kein wahres Landes-
wohl ohne Einen Fürsten möglich denken kann,
weil ich die Kunst, die exekutive und die legis-
lative Gewalt in ein dauerhaftes Gleichge-
wicht zu bringen, weder für schon erfunden,
noch für jemals erfindbar halte, und weil
man doch bey dem allgemeinen Hinarbeiten
auf uneingeschränkte Einheit der Obergewalt
in monarchischen Staaten geradezu, in demo-
kratischen und aristokratischen aber auf gefähr-
lichen Nebenwegen ausgeht, wie die Geschich-
te der kleinsten Republiken so deutlich, wie die
Historie der Staatspolypen Rom und Paris
bezeugen.

Ein Regent ist also das Eine, das überall
noth thut, leuchteten aber allen Menschen
die Regentenschwürigkeiten so deutlich ein, wie
mir, so wäre zu besorgen, daß sich nie ein
recht kluger und zugleich recht guter Mann
freywillig entschließen würde, souverainer
Fürst zu werden, und müsse man sich daher
freuen, daß Erbreiche geworden sind, in de-

nen

nen die Geburth gewisse Personen zu Fürsten, und Gewohnheit diese, selbst in kritischen Momenten, wo sie zur Erkenntniß der Größe und Lästigkeit ihres Amtes kommen, geneigt macht, auf dem Throne sitzen zu bleiben.

Ein Fürst hat also keinen wahren Freund, kann aber allein nicht alles selbst machen — und muß sich daher von Kabinetsräthen, diesen Hauptpersonen im monarchischen Staate, und von Ministern helfen lassen.

Gesetzt, diese wären wider die gewöhnliche Hofmanns Natur und Gewohnheit, die höchstselten ein anderes Ziel hat, als den Fürsten ungeschickt zu lassen oder zu machen, ihm von Herzen zugethan, gesetzt, er erklärte sie sogar verantwortlich für alle Regierungsübel, würde nicht seine ganz mißtraunlose Hingebung in ihren Rath eine Art von Schwäche seyn, die das Publikum bald veranlassen dürfte, Mißbrauch zu vermuthen? Würde Gelegenheit, die überall Diebe macht, es in diesem einzigen Falle nicht thun? Ist zu glauben, die Pluralität dieser Regierungsassistenten werde jemals ihre Ichheit ganz und immer so verleugnen, daß, wenn sie mit der Ichheit des Hülfsuchenden, ja selbst mit der des Fürsten in Kollision käme, sie nicht

die ihrige der ersteren entgegen stellen oder letzterer auf einem Nebenwege vorbey zu kommen suchen würde? Gegen den Landesherrn ist der Aut - aut - Zug im Regierungsschach immer mißlich, meistens verderblich, denn Freymüthigkeit hat nur zu oft ein gleiches Schicksal mit der Verrätherey. Der Verräther wird verachtet, der Freymüthige wird gescheuet oder gehaßt, je nach der Beschaffenheit des Objekts seiner Freymüthigkeit.

Wird ein einzelner Staatsdiener es jemals in der Identität seiner Person mit dem Staat so weit bringen, als sie bey einem guten und klugen Landesherrn schon ex usu ist oder seyn kann? Wird er also nicht als Privatmensch die Dinge aus seinem eigenen Privatgesichtspunkte ansehen, und den Fürsten durch seinen Vortrag auch dahin zu leiten suchen? *)

Wenn nun der durchaus freundlose Fürst auch sogar gegen seine unentbehrlichen Gehülfen so sehr auf seiner Hut stehen muß, als es, ohne in tiberisches Mißtrauen zu verfallen, geschehen kann, was giebt's für ausführbare Mittel, den absoluten Freundsmangel zu

*) Touts les ministres sent en guerre, chacun se sert du roi tour à tour, quelques fois ils se le pretent. Lettres sur l' Italie p. Dupaty lettr. 105.

ersetzen, und sich vor Ableitungen von Personen und Sachen durch Zusätze und Auslassungen beym Vortrage einigermaßen zu sichern?

Meines Erachtens nur folgende: Der Fürst muß sich keine Schrift vortragen lassen oder unterschreiben, die er nicht selbst vorher gelesen, wenigstens durchgeblickt hätte. Diese Kontrolle kann und wird den Vortrag und die Expedition in ziemlichen Schranken halten, zwar nicht allen Mißbräuchen vorbeugen, aber sie doch seltener machen und Friedrichs II. Verfahren schreibt auf dieses Recept ein sehr leserliches probatum est.

An Zeit dazu wird und kann es keinem Fürsten fehlen, sobald er sich entschließt, nicht über die Hälfte seines Tages dem Kleinigkeitsgeiste des Hoflebens, der die von ihm Besessenen antreibt, jeden andern zum Müssiggangsproselyten zu machen, zu widmen, und den noch übrigen Zeitraum dem Genuß süßer Häuslichkeit hinzugeben.

Fern sey es von mir, den unter seinen Kindern spielenden Agesilaus oder Heinrich IV. für schwach zu halten und zu tadeln: wollte aber ein Fürst, selbst in der guten Absicht, ein Beyspiel von häuslicher Führung und populärer Denkungsart zu geben, viele Stunden je-

des Tages unter seinen Bett-, Tisch- und Hausgenossen zubringen, was wollte, was könnte er dem Staatsdiener sagen, der hierin dem fürstlichen Vorbilde folgte, und die Ausübung positiver Pflichten über der Befriedigung natürlicher Neigungen vergäße, oder die ersteren den letzteren auch nur nachsetzte? Die ad saniora gekommne Pädagogik hat es bereits eingesehen, daß das Spielen beym Erziehen zum Menschwerden der Kinder nicht viel mehr beyträgt, als das Tauchen in den Ganges zur Heiligung der Indous. Es bedienen sich daher kluge Geschäftsmänner selbst der Courtage zum Besprechen mit Menschen, die sie nur bey Hofversammlungen sehen, oder da nur sehen mögen, die ihnen aber oft ihren Fleiß durch Kabalen und Frivolitäten erschweren, wenn sie ihnen nicht Rede an- oder abgewinnen können. Wäre es nicht auch dem Fürsten vortheilhaft, wenn er seine Hofversammlungen in eben der Art nutzte, und durch zufällige Gespräche mit Leuten, die keine förmliche Staatsräthe sind, Nachrichten und Bemerkungen zu Tage förderte, die in staatsräthlichen Sessionen gar nicht zur Sprache kommen, so nützlich und selig auch ihre Erörterung und Anwendung dem Lande werden könnte? Das Gebeth gehört ins Kämmerlein, von

Geschäften aber läßt sich überall sprechen, und wen der gräuliche Anblick der Müssiggänger nicht treibt, selbst nach einem Strohhalm von Beschäftigung zu greifen, um nur nicht in ihrem Sumpf mit stecken zu bleiben, der verräth eine Anlage zur Unthätigkeit, die gewiß nicht mit den Jahren abnehmen wird. Zeitgebrauch ist, wie bekannt, das einzige Mittel zu allem Zeit zu haben, und Oekonomie mit der Zeit ist beynah' das Summum jeder andern Wirthlichkeit; denn welche Kunst, welche Macht kann ihre Verschwendung irgend einem Sterblichen ersetzen?

Vor dem Kabinetsvortrage also den Einblick in den Buchstaben der Vorträge, und während des Vortrages nie die Aeußerung, daß sein Anhören eine Zwangspflicht sey, die man abzukürzen wünscht, um zu hausväterlichem Müssiggange oder irgend einer andern zwecklosen Steckenreuterey zurückkehren zu können: denn wird diese Art von Dienstscheu einem Fürsten abgemerkt, so suchen gefällige Staatsräthe bald die Vorträge zu epitomisiren, zu vermindern, oberflächlich zu halten, und solchen Vortragsmethoden gemäß Befehle auszufertigen, die in der Folge nicht herzlicher oder ernstlicher befolgt werden, als der Fürst ihre Veranlassungen angehört hatte; und eilen

dann ebenmäßig zum behaglichen Genuß ihrer privat-oder öffentlichen Einnahme, über die Geschäfte denkend, wie der academische Senat in Padua über die Doktorwürde.

Wenn gleich Friedrich II. oft kleinlichere Befehle ergehen ließ, als ein so großer Regiermeister hätte ertheilen sollen oder dürfen, so suchte und wußte er doch selbst erstern Achtung und Eindruck dadurch zu schaffen, daß er sich bey seinen Provinzialbereisungen nach der Befolgung von einigen erkundigte. Sollte nicht jeder Fürst alle wichtige Verordnungen sorgfältig registriren lassen, um bey seinen Landfahrten nachzusehen, was und wie darnach verfahren sey, und sind ohne solche Nachfragen die fürstlichen Reisen nicht bloße Belästigungen der Unterthanen oder Beweise, daß man um Zeitvertreib verlegen sey und seiner Geschäftslosigkeit eine Reisemasque umlege?

Ist der Fürst als oberster Polizey-Präsident des Staats nicht verpflichtet, ein solches Schaubeyspiel allen übrigen zu geben, um das immer mehr einreißende Urtheilen nach bloßem Hörensagen nicht zur Tagesordnung werden zu lassen?

Aus der Wahrheit, daß ein Fürst keinen Freund habe, folgt sehr natürlich der Rath,

daß er Flugschriften seiner Zeit, doch nicht etwa blos die ihm von seinen Beamten empfohlenen, lesen müsse. Schriftsteller, die ihm Sach- und Personen-Mängel seines Reichs aufdecken, die ihm kein Staatsdiener so unumwunden anzeigen wird oder kann, können bey ihm Freundsstelle vertreten. *) Freylich wird mancher Fehler von ihnen übertrieben, ein verständiger Fürst wird ihre Angaben aber nicht gleich dem Fiskal zur Spezial-Inquisition übergeben, sondern sie als Winke und Warnungen eines Freundes nutzen, der ihn ersucht, seinen Blick auf Stellen zu wenden, die seiner Achtsamkeit entwischt zu seyn schienen und ihrer doch werth waren.

Da es jedem guten und klugen Manne beynah' unmöglich scheint, immer in sich allein verschlossen zu bleiben, ohne irgend einem andern sich über alles eröfnen zu können, so würd' ich unerachtet meiner großen Vorliebe für das bekannte: mulier taceat in ecclesia, einem klugen und guten Fürsten es gönnen, eine weiblich kluge und tugendhafte Gattin zu fin-

*) Les princes n'aiment pas les resistances, mais on ne peut cependant s'appuier que sur quelque chose, qui resiste.

Dupaty lettr. 105.

den, um sie als Freundin nutzen zu können, diese aber zugleich sehr dringend bitten, die Freundschaftspflichten sehr strenge zu beobachten, und unter andern auch ihren Gemahl auf manches aus ihrer Lektüre aufmerksam zu machen, weil in bloßen Konversationsschriften oft das vorkommt, was man vergebens in Staats = und Sitten = Spiegeln sucht. ꝛc.

Ist es aber nicht hart, und der Härte wegen ungerecht, von einem Fürsten zu fordern: auf keinen wahren Freund zu rechnen, seine meiste Zeit dem Regierungsdienst zu widmen, und nur Augenblicke für die lieblichsten Lebensunterhaltungen abzusparen? — Freylich ist es schwer Fürst zu seyn, aber wird die Seligkeit unseres Vaters im Himmel, der vollkommen ist, dadurch vermindert, daß er allein ist und bleibt? Sind nicht die Fürsten schon von jeher auf diesen ganz besondern Lebensgenuß, der in der Kraft Gutes zu thun liegt, dadurch angewiesen, daß man sie Götter der Erde nennet? Hat der ein Recht oder eine Ursache, sich über Mangel zu beklagen, der allen die Fülle geben kann, sobald er will, was er wollen sollte?

171.

Den Staatscassen würde es minder lästig werden, die schon zur Gewohnheit gewordnen Pensionen zu bezahlen, wenn der Regent auf einmal allen Officianten eine Zulage etwa von 10 Procent unter der Bedingung bewilligte, selbige, so lange sie im Dienst blieben, nicht zu heben, sondern sie zum Pensionsfond für sich oder ihre Wittwen stehen zu lassen: zugleich aber auch den Betrag des Gnadengehalts für Wittwen und Veterane etwa auf 15 – 20 Procent bestimmte. Da viele unverehlicht oder ohne Wittwen nachzulassen sterben, so würde die bey der Salarien-Casse gesammelte Zulage gewiß hinreichen, die 15 – 20 Procent zu bestreiten, ohne daß der Staat einen Zuschuß geben dürfte. Gewinnt denn auch letzterer durch diese Einrichtung eben kein Geld, so wird doch sein jährlicher Ausgabeetat mehr gesichert, und der Pensionserhalter weiß zum voraus, auf wie viel Einnahme er gewiß rechnen kann.

172.

Lob- und Nahmensucht und Lob- und Nahmenscheu sind Fehler, von denen der er-

ste vielen, der letztere wenigen Menschen anklebt, ersterer sehr oft, letzterer seltner Schaden thut. Beyde aber bringen Ehre und Tugend manchmal in übeln Ruf, oder hindern wenigstens manches Gute, das durch Ehre und Tugend öftrer und schneller ausgerichtet werden könnte. Wer von diesen beyden Suchten frey ist, wandelt durchs Lebensgebirge, ohne daß er nöthig hat, all seine Bergspitzen zu erklettern, oder sich durch alle seine schattigen Thäler zu winden.

173.

Kants cathegorischer Imperativ ließe sich mit großem Vortheil beym Zeitmaaß und Zeitgebrauch anwenden. Wer mit der Zeit capitulirt, wird so wenig Zeit genug haben, wie der früh aufstehen lernen wird, der sich mit dem Bett in Unterhandlung einläßt. Ich glaube, jeder kluge Mann habe zu Allem Zeit, und die Zeit gehöre zu den Dingen, die man sicher findet, wenn man sie nur ernstlich sucht und braucht. Nachlässige Menschen scheinen das Klagen über Zeitmangel zur Mode gemacht zu haben, und suchen dadurch nur ihren Unfleiß zu bemänteln. So verbargen einst die

venetianischen Nobili in ihren weiten Ermeln das, was sie öffentlich vorzuzeigen sich würden geschämt haben. Ich muß Zeit haben sollte man wenigstens unter das kenne dich selbst, wo nicht neben bey setzen.

174.

Luxus und Natur liegen gewöhnlich im Streit. Des erstern giebt es zwey Arten, den guten und den schlechten, dieser sucht die Natur, die immer gut ist, zu verdrängen, und der gute selbst läuft Gefahr, durch mancherley kleine Umstände in den schlechten auszuarten. Wär' es daher nicht am sichersten, vor allem Luxus zu warnen und sich vor ihm überhaupt zu hüten? Je künstlicher, je höher, je mehr ins Feine die Genüsse getrieben werden, je öftrer wandelt den Genießenden die Lust an, die rohe simple Natur um des, aus dem Anblick des Contrastes entspringenden, Vergnügens willen zwar zusehen, aber nicht sich zu ihr zurück zu bekehren. Man sehe nur die häufig nach der Schweitz reisenden Engländer, die nichts von der helvetischen einfachen Natur annehmen, und die Schweitzer, die dagegen desto mehr von den brittischen Ueppigkeitsbedürfnissen sich aneignen, und wegen der Unpaßlichkeit

auf ihren Grund und Boden bereits dergestalt von ihren angesteckt sind, daß man ihre Genußerweiterung unter die Ursachen ihres politischen und moralischen Verfalls rechnen kann. Die Rauhigkeit der physischen Natur, wie die in den Wallisergebirgen, dürfte die am längsten vorhaltende Gegenwehr gegen solche Verfeinerungseinimpfung seyn, weil sie dem zartcultivirten Weichlinge nicht erlaubt, sich lange bey ihr aufzuhalten. Denn es geht mit den hochgepriesenen Migrationen durch die Gebirge, wie mit den Lobpreisungen des Landlebens, von denen der Städter überströhmt, wenn er sich von seinen Bekannten einige Tage auf dem Lande reichlich nähren und pflegen läßt, über welches er sich aber schon ganz anders äußert, wenn ihn nur unfreundliches Wetter am Promeniren hindert, und das ihm bald höchst lästig werden würde, wenn er sein Brod hinterm Pfluge verdienen oder sich der Wirthschaftssorge unterziehen müßte.

Der in gehörigen Schranken bleibende Luxus erleichtert der Natur die Arbeit, wo aber letztere gar nicht mit ins Luxusspiel gezogen wird, da ist die Natur auf dem Wege, sich durch ihn zu verschlimmern oder ihre eignen Gerichte verwürzen zu lassen; denn auch der

beste Luxus hat etwas corrosivisches an sich, wodurch die Politur der Genüße zwar für das Auge erhöht, aber weder der Werth des Genusses noch die Kraft dazu vergrößert wird. *)

175.

Ein kluger Mann wird und kann sich seinem großen Wirkungskreise nicht leicht entziehen. Treibt er seine Geschäfte ehrlich, so thut es ihm leid, kluge und redliche Anstalten vielleicht in böse Hände kommen zu lassen; war er ein Betrüger, so befürchtet er sein falsches Spiel vom Nachfolger entdeckt zu sehen, und seinen Ruhm zu verliehren, oder er ist zu interessirt, persönliche Vortheile einem andern zu überlassen.

176.

Gesundheit und nöthiges Auskommen werden anders im Alter, und anders

*) Luxus (Ueppigkeit) ist das Oppositum des Bedarfs, er ist ein Uebermaaß und in sofern nie gut zu nennen. Ist dieses Uebermaaß im gesellschaftlichen Wohlleben mit Geschmack verbunden, so ist es noch mit der fortschreitenden Cultur des Volks vereinbar, fehlt ihm aber Geschmack, dann artet es in Schwelgerey (Luxuries) aus, die den Menschen moralisch und physisch entnervt. B.

in der Jugend angesehen. Die Jugend hält Gesundheit für ihr Pflichttheil, und glaubt immer Kräfte und Zeit zu haben, sich Auskommen zu schaffen; dagegen muß das Alter die Gesundheit als geschenkte Gabe annehmen, und, gebricht es ihm am Auskommen, blos darauf denken, durch schlechteres Behelfen sich die nothwendige Einnahme zu sichern.

177.

Sollte nicht die Leichtigkeit, mit der ein Fehler oder Verbrechen hätte vermieden werden können, und die Sicherheit, die einer bey ihrer Begehung hat, einen rechtlichen Grund zur Erhöhung der Strafe abgeben? Wenn der Hausdieb überall härter, als ein fremder Dieb bestraft wird, was soll dem Todtengräber geschehen, der die Gräber bestiehlt? Oder muß man es ihm conniviren, weil er die Thorheit der Lebenden, die den Todten Sachen von Werth ins Grab mitgeben, in gewisser Art dadurch ungeschehen macht, daß er das für die Lebenden so zu sagen Verlohrne wieder zum Vorschein und in Umlauf bringt?

Auf beyde Fälle hat die preußische Gesetzgebung Rücksicht genommen: was aber den Todtengräber

betrifft, so möchte ihm wohl, so lange wie der Staat die Verschwendung bey Begräbnissen duldet, und er blos zum Einscharren berufen ist, keine Nachsicht bey seiner unbefohlnen Ausscharrung zu statten kommen dürfen. B.

178.

Der Haß, den die meisten Menschen gegen die Wahrheit haben, rührt eigentlich von dem Widerwillen her, sich von ihr richten zu lassen: man läßt sich lieber belügen, als daß man selbst wahr ist, obgleich letzteres ungleich wenigere Mühe macht, als in und mit der Lüge zu leben, die in der Folge jederzeit mehr Anstrengung erfordert, sich zu behaupten, als man bey ihrem Anfange vermuthet.

179.

Da man sich nicht wundern muß, wenn einer, der von der Natur bestimmt war, ein guter schlichter Mensch zu seyn, bey Uebernehmung einer Dienststelle, die sich mit reiner Natürlichkeit nicht verträgt, in beständigen Recidiven aus der Natur in die Kunst, aus dieser in jene lebt, es oft mit beyden verdirbt, und eben so häufig mißverstanden wird, als er selbst fehlgreift: so sollte es auch keinen befremden, wenn man bey den häufigen und

hitzigen Kämpfen zwischen Temperament und Moralität den Sieg nicht immer auf die Seite fallen sieht, auf die er bey einem anders constitutionirten Menschen gefallen seyn würde.

180.

Wenn unter den Produkten eines Landes sich zwey befinden, die seinen Bewohnern gleich nützlich sind zur nothwendigsten Nahrung und Kleidung, von denen aber das eine sich länger aufbewahren läßt, wie das andere, sollte man denn nicht den Ausfuhrhandel des Conservableren ganz uneingeschränkt lassen, und nur desto sorgfältiger auf den Gewinn des letztern Bedacht nehmen, um wegen der Volksversorgung nie in Verlegenheit kommen zu dürfen?

Vorher aber müßte man diese, das Brod- und Kleidungsbedürfniß wechselseitig befriedigende, Produkte sorgfältig untersuchen und kann dies so geschehen, daß man dabey ganz unbekümmert werden darf? B.

181.

Bey schnellen und recht warm gefaßten Vorsätzen muß man sehr auf seiner Hut seyn, damit man sich nicht selbst an ihrer Ausfüh-

rung

rung hindere, und durch die bey ihrer Fassung auflodernde Flamme die Glut schwäche, die zu ihrer Zeitigung nöthig gewesen wäre. Ist die auf einen schönen Frühlingstag plötzlich folgende Frostnacht nicht den Feldern und Gärten am schädlichsten?

182.

Titel sind die Taufnahmen eines Amtes, wer das Amt nicht hat, sollte also auch nicht den Titel davon führen. Ein kleines Amt neben einem großen Titel kommt mir lächerlicher vor, wie ein Zwerg mit einem Riesenhute, weil doch manche Zwerge bey sehr kleinem Körper große Köpfe haben. Bey Ertheilung der Titel sollte man daher jederzeit darauf sehen, daß der, einem Collegio untergeordnete nie den Titel eines Mitgliedes dieses Collegii erhielte, um die daraus entstehenden Inconsequenzen, Verlegenheiten, und besonders auch dienstschädliche Vorfälle durch Frau und Kinder zu vermeiden. Sieht man je im Militair einen noch dienenden Hauptmann mit einem Majorscharakter? Vielleicht würden auch die kleinen Herrschaften und Regenten wohl thun, wenn sie ihrer Staatsdienerey nicht die in großen Reichen übliche Titulatur gaben, oder den über die Grenze

Gehenden oder Gesandten es riethen, sich ihrer Hausexcellenz bis zur Nachhausekunft zu enthalten.

183.

So ihr Nahrung und Kleider habet, so lasset euch genügen; bestimmte man nach diesem Spruch die sogenannten Gnadengehalte, so würden selbige mehrentheils ganz anders ausfallen, als es jetzt geschieht. — Früge man mich, wer Eins haben soll, so würd' ich es keinem bewilligen, der außer dem Invaliditätsfall seinen Abschied forderte, mithin blos den im wirklichen Staatsdienst alt und schwach gewordenen, und den im Kriege hart blessirten, welchen letztern es als ein Schmerzlohn gebührt.

184.

Mit einem höhern Charakter müßte keiner verabschiedet werden, der nicht auf seiner Stelle sich besonders ausgezeichnet und ein Belobungs = Decret oder andres Ehrenzeichen erhalten hätte; kein Lieutenant könnte mit Hauptmannscharakter entlassen werden, der nicht als Lieutenant den Verdienstorden erworben hätte.

185.

Man vergißt im Leben manches dergestalt, daß man sich nie mehr daran erinnert. Wenn bey dem Guten und Bösen, das wir im Leben thaten, ein solches Vergessen nach dem Tode statt fände, so daß der Selige sich gar nicht weiter seiner Fehler und der Unselige keiner guten Handlung erinnerte, würde daraus nicht für jenen ein Himmel, für diesen eine Hölle entstehen?

Da moralische Glückseligkeit nicht im Vergessen der bösen Handlungen, sondern im Bewußtseyn des Fortschreitens im Guten besteht, wie könnte ein solcher Himmel oder solche Hölle sich mit der Gerechtigkeit vertragen, würde letztre nicht, nach Dante's Ausdruck: das Grab aller Hoffnungen seyn? B.

186.

Das Regieren ist eine Art dramatischer Vorstellung, die anfangs eine Art von Marionettenspiele war, bis geschickte Schauspielsverständige sie zu vernünftigen Dramas erhöhten. — Schade aber, daß schlechte Künstler im Stande sind, das beste Drama unleidlicher wie ein Marionettenspiel zu machen!

187.

Man thut Unrecht, wenn man die Zeit der Jugend als die angenehmste und glücklichste schildert. Denn wenn man in ihr den Grund zur Glückseligkeit späterer Zeiten pflichtgemäß legen will, so sind in ihr oft unbequemere Anstrengungen als in spätern Jahren nothwendig, so daß man all' ihre Freuden nur lucida intervalla nennen sollte.

188.

Ist die Freundschaft wohl eine wahre, die sich nicht entschließen kann, mit dem Freunde über bürgerliche und häusliche Angelegenheiten zu reden? Mir scheint ein gewisses Einmischen in die Häuslichkeit des Freundes nothwendig, um zwischen ihm und mir ein wechselseitiges Zutrauen zu stiften.

189.

Verräth nicht die vielfältige Sorge der Weiber für den Kopfputz, und die öftere Veränderung, die sie damit vornehmen, ein eignes heimliches Gefühl von den Mängeln ihres Kopfs, denen sie durch Putzversuche, die ihnen aber selbst nicht gnügen, wenigstens äußerlich gern auf = oder aushelfen möchten.

Und was läßt sich aus den immer ärger werdenden Kopfumgestaltungen der Männer schliessen? Ebenfalls ein sie beunruhigendes Gefühl, daß es im Kopfe nicht mit rechten Dingen zugehe. Da aber die Weiber von jeher ein Putzspiel mit ihren Köpfen getrieben haben, und die Männer nur in viel spätern Zeiten ihnen nachgefolgt sind, so muß man den Hang dazu bey jenen aus einem Naturgefühl, bey diesen aus einer Geschmacksbizarrerie erklären, und kann mithin von ihnen eher hoffen, daß sie mit den Köpfen wieder ins richtige Geleise kommen werden. Die Damen mögen sich indessen mit der Wahrheit des dulce est desipere in loco trösten, und haben in keinem Fall einen Eingriff in ihre auf die Männernatur so fest gegründete mannigfaltige Ueberlegenheit zu besorgen.

190.

Würde es nicht die Verwaltung einer Provinz erleichtern und verbessern, wenn die zu speziellen Regierungsgeschäften z. B. Kirchen-, Schul-, Zoll-, Forst-, Bau-Sachen ꝛc. angestellten Minister verpflichtet würden, dem eigentlichen Staats-Minister der Provinz jedesmal Abschrift der Verordnungen, die nicht blos einzelne Fälle beträfen, mitzutheilen? —

Letztrer wüßte dann um alles und könnte seine Maaßregeln darnach nehmen.

191.

Zwischen thun aus freyem Willen und thun müssen ist ein Unterschied, wie zwischen dem Festhalten mit einer langen Kette oder mit einer kurzen, an der ein Schloß liegt; wird letzteres geöfnet, oder springt es durch einen heftigen Stoß auf, so fällt die Kette und was sie halten sollte weg, die lange, blos umgewundene, Kette aber verliehrt durch Stöße ihre Haltungskraft nicht.

192.

Gut und gerecht sind wie die lieblichen kleinen Vögel, die man die unzertrennlichen nennt, weil keiner den andern lange überlebt. Gut ist die Anwendung des gerechten auf eine Person; wo nicht Recht der Grund des Guten ist, da ist letzteres nur Scheingutes; es ist daher der wirklich Gerechte auch immer gut; man hüte sich aber die Worte gut und gütig als gleichsinnige zu brauchen, und letzteres dem ersten als gleichbedeutend unterzuschieben. Güte sieht nicht sowohl auf das Recht der Sache, als auf die Person, die Recht haben

will. Zwischen gütig und schwach ist der Rain so schmal, daß es Mühe kostet, ihre Contiguität zu unterscheiden, und daß oft Seiltänzerkunst erfordert wird, auf ihm zu gehen, ohne nicht auf die schwache Seite zu küppen.

193.

Wird durch das Zergliedern einer Handlung das beunruhigte Gewissen nicht zur Ruhe gebracht, sondern blos bis zum Einschlafen ermüdet, so steht es gewiß nur schlecht um die Moralität dieser Handlung. Bekommt aber das Gewissen durch eine strenggerechte Handlung, die man oft Härte schilt, einen Stoß, so zergliedre man letztre nur so genau wie möglich, und sey versichert, daß das Auffinden des beobachteten Rechtsprincips dem Gewissen ein für allemal völlige Ruhe verschaffen werde.

194.

Die physische Strafhärte kann höchstens da mit Erfolg angewandt werden, wo die strafende Parthey auch ihres physischen Uebergewichts sicher ist. So darf der Offizier ohne Besorgniß den Stock brauchen, wo der Civilist kaum schelten kann: jener ist der Re-

präsentant der physischen Regimentskraft, die im Strafaugenblick auf den Strafleidenden so wirkt, daß er an eigenen Kraftgebrauch zum Widerstande nicht denkt: dagegen sieht der bürgerliche Verbrecher, der des ihm unsichtbaren Gesetzes nicht achtet, im strafenden nur einen einzelnen Menschen vor sich. Ganz anders wäre aber alles, wenn das Wort Gesetz in alle Seelen so dränge, wie man ihnen von Kindheit an das Wort Gott einzuprägen sucht. Man sollte in den Schulen die Begriffe über ersteres umständlicher, als über letzteres zu berichtigen sich bemühen, und könnte es auch leichter thun, weil die Gesetzeslehre sich häufig versinnlichen läßt, bey der Lehre von Gott aber, auch bey aller Anstrengung, keine Versinnlichung statt findet.

Die Strenge der Strafen, verbunden mit ihrer unausbleiblichen Anwendung, bewirkt das Uebergewicht ihrer Wirkung. Ist hier aber stets die Handlung mit der Strafe im Gleichgewicht? Macht die Erhaltung des Ganzen eine Strafhärte nothwendig, so wird man durch den Begriff des Gesetzes allein nichts, durch die unausbleibliche Anwendung alles erzwingen. B.

195.

Gnade ist ein Wort, das dem Herzen angenehm, dem Verstande widrig und dem guten Gewissen, das ist dem richtigen, einen Schauer erregt, gleich dem, wenn man sagt, daß einem der Tod über das Grab laufe. Enthäutet man dieses Wort gehörig, so sieht man im Kern ein Unrecht. Die Justiz sollte es als ein nonsensicalisches behandeln. Kam ein Fürst zuerst auf die Idee, es gehöre zu seinen Regalien: Gnade vor Recht ergehen zu lassen, so war er entweder ein Schwachkopf oder ein Tyrann oder beydes zugleich, welcher Fall nicht selten ist; brachte ihn einer seiner Diener darauf, so war dieser Rathgeber ein Bösewicht oder ein Schmeichler. Verdient schon die Bonhomie aus dem Dienst verbannt zu werden, mit wie viel mehrerem Recht dann nicht auch die Gnade! Gnade ist ein Mischmasch von Willkühr und vorschneller Gutherzigkeit, durch die man der Willkühr ihre Rauhigkeit benehmen will, wie Quacksalber ihre unwirksamen und oft schädlichen Arzneyen mit lieblichschmeckenden Ingredienzien versetzen. Die Titel, gnädiger Herr und Ew. Gnaden, sind gewiß von einem sarcastischen Kopfe erfunden, und zuerst gegen solche Perso-

nen gebraucht, denen Zeit und Umstände nicht erlaubten, mit ihrem Despotismus geradezu hervorzurücken. Es läßt sich keine Gnade ohne Beugung oder Umgehung des Rechts gedenken, und es ist mir daher immer sonderbar vorgekommen, daß man den Ausdruck gnädiger Gott in den Religionsunterricht aufgenommen hat, und ihn da noch duldet — vermuthlich hat lange Gewohnheit dem Nonsens sein ungereimtes benommen, so daß man also fortfährt, von Gottes Gnade zu reden, obgleich Weisheit und Gerechtigkeit keine Gnade zulassen. Wenn die Damen bedächten, daß in der Gnade eine Schwäche steckt, sie würden gewiß einen leisern Accent auf sie legen, und weniger Hang zum gnädig seyn und sich gnädigen zu lassen äußern. Bis jetzt halten sich die Weiber lieber zur Gnade, als zum Recht, wobey aber die Neger in den Pflanzungen, denen Weiber vorstehen, nichts gewinnen.

Worüber sich kein positives Gesetz geben läßt, ohne lächerlich zu werden, das ist unstatthaft. Läßt sich nun wohl eins über die Gnade einrichten? Kann man befehlen wo, wie und wenn man gnädig seyn soll? Laß dir an meiner Gnade genügen heißt

einem ein mit Luft gefülltes Kissen unterlegen, das im Nadelstich zusammen fallen und zur Kopfruhe unbrauchbar werden läßt.

Das Mißtrauen gegen die Rechtlichkeit der Richter scheint die erste Veranlassung zum Regal des Begnadigungsrechtes gegeben zu haben: trifft nun eine solche Begnadigung einen, dem die Sünde nicht hat erwiesen werden können, weil er sie nicht begangen hat, so muß er sie für eine Beschimpfung ansehen, und trift sie den, dem die Unschicklichkeit des Inquirenten nicht die Sünde abzufragen vermochte, so wird er über sie lachen und weiter fort sündigen.

Wofern es nicht bloßes Mönchsgeschwätz ist, die Gedanken: über sich einen gnädigen Gott und in sich ein ruhiges Gewissen für Bestandtheile eines glücklichen Lebens zu halten, so weiß ich mir diese Aeußerung gar nicht zu erklären; denn Gott kann nicht gnädig seyn, und Gnade läßt jederzeit einen Stachel zurück, der wahre Ruh, mithin auch die des Gewissens, stöhrt.

Unverstand, Nachlässigkeit, Ueberraschung, Empfindungsschwäche, Eigenliebe und Eigensinn sind die böse Sieben, aus deren Gährung die Gnade entstanden zu seyn

scheint. Gott behüte daher jedes Land vor einer gnädigen Regierung. Bergauf führt das Recht, mit der Gnade geht alles bergab.

Um Mißverständnissen, die aus dieser Behandlung des Wortes Gnade entstehen könnten, zu begegnen, muß ich bemerken, wie es darauf ankommt, worauf Gnade bezogen wird. Mit dem Gesetzgeber ist sie nicht verträglich, weil er als indulgent (nachsehend) erscheinen würde; eben so wenig mit dem Richter, weil die Gerechtigkeit nicht abbittlich seyn kann. Sollte aber nicht derjenige, welcher aus eigner Bewegung von der Ausführung des bereits eingeleiteten Verbrechens absteht, und durch seine Veranstaltung die gesetzwidrige Wirkung verhindert, imgleichen der, welcher durch zeitige Entdeckung der Mitschuldigen und ihres Vorhabens die Ausführung desselben hintertreibt, auf Begnadigung Anspruch machen können? Sollte nicht der Regent bey einer Läsion, die ihm selbst widerfährt, (crimen laesae majestatis) insofern durch Ungestraftheit dem Volke selbst in Ansehung seiner Sicherheit keine Gefahr erwächst, Begnadigung ausüben dürfen? Ist endlich in einem Staate, wo der Buchstabe des Gesetzes tödtet, und auf Milderungsgründe keine Rücksicht genommen wird, das Begnadigungsrecht des Regenten nicht ein nothwendiges Uebel?

Da wir in Gott nach dem Bedürfnisse der praktischen Vernunft nicht allein den heiligen Ge-

setzgeber und gerechten Richter, sondern auch den Erhalter, gütigen Regierer und moralischen Versorger des menschlichen Geschlechtes verehren, in welcher Eigenschaft er dem Unvermögen, ihm wohlgefällig zu werden, nachhilft; so liegt in dem Gedanken — einen gnädigen Gott über uns und ein ruhiges Gewissen in uns — kein Mönchsgeschwätz, sondern eine große Beruhigung: denn welcher Mensch kann vor seiner Heiligkeit als gerecht bestehen?

Den Titel Ew. Gnaden hat gewiß kein sarcastischer Kopf erfunden, sondern er ergab sich aus dem Verhältnisse der Unterthänigkeit, in welchem die Unterthanen zwar Pflichten, aber keine Rechte hatten, blos als Sachen angesehen wurden, und alles, was ihnen aus der Hand des Despoten kam, als bloße Gnade empfingen. B.

196.

Verstand in Gesprächen läßt sich höchstens unter 6 Augen anbringen, wer ihn in zahlreichern Gesellschaften zu äußern sucht, oder wagt, läuft Gefahr, für pedantisch oder selbstsüchtig gehalten zu werden. Der Verstand, der in Schriften oder öffentlichen Versammlungen gezeigt wird, ist beynah' von einerley Werth und gleicher Nützlichkeit. Letzterer wirkt oft schneller, ersterer dagegen nur allmälig, aber gemeinhin mit dauerhafterm Er-

folg. Indessen gleicht aller Verstand, der sich in Worten äußert, seyn sie gedruckt, oder gesprochen, nur der Randvergoldung einer schön gefärbten Abendwolke, wenn der in Handlungen sich zeigende der Sonne gleicht, die die Wolke vergoldet und die Erde fruchtbar macht.

197.

Wer der Prämie einer guten Handlung nachsagt, daß sie durch unrechte Mittel erhalten sey, und diese Nachrede nicht zu erweisen vermag, macht sich durch solchen erregten Verdacht selbst verdächtig, daß er in solchem Falle Schleichwege einschlagen würde.

198.

Wenn der Verstandsaristocratismus die Gesetze machte, und der Despotismus der Unpartheylichkeit sie vollzöge, sollte dann nicht bald die Unzufriedenheit mit den Strafurtheilen schwinden, wenigstens sich vermindern?

Sollte in der Zusammenstellung des Despotismus mit der Unpartheylichkeit nicht ein Widerspruch stecken und eins das andere aufheben? B.

199.

Sobald dem Geiste eines Gesetzes nur treulich nachgelebt würde, sollte man über die anscheinende Nichterfüllung seines Buchstabens kein Geschrey machen; und es wird gewiß zu diesem Schweigen kommen, sobald die Zahl derer, die das Gesetz begreifen, größer seyn wird, wie die Zahl derer, die es nothdürftig lesen — oft nur buchstabieren.

Wenn das Gesetz bestimmt ist, wird auch über den Geist desselben nie ein Zweifel obwalten; wo dieses aber nicht der Fall ist, da muß der Richter den Sinn zu erforschen suchen. Bey einem bestimmten Gesetze kann also gar nicht ein Geschrey über eine anscheinende Nichterfüllung des Buchstabens entstehen, und bey einem unbestimmten sind diejenigen, welche es lesen, oder auch nur buchstabieren, darin einverstanden, daß die Handlung nicht nach dem Buchstaben beurtheilt werden kann. Ist der Buchstabe mit dem Geist nicht verträglich, dann klage man den Gesetzgeber, und nicht den Richter an, und spotte allenfalls seiner. B.

200.

Es giebt Fälle im Leben, in denen der Verstand gegen das Herz, besonders, wenn Trost und Beruhigung gewonnen werden soll lange im Verlust bleibt. Hat in solchen Fällen der Verstand nur den Muth die Parthe

nicht aufzugeben, vielmehr ihr durch ein quit a doubel ein neues und größeres Interesse zu schaffen, so ist höchst wahrscheinlich, daß der Verstand seinen ganzen Verlust zurück gewinnt, vorausgesetzt, daß beyde gleich ehrlich spielen, und nicht einer den andern, wie an den Spieltischen, zu überlisten sucht. Freylich muß aber der Verstand auch einen ergiebigen Fond zum Aushalten haben, weil er sonst durch ein fortgesetztes Nichts oder Doppelt banquerout zu werden, d. i. überzuspringen, Gefahr läuft.

Wenn Herz und Verstand nicht beständig Maskopisten sind, werden beyde stets verliehren. Der Verstand, der immer die reine Luft höherer Regionen sucht, erstarrt vor Kälte, wenn er nicht das Herz zur Seite hat, und das Herz kommt in Glut um, wenn es durch den Verstand nicht abgekühlt wird. Die höchste Weisheit gab uns Beydes zur Schliesung eines innigen Freundschaftsbundes, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Das Herz ist die ältere Schwester, und als solche hat es immer die erste Stimme. Der Verstand ist der jüngere Bruder, der, wenn er zu Jahren gekommen ist, ein Recht erhält mit zu reden, und als Freund zu rathen. Aus der Uebereinstimmung beyder geht das hervor, was man eine schöne Seele nennt. B.

201.

201.

Wenn sich gleich für den Luxus überhaupt und besonders für einige seiner Gattungen, theils Rechtfertigungen, theils Entschuldigungen vorbringen lassen, so glaub' ich doch, daß es für den Luxus im Essen und Trinken keine haltbare giebt.

202.

Sollten nicht Collegia mit Leuten, die ihr Metier förmlich studieret haben, leicht überladen werden können, und daraus ein Nachtheil für den ausübenden Dienst entstehen?

203.

Häuslichkeit ist ein Zustand, von dem man sich immer weiter entfernt, je näher man sich in das gesellige Leben einläßt, dessen Freuden, wenn man sie ergreifen will, einen verleiten von dem Glückspuncte wegzuschwärmen, der nicht sowohl in der Vereinigung vieler oder aller Menschen, wie in dem Bunde mit wenigen besteht. Häuslichkeit, dieser Schutzgeist des Ehestandes verträgt sich mit keinem Nebenpenaten, wer sich einen zulegt, wird bald finden, daß sein Segen abnimmt, und daß mächtiges Lüstern nach lautem Genuß ihn um die Süßigkeit der stillen Genüsse bringt.

Je weniger man sich mit dem großen Gewühl abzugeben genöthiget ist, je schneller und sicherer kommt man zur Häuslichkeit. Es darf daher gar nicht befremden, daß in einer großen Stadt, je größer, und je amüsanter, wie man sagt, sie ist, desto weniger Häuslichkeit und mit dieser eheliches Glück herrsche. Die Masse des letztern auf dem Lande übersteigt die in den Städten gewiß um mehr als 25 Procent.

Zerstreuung, diese Todtfeindin der Häuslichkeit, gleicht den Insekten, die ihre Staubeyer in Blätter, Blumen, Rinden ꝛc. legen, in denen sie sich nähren, wachsen, und den Tod ihrer Lagerstätten befördern.

Die von dem Ton der vorigen Zeit sehr abweichende Stimmung des weiblichen Geschlechts kann man füglich auf die Rechnung neuerfundner Unterhaltungsmittel setzen, die das in der Nachbarschaft suchen lassen, was jeder in seinen eignen 4 Wänden finden kann. Vielleicht haben die Männer hierin ein böses Beyspiel und den Weibern Gelegenheit gegeben, wegen des ersten Apfelbisses mit ihnen abzurechnen. —

Abgesehen aber von diesen übeln Folgen abgeschaffter Häuslichkeit, ist der Mangel an

ihr so sichtbar, als gefährlich für den Dienst. Man gehe die Fälle von Dienstvernachlässigungen und Veruntreuungen durch, und man wird unter hundert die Quelle von neun und neunzig in vernachlässigter Häuslichkeit finden. Wer sich nicht in seinem Hause besser, wie überall, befindet, ist in Gefahr von der Hausschen ergriffen zu werden, die nicht heilbarer wie die Wasserscheu seyn dürfte — und Geld, Zeit und Kräfte zu verschwenden, deren haushälterische Anwendung ihn zum Zufriednen und keinesweges zum Kranken am Ueberlästigkeitswahn im Staatsdienst gemacht hätten. Ohne Wiederkehr zur Häuslichkeit dürften weder neue Dienstreglements, noch neue Trauungsliturgien viel helfen.

204.

Das Geschrey der Gesetze und des Publicums über den Hagestolziat find' ich, der seiner goldnen Hochzeit sich nähert, und kein schlimmes Eheloos getroffen hat, wie mehrere Geschreye der civilisirten Welt ziemlich unbillig. Die Ehelosigkeit hat viel Gutes an sich, und hilft zum ruhigsten Sterben, besonders dem ihrer Anhänger, der seine kräftigen Jahre den Dienstgeschäften mit vorzüglicher Treue gewidmet hat, und die schwächern dann in der

Erinnerung vollbrachter guter Werke und in der Erwartung des unvermeidlichen Scheidens aus der Welt zuzubringen sich berechtigt halten kann.

Das Glück ehelicher Häuslichkeit stell' ich mir als die größte Verhinderung des ruhigen Sterbens vor; Nichterfahrung und die Nichtanerkennung seines Werths sichert dem Hagestolzen einen sanften Tod, und vermag er sich sorgsame Pflege bis ans Ende seiner Tage zu schaffen, so ist er bis zum letzten Athemzuge ein glücklicher Mensch.

Das Bemerken der Theilnehmung anderer an unserer Lage kitzelt mehr, als es beruhigt, heilen kann es gewiß nicht, ja es muß desto schneidender werden, je aufrichtiger man diese Theilnahme glaubt, und je näher man dem unvermeidlichen Resignationsaugenblicke kommt.

Der Hagestolz und die alte Jungfer sind aber im Sterben eben so wenig Partie egale, wie sie es im Leben waren. Liegt die Ursache davon in der verschiednen Geschlechtsnatur oder im Benehmen und Urtheil des Publicums gegen und über sie? Oder sind die Weiber gar nicht der Höhe des Egoismus

(leider oder Gottlob?) fähig, zu der sich Männer vorbedächtlich erheben können? In die Lebensrecapitulation einer alten Jungfer scheint sich ganz unwillkührlich der Gedanke an eine versäumte oder verfehlte Geschlechtsbestimmung zu mischen, denn am Ende kann es hiebey auf keine politische oder kirchliche Legitimation ankommen. Mit dem Hagestolzen hat es eine ganz andere Bewandniß.

Je fester sich der Hagestolze überzeugt hat, daß es im Leben keine völlige Zusammenschmelzung mit dem andern Geschlechte giebt, desto leichter muß es ihm werden, ein Leben zu verlassen, dessen accreditirteste Glückseligkeiten in den gesellschaftlichen Verbindungen der Liebe und Freundschaft bestehen.

Die Wahrheit des Vorstehenden kann indessen der Ehe nichts von ihrem Werth entziehen. Wer glücklich geheyrathet hat, lebt sehr glücklich, und es war nur, da alles, was lebet, sterblich ist, die Frage: Ist in den letzten Momenten glücklicher ein Mann, der Frau und Kinder nachläßt, oder der Hagestolze?

Was verliehrt nicht der Hagestolze im Genuß der häuslichen Freuden des Lebens gegen einen glücklich verheyratheten Ehemann! Und ist die Aussicht nicht sehr einseitig, wenn man die Glückseligkeit

allein auf den letzten Lebensmoment bezieht? Aber auch selbst von daher die Sache betrachtet, scheinet sich vieles gegen die Behauptung, daß der Tod dem Hagestolzen nicht so schreckhaft, als demjenigen ist, welcher Weib und Kinder zurück läßt, sagen zu lassen. Es kommt alles darauf an, was für Fesseln einen an die Erde gekettet haben. Hindern Herrsch= Ehr= und alle mögliche Suchten nicht gleich stark, dem Tode mit Gelassenheit ins Gesicht zu sehen?

Das einzige Mittel, des Lebens froh und doch zugleich auch seiner satt zu werden, besteht nicht in der schnöden Zurückweisung der Ehe, sondern in der Menge der Abschnitte, die den letzten Theil des Lebens mit mannigfaltigen Arbeiten auszeichnen. Auf diese Art beschließt man es mit der Zufriedenheit, die den Menschen während des Lebens in moralischer und pragmatischer Hinsicht unerreichbar bleibt, denn die Natur hat den Schmerz zum unentgeblichen Stachel zur Thätigkeit und Fortschreitung zum Bessern in uns gelegt, und also ist auch im letzten Augenblick des Lebens die Zufriedenheit mit seinen letzten Abschnitten immer nur comparativ, nie aber rein und vollkommen. B.

205.

Ob man gleich in der Litaney singt:

Vor einem bösen schnellen Tod,
Behüt uns lieber Herre Gott!

so hört man doch auch sehr oft sagen: ein schneller Tod sey der beste. Sollte diese letzte Aeußerung aber nicht von der Furcht herkommen, die den Anblick, des gehaßten, wenigstens als sehr häßlich gedachten Todes abzukürzen wünscht? Und sollte man jene Litaneystelle daher nicht abändern in: vorm ungestalten Schmerzenstod behüt uns lieber Herre Gott?

Es ist unangenehm bey näherer Prüfung jenes Wunsches den Wünschenden auf einer Lüge zu ertappen, denn da die Liebe zum Leben so nahe und mit der menschlichen Natur so innigst verknüpft ist, so steckt im Wunsche, das Aufhören des Schmerzes mit dem Tode erkaufen zu wollen, eine Lüge, die wie jede Lüge furchtsam macht. Indessen wohl dem, der mit einem Sprunge aus der Welt kommt, nur möcht' ich nicht rathen es zu wünschen, weil man dadurch einen Mangel an Herzhaftigkeit verrathen könnte, über den selbst ein in Lebensleiden bewiesener Muth einen nicht legitimiren dürfte.

Der Wunsch, schnell zu sterben, ist mit der Liebe zum Leben sehr verträglich, und auf dieser Seite ertappt man den Wünschenden über keiner Lüge, weil er nur, wenn einmal geschieden werden soll, die kürzeste Abfertigung verlangt. Das Gebet: vor

einem bösen schnellen Tod behüt ꝛc., beruht auf der unrichtigen Meynung, daß der Mensch noch durch Buße den obersten Richter versöhnen könne, und dann noch Gnade zu hoffen sey, die für denjenigen verlohren gehe, der schnell in seinen Sünden dahin fährt: man sah daher den schnellen Tod für ein besonderes Strafgericht Gottes an. B.

206.

Beym Lesen eines Buches wie David Klaus von Streithorst, ists einem, als ob man sein altes Gesicht im Spiegel sieht, und dabey an seine schöne Jugendgestalt denkt, die blos dadurch vergangen zu seyn scheinet, weil man alt geworden ist. Im Moralischen hat man aber das Schönbleiben weit mehr in seiner eignen Gewalt, indem man nur gut zu seyn oder es zu werden braucht. Die Umstimmung unsers Sinnes zum Guten ist ein Recidiv in die moralische natürliche Schönheit, das eben so heilsam werden kann, wie die Rückfälle in Krankheiten gefährlicher zu seyn pflegen.

Wer immer nur auf die schlechtern Menschen herabsieht, läuft Gefahr, selbst ein schlechter Mensch zu werden, wie der ein unglücklicher wird, der sich stets mit den glücklichern vergleicht; uud so wie es beym Bespiegeln gewiß nicht einerley ist, ob man sich in einem

planen oder convexen oder concaven Spiegel beschauet, so geht es auch beym Bespiegeln im Leben andrer Menschen, oder in ihren Biographieen.

Sollte wohl das bloße Herabsehen auf schlechte Menschen, ohne Gemeinschaft mit ihnen, schlecht machen, und nicht vielmehr dahin führen, sie verächtlich zu behandeln? B.

207.

Man behauptet, es bestehe das Summum der Kunst zu schreiben darin, so zu schreiben, daß der kluge Leser glaube, man habe ihm seine eigne Gedanken nachgeschrieben. Sollte man aus dieser Wahrnehmung oder Ahnung nicht schließen, daß alle Menschenseelen einerley Vermögen besitzen, und daß der hochgepriesne Verstand weiter nichts sey, als eine höhere Art von Instinkt oder Kunsttrieb, der sich jedesmal äußert, wenn er durch etwas ihm Aehnliches oder Zusprechendes berührt wird, und dieses stark genug ist, das wegzuräumen, was ihn hindert, eben so zu denken?

Es ließe sich dadurch auch erklären, warum der gemeine Mann den Gelehrten nicht eher versteht, bis er über die Sache mit natürlichem Verstande spricht. Die Perfektibilität

würde also auch nicht ins Unendliche gehen, sondern nur bis dahin, wo alle in der Seele liegende Fähigkeiten geweckt und in Umlauf gebracht wären; wäre dieser Punkt erreicht, so müßte das Wesen in eine neue Gattung übergehen — das Thier bekäme Vernunft, der Mensch stiege in die Region höherer Geister. Wer als Kind oder Cretin stirbt, verlöhre mithin nichts als die kurze Intervalle des Erdenlebens, das der gebildete Mensch vor ihm voraus behält.

Das Thier ist schon alles durch seinen Instinkt, und eine fremde Vernunft hat bereits alles für dasselbe besorgt. Der Mensch aber braucht eigne Vernunft, hat keinen Instinkt, und muß sich selbst den Plan seines Verhaltens machen. Da er aber nicht sogleich dazu im Stande ist, so müssen dieses andre thun, das heißt: der Mensch muß erzogen werden. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht. Er kann aber nur durch Menschen erzogen werden, die ebenfalls erzogen sind. Wenn einmal ein Wesen höherer Art sich unserer Erziehung annähme, dann erst würde man sehen, was aus den Menschen werden könnte. Da aber die Erziehung theils den Menschen einiges lehrt, theils einiges in ihm nur entwickelt, so kann man nicht wissen, wie weit seine Naturanlagen gehen?

Es giebt eine Bestimmung des ganzen menschlichen Geschlechtes, bey den Individuen aber ist die Erreichung völlig unmöglich. Nicht einzelne Menschen, sondern die ganze Gattung soll dahin gelangen. Es ist eine tröstliche und erfreuliche Vorstellung, daß die menschliche Natur durch Erziehung immer besser werde entwickelt werden, und daß man letztere in eine Form bringen kann, die der Menschheit angemessen ist; denn sie eröfnet uns den Prospekt zu einem künftigen glücklicheren Menschengeschlecht. B.

208.

Mit der alten Litteratur geht es den Geschäftsmännern, wie den Weibern mit der Musik, die sie oft als Mädchen leidenschaftlich trieben, als Hausfrauen über Gebühr vernachlässigen, als Matronen aber gern wieder hervorsuchten, wenn sie die Noten nur nicht schon zu sehr vergessen hätten und die Steifigkeit der Finger fühlten.

209.

Erinnerung und Erwartung sind die eigentliche Würze der Gegenwart. Es darf daher nicht befremden, daß das Alter selbst der Gegenwart Freuden unschmackhaft findet. Das Gedächtniß ist dann oft zu schwach, um sich vergangner fröhlicher Genüsse zu erinnern, und

das Blut zu kalt, um sich zur Erwartung gleicher Freuden in der Zukunft schneller zu bewegen.

210.

Wie läßt sich die Liebe zur Freyheit im Herzen mit der Ueberzeugung, daß Monarchie die beste Regierungsform sey, zusammen reimen? Vermittelst der Erfahrung, daß erstre in Licenz, letztre in Tyranney ausarten würde, wenn Freyheit nicht die Monarchie vor Misbrauch warnte, und die Monarchie nicht der Freyheit den Weg zeigte, auf dem beyde vereint an Stell und Ort gelangen können.

211.

Wenn ein entfernter Freund etwas unternimmt, das ich nicht für gut halte, so wünsch' ich mich viel lebhafter gleich zu ihm hin, als in Fällen, wo mir sein Betragen Freude macht.

Außerdem, daß das Unangenehme jederzeit stärker auf ein empfindliches Herz wirkt, vielleicht auch permanenter ist wie das Angenehme, so scheint mir der Grund jener verschiednen Gefühle darin zu liegen, daß die Freundschaft, ihrer uneigennützigen Natur gemäß, sich verpflichteter findet, jedes Uebel vom Freunde ab=

zuwenden und ihn gerechtfertigt zu sehen, als seine Freuden im ersten Moment mit ihm zu theilen. Im letzten Fall sieht sie ihn in Sicherheit, beym ersten aber in Gefahr.

212.

Die Heiterkeit des Greises verhält sich zur Heiterkeit des Jünglinges, wie die treflich mit Eisblumen bezeichneten Fensterscheiben zum Blumenbeet im May und Junius. Für das Auge haben beyde eigenthümliche Schönheiten, wer aber die Fensterscheibe berührt, erkältet die Finger, und wer die Lenzblumen pflückt, labt sich an ihrem Dufte — Beyde finden indessen in der heissen Sonne ihren Untergang und die Dauer im Schatten — Schatten ist Mäßigkeit, die länger währen macht — lang aber währt im Leben — Nichts.

213.

In einer Republik müssen besonders die hohen Staatsbedienten nicht die Popularität, und in Monarchien eben so wenig die Rojalität verlieren, um nicht zum Schaden der Regierung des Hauptmittels zur Wirkung auf das Wohl des Ganzen verlustig zu werden.

214.

Im Begrif des Worts **Privilegium**, man mag ihn wenden und drehen wie man will, steckt immer Sünde wider ein Gesetz. Sind Privilegia zwar drückend, aber doch nicht wider die Menschennatur, so lasse man sie unangefochten und suche durch gütliche Entschädigungen ihren Zwang zu mildern — sind sie aber wider die Natur, obgleich uralt, so verkümmre man dem Leidenden nicht sein unnehmbares Recht sie anzufechten, ihre Vorzeigung zu fordern und gegen sie zu klagen —

Schande alsdann dem Richter, der nicht die Gelegenheit ergreift, die Natur in integrum zu restituiren. Ist der Fall mit Privilegien so, wie bey der Donation des Pipins über das Patrimonium Petri, die zwar vielfältig allegirt aber ihrer Nichtexistenz wegen noch nie vorgezeigt worden, so doppelte Schande dem Richter, der im Fall solcher Naturbeleidigung den Beleidiger im Possessorio zu schützen sich kein Gewissen macht.

Cicero (de legibus III. 13.) sagt: scitum est jussum in omnes, und ist daher der Meynung, daß auch selbst das Volk keine Privilegia ertheilen müsse, weil die Stärke des Gesetzes nur darin bestehe,

daß es sich auf jedermann erstrecke. Auch in neuern Zeiten hat Spejes (in der Schrift über die Vorrechte ꝛc.) ausgeführt, daß Privilegia überall unrecht und beleidigend sind.

Man kann aber beyden nicht ganz unbedingt beypflichten. Es giebt nur ein einziges angebohrnes Recht: Freyheit, und dieses muß durchaus nicht gefährdet werden.

Wenn durch ein Privilegium einem Einzelnen etwas zu thun verstattet wird, was vorher allen erlaubt war, so wird es freylich allen übrigen verbothen; dieses ist aber noch keinesweges ein Zustand der Ungerechtigkeit. Man setze: es erfindet jemand im Staat eine nützliche Sache, will sie aber nicht mittheilen, wofern ihm nicht der Nutzen davon auf 10 Jahre ausschlüßlich zugesichert wird. Würde es sich, als allgemeines Gesetz gedacht, widersprechen, wenn einem jeden, der sein Leben auf eine nützliche Erfindung verwendet hat, 10 Jahre den Nutzen davon allein zu ziehen, gestattet würde? Nun hat jeder, der in den Staat tritt, sich verbindlich gemacht, solche Verordnungen sich gefallen zu lassen, die als möglichste Mittel zur Culturbeförderung gedacht werden können, und ist diese nur durch eine Einschränkung möglich zu machen; so kann sich keiner über Verletzung seiner Rechte beklagen, wenn solche Einschränkung eintritt. Mag es in der Welt viele nicht auf dem Staatszweck beruhende Privilegia geben, deshalb sind sie es aber

nicht alle, und die Ungerechtigkeit fließt nicht aus ihrem Begriff. Der Rechtslehrer findet hierin keinen Anstoß, vielleicht der Politiker mit mehrerem Recht. Montesquieu sagt indessen selbst: es führe der Gebrauch der Privilegien auch bey den freysten Völkern der Erde zu dem Glauben, daß es Fälle gebe, wo man der Freyheit einen Schleyer überwerfen müsse, wie man die Bildsäulen der Götter verbirgt. B.

215.

Wenn der Staat ein allgemeines Gute beabsichtigt, kann es wohl schaden, daß ein Privatmann dieses allgemein bezweckte Gute für sich noch eher thut, als der Staat es öffentlich befohlen hat, und sollte die Bekanntwerdung dieser einzelnen guten Handlung der Erreichung des Guten im Ganzen hinderlich werden können? Ists also nicht unrecht, wenn ein Staatsdiener das Publicwerden eines solchen Falles zu verhüten sucht? Verräth diese Verhütung nicht vielmehr eine Abneigung oder gar ein heimliches Widerstreben gegen das allgemeine Gute? Sollte es nicht eine baare Absurdität genannt werden, wenn man während der Erwägung und Verhandlung des großen wohlthätigen Geschäftes das nicht will bekannt werden lassen, was Einzelne darüber denken und zum redenden

Beweise der Ausführbarkeit schon gethan haben — Kann es vernünftige höhere Staatsursachen zu solcher Verheimlichung geben? Heißt dies nicht vielmehr den guten Rath verbieten, um in der Folge Entschuldigungen für eine schlechtgerathne That zu haben?

216.

Das Wort dienen sollte man nie ohne das Wort nützlich werden denken: denn je nachdem ein Dienender seinen Vortheil dem Vortheil des Staates unterordnet oder selbigen ihm nachsetzt, ist er ein bloßer Miethling oder ein ächter Staatsbeamter.

217.

Der allerbest eingerichtete Staatsdienst kann nicht ohne eine Art von Disciplin lange in seiner Ordnung bestehen: vielleicht ist der Militärdienst blos darum nie ganz in Verfall gerathen, ja vielleicht immer besser geworden, weil in ihm der Oberste wie der Unterste der Disciplin unterworfen ist. Wie sehr Disciplin die Erhaltung befördert, sieht man auch in den Klöstern, wo sie so oft die Fehler schlechteingerichteter Ordensregeln gut macht. Disciplin ist der rechte Arm der ausübenden Gewalt, der ihr den todten Buchstaben des Gesetzes le-

bendig, wenigstens leserlich machen hilft. Bey jeder Staatsorganisation sollte jedesmal auch eine disciplinarische Aufsicht über alle Collegia gestiftet werden, die in der Folge die Officianten bewahren würde, nicht aus dem Takt der Methode zu kommen, wenn sie etwa ein Textwort vergessen hätten.

Disciplin ist Disciplin, und diese findet im Staatsdienst nicht statt. Zucht ist, negativ nehmlich, eine Handlung, wodurch man den Menschen die Wildheit benimmt, die unabhängig von den Gesetzen seyn will. Im Staatsdienst ist allerdings eine Controlle und eine Rüge der Pflichtübertretungen nothwendig, beydes aber kann man nicht füglich Disciplin nennen. B.

218.

Da Land- und Stadt-Wirthschaft sich so nahe verwandt sind, daß in der Vorsorge für sie so wenig, wie in der Kinderliebe bey der Erziehung ein Unterschied gemacht werden sollte, so wäre zu wünschen, daß die Verwaltung niemals blos coordinirten Collegien an Einem Ort übergeben würde, weil sonst leicht Collisionen entstehen, die bald den einzelnen Bürgern, bald dem Staat nachtheilig werden können. Sind aber solche Behörden einmal neben ein-

ander gestellt, so wäre es vielleicht ein heilsamer Ausweg, auf den Nothfall einer Polizeyperson die Entscheidung unter dem Beding eigner Responsabilität anzuvertrauen.

219.

Alles wird durch ein M e d i u m gesehen, ob dieses ätherisch (verständig) oder neblicht (leidenschaftlich) ist, davon hängt die Klarheit unsrer Ein- und Ansichten ab. Gäbe es eine sichere Anleitung, die M e d i a nach Belieben zu bestimmen, so ließen sich alle Künste und Wissenschaften allen Menschen gleichgut beybringen: verpflichtet bleibt indessen jeder rechtliche Mensch, sich mit seinem Medio genau bekannt zu machen, damit er nicht dem ihm rundscheinenden Thurm die Wirklichkeit seiner viereckigen Gestalt ableugne. Ich habe Menschen gekannt, denen der Schall eines Worts zum Medio wurde, durch das sie Personen ansahen, z. B. gleiche Nahmen mit einer ihnen verhaßten oder lieben Person. Bey der Verschiedenheit des Glases in unsern Fensterscheiben läßt sich manches nützliche über die Media, durch die wir sehen, denken. —

220.

Wer nicht dient um zu dienen ohne Rücksicht auf hohe Posten, und wer sich, wenn er letztre ohne sein besonderes Hinstreben erreicht hat, auf ihrer Höhe von dem Vergnügen da zu stehen berauschen läßt, der geräth auf den Abweg, theils gefährliche Mittel zu ihrer Behauptung zu ergreifen, theils durch vieles Umschauen nach allem, was ihm etwa dazu behülflich seyn könnte, einen dem Feststehen auf der Zinne gefährlichen Schwindel zu bekommen, und durch ängstliches Herumsehen ein eben so schlechter Staatsdiener zu werden wie der, der sich in seine Aemter und Würden auf mancherley Schleichwegen eingeschwärzt hat.

221.

Die Naivität äußert bey ihren Geburten eine wirklich unbefleckte Empfängniß, sie sind daher ächte Jungfernkinder: sie wird angebohren, und man kann sie sich nicht so wie Unbefangenheit zulegen, oder noch weniger erwerben, wie die Freymüthigkeit zu mancher auf Wegen gelangt, die nicht in der Wahrheit bestehen. Ohne Unschuld giebt es keine wahre Naivität, weil diese auf einer von allen Rücksichten freyen Aeußerung über Personen und

Sachen, mit denen man conventionelle Begriffe zu verbinden gewohnt ist, beruht. Sie erfodert also eine Unbekanntschaft mit diesem Conventionellen, die man beynah allein bey sehr jungen und noch uncultivirten Menschen antrift. Bey der Bekanntschaft mit der Welt und in einem gewissen Alter geht die Naivität leicht in satyrische Laune über, die aber auch nicht auf die Länge ausreicht. Asmus omnia sua secum portans kann zum Exempel angeführt werden.

So viel Eindruck auch die naive Scenen in manchen Schauspielen auf mich machen, so erregen sie doch jedesmal zugleich eine bittre Empfindlichkeit gegen den Charakter des Verfassers, der mir einer Falschheit verdächtig wird, ja ich fühle einen heimlichen Verdruß darüber, die Naivität, dieses Kind der Unschuld, zur Schau ausgestellt zu sehen. Der Finger der Kunst, der die Naivität anfaßt, macht ihr blaue Flecken.

Die Wirkung des Naiven ist stets ein fröhliches Lachen bey denen, die in der Kunst zu scheinen schon geübt und gewitziget sind; und warum soll der Dichter dieses nicht auch, ohne daß er sich einer Falschheit verdächtig macht, vermittelst seiner Kunst zu erregen suchen? Naivität ist Offenherzigkeit aus Einfalt, und wird nicht blos bey sehr

jungen, sondern auch bey Mädchen, die sich der Mannbarkeit nähern, angetroffen, oder auch bey Landleuten, die mit den Stadtmanieren unbekannt sind. Freylich wird nun wohl häufig die auf das Theater gebrachte Naivität, statt gutmüthig und liebevoll belacht zu werden, wirklich ausgelacht, dann aber ist die plumpe Hand des Künstlers Schuld daran, und nur in diesem Falle könnte man sagen, man mache der Naivität blaue Flecken durchs Anfassen. B.

222.

Im Betragen äußert sich ein beträchtlicher Unterschied zwischen Einfalt und Dummheit, jene ist mit einer besondern Herzensreizbarkeit verknüpft, die der Dummheit beynah ganz abgeht, und von ihr nur etwa im Zorn geäußert wird. Am sichtbarsten unterscheiden sich beyde in Fällen, wo es auf Geduld ankommt, an der es der Dummheit gänzlich gebricht, und die die Einfalt in so reichem Maaße besitzt, als kaum der schärfste Verstand aufzuzeigen im Stande seyn würde. Geduld scheint mir fast das Summum des Verstandes und Herzenskraft zu seyn, und verdient die Wurzel aller Tugenden genannt zu werden. Der aus Grundsätzen Geduldige thut so zu sagen einen Blick in den Rath der Vorsehung,

der ihn überzeugt, daß alles nothwendig, mithin auch gut und nützlich, und daß es wahre Dummheit sey darüber zu murren.

In Beziehung auf das Erkenntnißvermögen ist einfältig derjenige, welcher nicht viel mit seinem Verstande auffassen kann, nur an dem Antheil nimmt, was zu seiner engen Sphäre gehört, und nur in dieser seine Augen langsam herumdreht: dumm der, dem es an Urtheilskraft mangelt, und der ohne Theilnahme nur vor sich hinstarrt. Da hier indessen der Herzensreizbarkeit gedacht wird, so ist auch bey der Charakterisirung des Dummen und Einfältigen auf das Begehrungsvermögen Rücksicht genommen. Sollte sich nun wohl Geduld als eigentliche differentia specifica zwischen Einfalt und Dummheit annehmen lassen? Als Wirkung des Verstandes und wahre Tugend, sind beyde ihrer unfähig, als Temperamentseigenschaft können beyde sie völlig gleich besitzen, alsdann aber hat sie als weibliche Tugend keinen eigentlichen Werth. B.

223.

So fürtreflich die Thätigkeit im kleinen und großen Dienst ist, so läuft doch das Volk Gefahr, durch sie Schaden zu leiden, sobald sie nicht vor Uebereilung gesichert wird, denn diese hindert entweder den Anfang, oder unterbricht den Fortgang und nöthigt zu einer Wie-

derholung, die dem Gewinnen des Endes eben nicht ersprießlich ist. Uebereilung steckt die Pflanze, die im Freyen zu ihrer Zeit eine dem Clima und Boden angemessene gute Frucht getragen hätte, unter die Treibglocke, unter der sie ausgeht oder verkrüppelt.

Wie manche Finanzverwaltung wird blos dadurch drückend und minder einträglich, weil man von ihrer heutigen Verordnung schon morgen den reichlichen Ertrag erwartet und fordert, den sie ohne solche Ueberdüngung nach einigen Wochen gewiß reichlicher getragen hätte.

224.

Die Idee oder Erfahrung, die man vom guten Willen eines Menschen hat, veranlaßt mehr Zutrauen zu ihm, als die von seinem großen Verstande, durch welche das Zutrauen oft sogar geschwächt wird, weil man Einwendungen voraussieht die der Hülfsleistung vorhergehen und sie mindern könnten. Der Verstand ist höchstselten ohn' ein gewisses air von Selbstigkeit und Stolz, die den, der aus Leibes- oder Seelenbedürfniß zum andern seine Zuflucht nimmt, demüthigt und oft sogar zum Verzicht auf die Hinlänglichkeit eigner Kräfte zwingt. Giebt es nicht auch Geitzige, die viel Verstand haben, und die nicht eher aufhören

geitzig zu seyn, bevor sich nicht ihr Wille gebessert hat?

225.

Der ärgste Misbrauch der Censurgewalt wird da gemacht, wo man ihre Verbote anwendet, der sittlichen Gesinnung der Pluralität entweder eine andere Richtung zu geben oder sie zu hindern sich von ihren eignen Vortheilen deutlicher zu überzeugen, und eben auf dem Wege der Publicität die böse Absicht des partheyischen Censors einzusehen.

225.

Thätigkeit und Trägheit sind zwey Grundprincipe des Menschen, jene liegt in der Seele, diese im Körper. Je stumpfer der Geist, je unthätiger der Mensch. Die Ueberlegenheit des Körpers ist die Quelle der Trägheit. Der Cretin ist durchaus träge, der Wilde ist thätig, aber nur in Dingen, die er versteht, z. B. in der Jagd. Die Trägheit mancher Künstler zu allen Lebensgeschäften verschwindet, sobald ihr Geist von Gegenständen ihrer Kunst ergriffen wird. Hätte in solchen Augenblicken ihre Seele zugleich das Vermögen z. B. den Pinsel zu halten, sie würden so fort ans Werk gehen und es vollenden. Es

ist daher nothwendig, neben den Seelenkräften auch die des Körpers auszubilden, damit letztere so zu sagen Lust und Geschick zur Thätigkeit erhalten, und diese nicht hindern, das nützliche Uebergewicht zu gewinnen.

227.

Leidenschaften gleichen der Voltaischen Säule, deren Drathberührung die gewaltige Erschütterungen hervorbringt, und die so lange währen, als man den Drath in den Händen behält.

228.

Die Schönheit einer Tugend und die Häßlichkeit eines Lasters genauer zu erkennen und zu bestimmen, untersuche man bey beyden die Eigenschaften des Orts, der Umstände ꝛc. wo sie entsprangen, was sie veranlaßte, was sie umgab, was sie für Folgen hatten, denn ohne diese Vorkenntnisse fällt das Urtheil immer schief oder flach aus.

229.

Da das Gebet schlechterdings ein Glauben an Gott voraussetzt, so könnte man es einen Durchbruch der Empfindung vom Daseyn der Eigenschaften Gottes nennen, an die man sich

in vorliegenden Fällen wendet. Der Verstand allein scheint mir zum Beten unvermögend, und ich glaube, es gehöre eine starke Gefühlsportion dazu, um in den Enthusiasmus des Betens zu gerathen, ohne den ich alles Beten für Lippengeplerr halte.

230.

Große Nachlässigkeit und große Geschäftigkeit können im Dienst beynah gleichen Schaden thun, wenn jene mit vielem Verstande und diese mit Schelmerey vereint ist; im ersten Fall verfault die gute Saat im Boden, im andern überwächst sie das Unkraut.

231.

Gefährlich Kranke, die viel von den angenehmen Beschäftigungen sprechen, die sie nach ihrer Genesung vorzunehmen willens sind, scheinen sich die in ihrem Innersten geahnte Besorgniß zu sterben, durch solche Entwürfe ausreden, oder sie über selbigen vergessen zu wollen. Sollte aber auch der Gedanke, daß der Seele durch Richtung auf neue Plane rc. Lust und Kraft zur längern Gemeinschaft mit dem Körper beygebracht werden könne, ganz ohne alle Wahrheit seyn? Kant sagte einmal im Gespräch über Hufelands Kunst lange zu leben, freylich nur im Lachen, zu mir: „Das Plan-

„machen muß man auch unter die Mittel zur „Lebensverlängerung aufnehmen, denn sind „die Plane gut, so wird einem der Himmel die „Zeit zu ihrer Erfüllung nicht verkürzen.“

232.

Nachdem man sich von der Ueberflüßigkeit der Wiederholungen der Diensteyde überzeugt zu haben scheint, so wird jetzt so vielfältig examinirt als ehemals geschworen wurde. — Könnte nun nicht ein Präsident durch diese Examina den Verstand aller seiner Räthe bald kennen lernen, wenn er das Prüfungsgeschäfte von allen nach der Reihe vornehmen ließe, und ihnen einen Wink über die Gegenstände gäbe? Aus klugen Fragen läßt sich ein sicherer Schluß auf eignes Vermögen zu klugen Antworten machen.

233.

Im Raum und in der Zeit besteht alles. Die Polizey jedes Ortes sollte sich daher um beyde durch Sinne und Verstand bekümmern, um sich die ihr höchstnöthige Kenntniß der Personalität zu erleichtern. Hat sie von diesen 3 Dingen gehörige Notiz, und vermag doch nichts auszurichten, so sind ihre Officianten entweder nicht ehrlich, oder sie sind

ärgre faule Bäuche, wie nach St. Paulus die Creter waren.

234.

Wenn gleich der Eifer, der in dringenden Nothfällen z. B. Feuer = Wasser = Gefahr ꝛc. laut ausbricht, manchmal ein Beweis vom verlohrnen Hülfskopf ist, so ist doch die stille Gleichmüthigkeit bey solchen Ereignissen keineswegs ein Beweis, daß man den Kopf behalten habe. Wer zu dem Fall und in dem Fall einen Kopf hat, muß ihn durch handeln zeigen; oder Kopf haben müßte in etwas anderm bestehen, als in der schnellen Uebersicht des Zwecks und der Mittel zu seiner Erreichung.

Der Ausführungseifer, der den Geist in Bewegung setzt, drängt die leiblichen Organe zur Hülfsleistung, und dieser Drang wird laut, und muß es werden, um vielleicht auf die Glieder der Trägen zu wirken, damit ihre äußere Bewegung auch die innere errege. Wer bey solchen Gelegenheiten den Oberbefehl hat, hüte sich nur, daß nicht der Geist das Blut zu warm mache, lieber wärme das Blut den Geist. Wer in Gefahr von der Pflicht den Kopf zu behalten, sprechen kann, hat ihn gemeinhin schon verlohren, oder wenn er einen hat, nicht Lust ihn zu brauchen.

235.

Das Sprichwort: wo Furcht ist, da ist auch Besserung, trift nicht immer zu. Es fallen im Dienst Revisionen vor, vor denen die Furcht vorausgeht, und denen doch keine Besserung folgt. Vermuthlich aber wohl deshalb, weil der strenge Revisor beym inneren Gefühl sich zu hart ausgelassen zu haben, diese Uebereilungshärte durch Nachsicht bey der Besserung zu vergüten sucht. Streng, hart und zornig sind drey Worte, um deren Sinn sich jeder Untersucher genau bekümmern muß, damit er sie ja nicht für Synonima oder einen bloßen Redner-Climax halte. — Videre verum, atque uti res est dicere möcht' ich die Hauptregel und Pflicht aller Inquirenten nennen.

236.

Die dunkle Schreibart des Persius, J. G. Hamans ꝛc. gleicht einem mit Pfeilen reichlich angefüllten Köcher, in welchen sie aber so tief eingesteckt sind, daß es unmöglich ist, sie mit der Hand, ohne ein Hülfsinstrument, auszuziehen, wodurch aber ein großer Theil ihrer Brauchbarkeit auf der Lebensjagd verlohren geht. Quelques fois on pousse son avis trop loin et autant plus à tort, qu'on a raison —

Diese höchst richtige Bemerkung hab' ich mit Befremden im Montaigne vermißt.

237.

Mich wundert es gar nicht, daß manches immerwährende Einerley der Arbeit die Menschen nicht belästiget. Es liegt ein unzerstörbarer, obgleich oft ganz unbemerkter Keim des Vergnügens im Componiren, geschehe es mit dem Geist oder auch nur mit der Hand. Ein körperliches Geschäft beruhigt daher oft den Geist, den keine Anstrengung des Rafinements zu beruhigen vermochte. Darauf kommt es nur immer an, die schicklichste Composition zu wählen oder zu treffen, um als großer Schriftsteller oder als armer Taglöhner beruhigendes Glück in ihr zu finden. Wer weiß, liegt nicht auch in ihr die nächste oder Hauptursache der älterlichen Liebe, Geduld und Hoffnung zu, mit und auf ihre Kinder!

Liegt im Componiren nicht Mannigfaltigkeit theils in der Verschiedenheit der zu einem Ganzen zu verbindenden Theile, theils in der Anordnung und Zusammenfügung selbst, welche, wenn sie die schicklichste und vollkommenste werden soll, Beurtheilung, Nachdenken und Versuche erfordert?

In der Schriftstellerey findet die wenigste Einförmigkeit statt, wenn auch die zu bearbeitenden

Gegenstände zu Einer Hauptwissenschaft gehören — wie oft muß nicht der Dichter seine Darstellungen und Formen ändern — überall also Mannigfaltigkeit.

Ist es nicht die Abwechselung, welche den durch anhaltendes Denken angestrengten Geist beruhigt und stärkt, indem er zu einer körperlichen Beschäftigung übergeht, die nur wenig Nachdenken fordert, und ihm also Zeit zur Erholung läßt? B.

238.

Wenn es einem auffällt, manche Officianten, die ihr Stand keinesweges zu großem Aufwand nöthigt, und die außerdem wenigere Arbeiten haben, als viele weit schlechter besoldete, doch mit großer Einnahme begabt zu sehen, so kann man sicher annehmen, es sey bey der Fundation ihrer Stelle die reiche Einnahme darum angewiesen, weil die leichtere und sichrere Verwaltung dieses Amtes Ausgaben erfordert, die in keine Rechnung gebracht werden konnten, indem es unmöglich war, sie zu controlliren, oder im Fall man letztres thun wollte, die Unterschleife zu verhüten. — Wendet in der Folge ein so reichlich dotirter Officiant die große Einnahme blos in proprios usus an, so macht er den sonst wohl verdienten Amtslohn zum Sündengelde.

239.

239.

Anordner und Aufseher des öffentlichen Unterrichts könnten aus der achtsamen Durchlesung der civil und criminal Prozeßtabellen manches lernen, was in den Unterricht der Jugend zur Verbesserung des Nationalcharakters aufgenommen zu werden nöthig wäre.

240.

Mit manchen Menschen ist es leichter ein Jahr zusammen zu wohnen, als sie auf wenige Tage zu besuchen. Im ersten Falle ergiebt man sich in ihre Langweiligkeit und existirt blos neben ihnen, im letztern Fall heischt es die sogenannte Lebensart, ihrer Langweiligkeit aus der Noth zu helfen und mit ihnen zu leben. Wer es nicht selbst versucht hat, zeihe meine Bemerkung deshalb keiner Unrichtigkeit.

241.

Da das Leben eigentlich nur ein Gang zum Tode ist, von dem allein man den Einlaß in den neuen Zustand erwartet, sollte man sich denn die unangenehmen Vorstellungen, die man gewöhnlich von ihm hat, nicht dadurch angenehm machen können, wenn man sich das Leben als einen Wettlauf dächte, an dessen Ziel

zwar jeder seine eigne Prämie bekäme, deren frühere Erhaltung aber denn doch, so wie es mit den Belohnungen auf Erden sich ereignet, uns um so mehr erfreuen müßte, als wir andre Mitläufer mit größrer Mühe und später dazu gelangen sähen.

242.

Gute Laune schafft eine Genügsamkeit, die den Genuß auch eines kleinen Freudenantheils ansehnlich vergrößert. Wo sie fehlt, da muß das Schicksal die Freudenanlässe verdoppeln, wenn es sie fühlbar und dafür dankbar machen will. Da aber das Schicksal selbst nicht immer gelaunt ist, um sich nach unsrer Laune bey Freudenzumessungen zu richten, so suche sich jeder so viel gute Laune anzuschaffen, als er vermag, um in jedem pro ut jacet ein Vergnügen zu finden, und hüte sich besonders vor dem Gedanken, daß eine Launenverbesserung unmöglich sey.

Gute Laune ist zwar eigentlich eine Temperamentseigenschaft, und wird dem melancholischen nur höchstselten zu Theil, allein sie kann doch auch wohl eine Wirkung von Grundsätzen seyn, würde sonst wohl Epikur das stets fröhliche Herz als Prinzip der Ethik aufgestellt haben?

243.

Das lange Gewöhnen an eine mittelmäßigglückliche Lage macht einen, der nicht von sehr lebhaftem Temperament ist, beynah unfähig, sich auf der Stelle über eine weit glücklichere Lage zu freuen: die Reminiscenz des vorigen Zustandes mischt sogar noch lange etwas Wermuth in die Süßigkeit des Gegenwärtigen. Eine neue Bestätigung der Lehre, daß alles auf die Gewohnheit ankommt.

244.

Das logische Verboth, vom Kleinen aufs Große zu schließen, kann nicht immer als gültig angenommen werden. Aeußre Ordnung ist unstreitig das Kleinere, innre das Größere, und doch läßt sich vom Mangel an ersterer mit vieler Wahrscheinlichkeit auch auf den Mangel an letzterer schließen. Von einer Polizey, die ihren äußern Beruf vernachlässigt, erwartet man beynah keine gehörige Thätigkeit in den höhern, unsichtbaren Gegenständen. Freylich kann es Fälle geben, in denen ihr die Vorsorge für letztere keine Zeit zur Besorgung der erstern gestattet, indessen thut doch jeder Polizeyofficiant wohl, wenn er nicht durch versäumten Fleiß und Aufsicht fürs Aeußre seine

pflichtmäßige Betreibung des Innern in schlimme Nachrede bringt.

245.

Das Wort vornehm müßte blos in den Grenzen der Geburt und des Dienststandes bleiben, denn wer die Vornehmschaft weiter ausdehnt und sonst noch äußerlich in ihr zuzunehmen sucht, nimmt in gleichem Verhältniß an mancherley Tugenden der Menschheit ab, und stirbt bey dieser Zunahme des moralischen Todes, wie der Wassersüchtige des physischen, bey der Ausdehnung seiner Leibesmasse.

Denkt man sich unter dem Vornehmseyn die Neigung immer oben schwimmen zu wollen, so ist solches nicht ehrenwerth und kann auch in den Grenzen der Geburt und des Dienststandes nicht gebilliget werden. Denn diese Neigung begründet den Hochmuth, und Hochmuth ist a) ungerecht, indem er die Achtung verlangt, die er andern verweigert, und die Achtung anderer beleidigt b) thöricht, indem er Mittel braucht zu Etwas, was nicht werth ist Zweck zu seyn, und c) noch mehr als thöricht, indem er durch den Gebrauch solcher Mittel, die bey andern gerade das Widerspiel seines Zweckes hervorbringen müssen, Unverstand zeigt. B.

246.

Prose und Verse möcht' ich für so verschieden unter sich erklären, wie Mann und Weib es sind. Wer in einem recht vollkommen ist, tritt nie zum andern mit gleicher Vollkommenheit über. Die Vollständigkeit der Zwittergeburt wird in der physischen Natur stark bezweifelt, und in der literarischen sollte man sie gar nicht annehmen. Wer recht schöne lebhafte verständliche Prose schreibt, macht sich eben dadurch zur Poesie unfähig. Diese ist ein Blumenbeet, jene eine blumenreiche Wiese, das Verpflanzen aus der letztern in das erste macht Mühe und ist mißlich, aus dem Garten auf die Wiese glückt es beynah gar nicht.

Wenn Prose den Versen entgegengesetzt wird, so kann man sich unter beyden Schreibarten doch nur die metrische und die ohne Metrum denken, beyde lassen sich erlernen, und warum sollte man denn nicht auch in beyden eine gleiche Fertigkeit erlangen können? Ist vom poetischen Styl, der auch ohne Metrum seyn kann, und vom prosaischen die Rede, so läßt sich der Unterschied doch auch nur im Grade der Lebhaftigkeit finden, und könnte man allenfalls zugeben, daß der, der sich im poetischen auszeichnet, zu mehreren Arten des prosaischen z. B. zum Geschäfts- Lehr- Styl nicht ganz

geeignet seyn dürfte — obgleich es auch hier manche Beyspiele in contrarium giebt. B.

247.

Wie es ein gewaltiger Unterschied ist zwischen nicht vermögen, aber doch wollen, und zwischen nicht wollen, aber doch vermögen, indem letztres oft Ehre und Freude bringt, ersteres hingegen immer unangenehme Empfindungen erregt; so scheint es mir auch gar nicht einerley zu seyn, erst ja und hernach nein, oder erst nein und drauf ja zu sagen, oder sich mehr zum Jasagen als zum Neinsagen zu gewöhnen. Hof- und schwache Leute, wofern dieß nicht in manchem Betracht synonime Benennungen sind, sagen fast immer ja, und müssen sich doch in der Folge oft zum nein bequemen. Ein braver Mann erwiedert oft Nein, um zum thätigen Ja Zeit zu gewinnen, und lieber eine Besorgniß als eine falsche Hoffnung zu erregen, die jederzeit eine traurige Folge hat. Ich halte es daher lieber mit dem, der öftrer Nein als Ja sagt, und glaube, es beschäme einen weniger, sich vom Nein zum Ja zu erholen, als sich vom Ja zum Nein entschließen zu müssen.

248.

Bey der größern Freude im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, fällt mir jedesmal ein General oder Präsident ein, der alle Arbeiten seiner Subalterne nicht allein versteht, sondern auch treibt, aber die ihm nothwendigste, Eine Kunst, Chef zu seyn, über dem kleinern Dienst vernachläßigt, oder aus Zeitmangel nicht ausüben kann.

249.

Das Gefährlichste bey der Monarchie ist ihre gewöhnlichweiche Seite für die rechtswidrigste Artistocratie, von der sie leicht gemisbraucht wird, wie solches selbst das Beyspiel des großen Monarchen Friedrich II. zeigt. Gewöhnliche Regenten merken sie gar nicht, und schlechte finden zuletzt den geistigen Tod in ihr, manche sogar den leiblichen wie z. B. Ludwig XVI. In der Feindschaft der Einzelnen gegen das Gesetz liegt ihr Beeifern, sich über den zu erheben, der die Gesetze giebt, um leztre ganz zu ihrem Vortheil einrichten zu lassen. Ein großer Monarch nutzt die Verstandsaristocratie, besitzt er aber nicht selbst überwiegende Kräfte und ist er nicht gegen die Verstandscoali-

tionen auf seiner Hut, so geräth er leicht auf Abwege, die selbst seine weise Monarchie dem Volke lästig machen, denn auch die Verstandsaristocratie hat Vorliebe für den Despotismus, weil er ihr die Kraft verleiht, das ungehindert auszuführen, was sie nach gehöriger Prüfung für gut und nützlich erkannt hat.

250.

Bey Instituten, die Wohlthätigkeit und Unterstützung der Nothleidenden zur Absicht haben, z. B. Hospitäler, Armenhäuser, Brandversicherungen 2c. sollte dem obersten Vorsteher weiter nichts bezahlt werden, als die Auslage der zur Führung seines Amtes erforderlich gewesenen Kosten; nur die leiblich dabey Dienenden müßten Gehalt empfangen. So wie es höchst üble Folgen hat, wenn der bey solchen Instituten arbeitende Theil offenbar sieht, daß der blos befehlende reichlich, und er nur kärglich belohnt wird, so sieht man dagegen die unbezahlten Obervorsteher sich der Sache gewöhnlich besser wie die hochsalarirten annehmen, vermuthlich aus dem Grunde, weil alsdann nur die sich einem solchen Geschäfte unterziehen, die wahre Lust und Liebe dazu haben, überdem giebt eigne Uneigennützigkeit ein Recht mehr, den Besoldeten zu seiner Pflicht anzuhalten.

Ein baukünstlich prächtig decorirtes Armenhaus zeigt meines Erachtens eine moralische Geschmacklosigkeit; sollte es nicht jedem als etwas weit ärgeres auffallen, wenn den Vorstehern eines Hauses für arme Krüppel Equipagen und Kunstgärten gehalten werden?

251.

Wer bis spät in die Nacht hinein arbeitet, aber sich durch langes Schlafen in den Tag zu entschädigen sucht, wird nie in solchen Fleißesruf kommen, wie der, der früh zu Bett geht, und früh aufsteht. Warum? Weil jeder Unbefangne aus eigner Erfahrung, wenigstens sich selbst, eingestehen muß, daß des Morgens alle Kräfte arbeitfähiger sind, und bey gleicher Anstrengung auch mehr und bessre Früchte wie der Abend bringen. Das aurora musis amica und Morgenstund hat Gold im Mund ist nicht von ungefähr zum Sprüchwort in 2 Sprachen geworden.

Man verwechsele nur nicht den Ruf des fleißigen Arbeiters mit der Wirksamkeit der Arbeiten. Werden die Nachtschwärmer, die die nächtliche Thätigkeit sehen, nicht von ihr reden, und sprechen diese nicht mehrentheils lauter wie die Frühaufsteher? Kommt es bey dem Morgen- und Nachtarbeiten nicht viel auf die Art der Arbeit an? Die Einbil-

dungskraft möchte des Abends wohl am lebhaftesten seyn — nur müßte die Revision, die dem Verstande gebührt, des Morgens nicht vergessen werden. B.

252.

Höchst selten äußert ein durch Stand und Geburt vornehmer Mann im Verkehr mit der niedrigern Menschenklasse nichts von dem jugendlich angewöhnten Glauben an seine vorzüglichere Natur. Der bey weitem größre Theil wird heftig und gebietrisch, sobald der zum Gehorchen sonst gewöhnte den geringsten Widerstand gegen einen auch ungerechten, oder unklugen Uebereilungsbefehl äußert, und scheint Willenlosigkeit für eine Pflicht der geringern Volksklasse zu halten.

253.

Von einem kunsterfahrnen Gemäldebeurtheilen hab' ich die Versicherung gelesen, daß man den Gemälden des Raphael, des Murillo, des Dürer, ihrer Idealisirungen unerachtet, doch jederzeit den Italiäner, den Spanier, den Deutschen ansehe. Ich finde dieses höchst natürlich: denn so wie es mir unmöglich scheint, anders als in seiner Muttersprache zu beten, wie man beten muß, so glaub' ich, würde auch der Mahler, der mit seinen Phy-

sionomieen aus seiner Landsmannschaft ganz heraus gehen wollte, sich zur höchsten Darstellung seiner Gedanken unfähig machen; sollte es ihm möglich seyn, die Eindrücke der Kunst und Natur aus der Jugendzeit, in welcher der Kunstjünger sich zum Kunstmeister ausbildete, bis zum völligen Vergessen wegzuwischen? Genug wenn er nur kein Uebersetzer, kein Abschreiber wird.

254.

Die heftigen Bewegungen, welche von unglücklichen oder doch traurigen Schicksalen in der Seele veranlaßt werden, befördern ihre Stärke und Gesundheit, ja sie würde ohne gewisse Stöße manche in ihr tiefliegende Ideenreihe gar nicht aus sich hervor treten sehen. So ist die Aeolsharfe stumm ohne Windstöße, so geben Olivenbäume, die den Stürmen ausgesetzt sind, das beste Oel, weil die schlechten Früchte abgeschüttelt werden, und nur die recht gesunden bis zur gehörigen Reife an den Zweigen bleiben.

255.

Auch einem geübten Schriftsteller wird es zuträglich seyn, vor dem Beginnen seiner Arbeit etwas in einem klugen Buche zu lesen, sey auch dessen Inhalt ganz verschieden von dem

Gegenstande, über den er zu schreiben gedenkt. Oel ist von ganz andrer Natur wie Eisen, wer aber den widrigen Ton der rostenden Thürangel nicht hören, und das Schloß leicht aufschließen will, muß Schlüssel und Gewinde nicht zu lange ohne Oel lassen.

256.

Wenn ein Faktum einem Verständigen, der es erzählen hört, völlig unwahrscheinlich vorkommt, so ist zu vermuthen, daß Irrthum oder Betrug dabey im Spiel gewesen, welche die Kluft zwischen Wahrheit und Unwahrscheinlichkeit verdecken, aber nicht ausfüllen können.

257.

Auf Temperaments-Tugenden und Fehler muß man beynah' gleich genau acht haben, wenn man von jenen für seinen Charakter Nutzen ziehen, und von diesen nicht sein gänzliches Verderben erwarten will. Denn wenn man den Tugenden nicht durch Ueberlegung zu Hülfe kommt, so werden sie bis zum völligen Verschwinden läßig, und hält man die Fehler nicht durch Nachdenken in Schranken, so nehmen sie dergestalt überhand, daß zuletzt neben ihnen nichts gutes mehr aufkommen kann.

Wem die Natur beyde mitgegeben hat, muß suchen durch Kunstübung in der Tugend die Naturanlage der letzten zu überflügeln, — je dichter die Buche ihre Zweige verbreitet, je weniger kann ein andrer Baumaufschlag in ihren Schatten nachwachsen.

258.

Was man Popularität nennt, besteht eigentlich in der Naturgabe oder in der erlernten Geschicklichkeit, das Schwere einer Sache dem, der sie nicht versteht, so leicht und faßlich zu machen, daß er aus eigner Ueberzeugung oder aus Zutrauen zu dem, der sie ihm vorträgt, sie für wahr hielt, und das von ihm Gefoderte zu glauben oder zu thun sich entschließt. Wer von Natur populair ist, oder sich im Weltgebrauch dazu ausgebildet hat, von dem möcht' ich sagen, er bestreicht seine Worte und Werke mit chinesischem Lack, der dem Hammer und der Hitze in hohem Grade widersteht, statt daß der gewöhnliche weder Stöße noch Wärme aushält, und wenn er abspringt, die matte Grundfarbe sehen läßt. Zum Studio der Popularität gehört besonders auch das Rücksichtnehmen auf die Menschenklasse, mit der man hauptsächlich zu thun hat. Die Popularität eines Redners auf einem Reichstage in Schweden wür-

de gewiß ohne Effekt bleiben, wenn er sie da in eben der Art äußerte, auf die er unter den Dalecarliern alles ausgerichtet haben würde.

259.

Bey Anwendung der großen staatswirthschaftlichen Grundsätze, z. B. Salus publica suprema lex esto etc., muß man äußerst behutsam verfahren, damit ihr mehrentheils ganz offenbarer Positivismus nicht der natürlichen Privatwirthschaft hinderlich oder schädlich werde.

260.

Kritisiren und übersetzen sind zwey gleich schwierige und undenkbare literarische Beschäftigungen. Der Kunstrichter soll verstehen, wie das Werk gemacht werden kann, der Uebersetzer muß all seinen eignen Verstand dem Geiste seines Originals hingeben, und wenn beyde alles gethan haben, was sie zu thun schuldig waren, so hält sie das Publicum doch nur für unnütze Knechte und glaubt, kritisiren und übersetzen sey leichter wie selbst machen, ja es regt sich sogar im fundo animae des ehrlichen Uebersetzers und Kritikers eine heimliche Zustimmung zu

jener Volksstimme, die immer etwas Demüthigendes mit sich führt.

261.

Wenn man Lebens- und Sittenlehren schreibt, muß man generalisiren, weil die Anführung des Specialfalles leicht in Satyre ausartet und von manchen als Pasquill gedeutet wird. Ist man sie im Dienst zu geben verpflichtet, so hab' ich bemerkt, daß die generellen nahmenlosen Zurechtweisungen in Collegiis den Hörern über die Köpfe fahren wie Nebelgewölke, deren Kleideranfeuchtungen ein kleiner Windzug oder Sonnenstrahl wegtrocknet. Ein Präsident dürfte daher wohl thun, sich immer zuerst an der einer Zurechtweisung bedürftigen Person unter vier Augen zu halten. Das Moralisiren in Collegiis sieht nach Furchtsamkeit aus, wenigstens nicht nach wahrem Ernst mit Abschaffung der Fehler. Der Canzelredner mag generalisiren, weil er vermuthen darf und kann, der weit größre Theil seiner Zuhörer laborire an der vorgeworfnen Sünde. Canzel und Präsidentenstuhl sind aber höchst verschiedne Stellen. Der Prediger steht vor der sitzenden Gemeinde, der Präsident hat das Recht, das Sitzen des Rathes zu unterbrechen und ihn zu sich zu rufen.

So klein diese Umstände scheinen, so verändern sie doch auch in diesem Fall, wie in vielen andern, die Sache sehr merklich.

Der treffendste Unterschied zwischen dem Präsidentenstuhl und der Canzel möchte wohl darin liegen, daß zur Cognition des erstern die vollkommnen, zur Cognition der letztern die unvollkommnen Pflichten gehören. B.

262.

Es wäre keine unnütze Arbeit, wenn ein sachverständiger witziger Kopf eine Parallele zwischen dem Geist der Hofmannschaft und des Jesuitismus zöge, und der Welt ihre erstaunliche Aehnlichkeit in Worten und Werken darstellte. Vielleicht erfände dann die mehr unterrichtete Nachwelt eine wirksame Austreibformel für beyde Geister, denn an gasnerartigen fehlt es auch unsern Zeiten nicht, aber wer kennt nicht auch ihre Unwirksamkeit?

263.

Da Büchertitel für die meisten Verleger und Leser eine Witterung oder Lockspeise sind, auf deren Wahl sehr viel ankommt, so wundert es mich, daß ich im Meßcatalogus noch keinen Fallschirm gefunden habe. Was

könn-

könnte unter diesem Aushängschilde nicht alles zur Lehre, Reife und Besserung der Welt, besonders der großen, feil geboten werden, ohne daß man nöthig hätte, dem Titel ungetreu zu werden!

264.

Ob es andern auch so gehen mag wie mir, der sich einbildet, über den Tod andrer Menschen etwas mehr denken zu können, als über sein eignes Sterben? Mir bleibt bey dem Wörtchen Tod, auf mich selbst angewandt, immer dieselbe Dunkelheit, ich mag noch so viel Synonime hervorsuchen, und noch so viel Nebendinge zu Hülfe rufen, als ich will und kann. Die Wörter Tod und Gott haben dieses gemein, daß sich über sie nichts deutliches denken und sagen läßt, nur mit dem Unterschiede, daß dem Worte Gott im ersten Augenblick, wo wir es denken oder aussprechen, sofort das reiche Wort Alles zu Hülfe kömmt, und auf das Wort Tod so fort eine Erinnerung an Nichts folgt.

In der treflichen Recension von Novalis Schriften (Litt. Zeit. 1803. N. 259. ꝛc.) fand ich folgende 2 Allegata: ich weiß nicht woher;

Das ist ein Fall, wo man beym Denken
nichts gewinnt,
Und tiefer dumm nur wird, je tiefer daß
man sinnt.

* *

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er
nur Worte hört,
Es müsse sich dabey auch etwas denken
lassen —

265.

Nach Schleyermachers Grundlinien reiner Kritik der bisherigen Sittenlehre S. 75 stellt der höchstverehrliche Spinoza das Streben, sein eigenthümliches Daseyn zu erhalten, als das Wesen aller beseelten Dinge und als den letzten Grund alles menschlichen Handelns auf; über die Erbsünde macht man keinem Menschen Vorwürfe, und Christus giebt die Liebe zu sich selbst zum Maasstabe der Liebe zum Nächsten an; warum will man denn die Erbliebe zu sich selbst, deren Existenz gewisser wie die der Erbsünde ist, einem zum Fehler anrechnen?

Bis auf die neuesten Zeiten ging der Egoismus seinen Gang still und ungehindert fort, ohne zu schaden, als aber philosophische

Brauseköpfe, wofern diese Benennung nicht ein Bull ist, vom Ich durch Sprachrohre zu reden anfingen, da gellten den andern Menschen die Ohren und man fand das Ich unleidlich, ob es gleich eigentlich nur an denen lag, die es so stentorisch aussprachen, und durch ihr Gekreisch den Freund seiner selbst zum Ichling herabwürdigten, wie der Empfindsamkeit durch die Empfindler auch begegnet war. Ohne die Wissenschaftslehre gelesen zu haben, behauptete ich von je her, daß im Ich mehr liege, als die meisten seiner überlauten Feilbieter wissen, oder seine voreingenommnen Widersacher ihm zugestehen wollen; und glaube auch noch, daß ohne seine Exaltation, die man Enthusiasmus, oft auch Schwärmerey zu nennen pflegt, keine große Thaten, ja ohne seinen gewöhnlichen Antrieb der Thaten überhaupt so wenig werden würden, daß das Menschengeschlecht in Trägheit verfallen und endlich in ihr versinken müßte.

Beschaut man die Sache beym rechten Licht, so findet man bald, wie das Beste von dem, was in der Krieges- und Friedens-Welt geschah, durch Menschen unternommen und ausgeführt wurde, die ihrem Egoismus eine so vernünftige Wendung zu geben verstanden

oder strebten, daß sie ihr Ziel glücklich erreichen konnten: und den Lohn der Nachwelt in großen Beynamen erhielten: denn die Titel Africanus, Euvergetes, Philosophus ꝛc. bezeichnen doch nur das, was diese Menschen mit einer persönlichen Vorliebe für die Sache, und also par exellence trieben und thaten.

Aechter Egoismus ist der Neigungsreiz, der uns antreibt, Dinge und Personen dergestalt in unsern eignen Wirkungskreis zu ziehen, daß sie diesem oder jenem unsrer Zwecke freywillig oder unvermeidlich förderlich seyn müssen. Er ist daher so sehr entfernt von der Sucht sich zu isoliren, daß er sich vielmehr um das Wohlbefinden seiner Nebenegoisten sorgfältig bekümmert, um sie nicht zu reizen, seinem eignen in den Weg zu treten. Der Unterschied zwischen dem geitzigen und dem guten Wirth, die beyde auf Gewinnstvergrößerung ausgehen, ist kaum einleuchtender, wie der zwischen dem wahren und falschen Egoisten, der sich anfangs lächerlich macht, und am Ende um die ihm vortheilhafte Kundschaften bringt.

Das Gefühl, nicht ohne andrer Hülfe bestehen zu können, und fremdes Intresse deshalb äußerst schonen zu müssen, scheint dem

Egoismus instinktartig eigen zu seyn, und aus ihm das Bestreben zu entspringen, seinen Vortheil in den Hintergrund zu stellen, und den der andern vortreten zu lassen. Es pflegen daher die ärgsten Ichlinge am lautesten gegen den Egoismus zu declamiren, und hinter dem vorgehangnen Schilde allgemeiner Menschenliebe den häßlichsten Wucher mit ihrer Selbstliebe zu treiben. Bey all meiner Liebe und Hochachtung für J. J. Rousseau machen verschiedene Züge seines außerschriftstellerischen Lebens ihn mir dieser Ichlingschaft verdächtig.

Ichsliebe und Menschenliebe sind also die zwey Punkte, zwischen denen die gerade Linie des glücklichen und guten Menschenlebens sich von festen Händen ziehen läßt — wenn die Finger zittern, nehme das Lineal positiver Mittel zu Hülfe.

Die Geschlechtsliebe und der Egoismus haben es mit einander gemein, daß es von ihrem haushälterischen Gebrauch abhängt, ein Gut und Glück der Menschen zu bleiben, so wie sie es ursprünglich sind. Der Egoismus ist das Punctum saliens, aus dem das Glück ehelicher Liebe sich entwickelt. Denn dadurch, daß Mann und Weib Eins werden, bekommt

ihr beyderseitiger zusammenschmelzender Egoismus eine Kräftigkeit, die er einzeln nicht haben würde, und die in der Folge das häusliche Glück über jede andre Glückseligkeit erhebt.

Der hochberühmte public spirit und der noch bekanntere esprit de corps sind nichts als der Egoismus der Pluralität, den aber leider oft seine unverständige Richtung hindert, die Wunder zu thun, die er bey gehöriger Rektificirung zum Besten des Schönen und Guten thun könnte, ohne welche er aber gefährlicher wird, als er im Singulari werden kann. Sollte nicht der Egoismus der Corporationen eigentlich von der Egoisterey ihrer Vorsteher herkommen, die aus persönlicher Eigennützigkeit und Eigenwilligkeit die Kräfte des ihrer Leitung anvertrauten Egoismus der Pluralität in eine unzeitige Gährung bringen, deren Dämpfe erstickend werden?

Ohne wahren Egoismus ist man auf dem Wege, ein Kraftverschwender zu werden, oder wenigstens einen inhumanen Gebrauch von seinen Kräften zu machen.

Bey der Erziehung der höhern Stände sollte man vorzüglich auf die Bildung und

Richtung des Egoismus ihrer Individuen Acht haben, und ihn zum Mittel zu machen suchen, ihr Betragen gegen die zum Gehorchen mehr bestimmte Classe in pflichtmäßigen Schranken zu erhalten.

Die mancherley heimlichen Krankheiten, die die Egoismuszergliederer in ihm entdeckt zu haben glauben, und vor deren Ansteckbarkeit sie in Anwandlungen eines eben so schiefgefaßten als an sich gar nicht zu verwerfenden Mysticismus warnen, finden sich nicht in seiner Natur, sondern in zufälligen Corruptionen des Ichs. Ist es die Schuld der Venus-Urania, daß es auch eine Venus pandemos giebt?

Ich denke, es leuchte aus meiner Rhapsodie hervor, daß der Egoismus einer feinen Pflanze gleicht, die sorgfältiger Wartung bedarf, um das geile Ausschossen zu verhindern, das die Blätter hart macht und zum nahrhaften wohlschmeckenden Gebrauch verdirbt. —

Schon Hagedorn sagt:

Die Liebe zu uns selbst, allein die weise nur,
Ist freylich unsre Pflicht, und Stimme der Natur.

Die Selbstliebe schätzt ihre Vollkommenheiten nach ihrem wahren Werthe, und befolgt in ihrer Beför-

derung das allgemeine sittliche Naturgesetz, indem sie sich nicht ausschließend zum Zweck ihrer Handlungen und Bestrebungen macht, sondern sich auch durch Beförderung fremder Vollkommenheit zu veredeln und zu beglücken sucht, und in so fern nur giebt Christus die Liebe zu sich selbst auch zum Maaßstabe zur Liebe des Nächsten an.

Von dieser Selbstliebe ist der Egoismus, sowohl der logische, der es für unnöthig hält, sein Urtheil am Verstande anderer zu prüfen, als auch der ästhetische, dem sein eigner Geschmack schon gnügt, nicht minder der praktische oder moralische, der alle Zwecke auf sich allein einschränkt, und der nur in dem, was ihm nützt, Nutzen sieht, sehr weit unterschieden.

Spinoza's Streben, sein eignes Daseyn zu erhalten, geht blos auf die Erhaltung der Würde der geistigen Natur des Menschen und ist mit dem Egoismus gar nicht zu verwechseln.

Man findet das Ich nur da unleidlich, wo es das Ich des andern empfindlich zurückdrängt, und ihm so zu sagen auf die Füße tritt.

Den Enthusiasmus, der zu den heldenmüthigsten Aufopferungen sich erhebt, immer exaltirten Egoismus zu nennen, halt' ich für eine Sünde wider den heiligen Geist, und nicht für eine der kleinsten.

In ter Liebe gehört das dem Egoismus an, was ihr als Bedürfniß anklebt — die Venus Pan-

demos — das Göttliche der Venus Urania strahlt vom Glanze des Gemeingeistes.

Der Egoismus wächst wie die großblättrigen starken Pflanzen nur auf sumpfigem Boden, und nur erst dann, wenn er durch das Vermodern der Pflanzen fest geworden, kann man erwarten, daß er Blumen und Kräuter zur allgemeinen Ergötzung und Benutzung tragen werde. B.

266.

Das liberale Denken und die pedantische Sinnesart sind ein Paar so arge Feinde, daß, wenn sie in Collegiis zwischen dem Präsidenten und den Räthen sich einnisten, der Dienst unendlich leiden muß. Sie führen gemeinhin den Krieg auf Tod und Leben, und verdrehen durch ihre wechselseitigen Stöße die Methode dergestalt, daß sich bey den Regierten nichts dadurch ausrichten, und der innere Zank der Befehlenden den Haß der Gehorchenden nach sich zieht.

267.

Die höfliche Furchtsamkeit mancher Menschen kömmt keinesweges vom demüthigen Gefühl ihrer Schwäche, sondern von der hohen Ueberzeugung ihrer Ueberlegenheit und dem Widerwillen gegen die Gewalt andrer her, die

ihrer Kraftäußerung Schranken setzt, daß sie sie nicht nach ihrem Wissen oder Willen brauchen können. Finden sich so gesinnte Menschen unter den Subalternen eines Collegii, so hat man Ursache, sich vor ihnen zu hüten, ihr verhaltner Grimm kann arge Explosionen veranlassen.

268.

Da das nördliche Clima das Nacktgehen nicht erfodert, und die conventionellen Sitten es für unanständig erklären, so frägt sich: ob es nicht unsittlicher für das Auge des Zuschauers und nachtheiliger sey, sich in Nacktheit zu maskiren, als wirklich nackt zu erscheinen? Im letztern Fall würde des Kleiderlosen Unverschämtheit einen beleidigenden Anstoß geben und sich dadurch gehäßig machen, im ersten zeigt die Nacktheitsmaske, daß man das Unschickliche der Kleiderlosigkeit kennt und es nur zu bemänteln sucht. Kuckt aber nicht zu oft unter diesem Mäntelchen eine Geneigtheit hervor, bey Gelegenheit auch mehr als die conventionelle Blöße seiner Person zu zeigen?

269.

In keiner mir bekannt gewordenen Vertheidigung der Preßfreyheit hab' ich die praesumtionem iuris et de iure (rechtliche Vermuthung) angeführt gefunden, daß der erste, der seine Obrigkeit dahin brachte, ein Censurreglement zu geben, ein Mann gewesen sey, der entweder des durch die Publicität aufgedeckten Fehlers offenbar schuldig war, oder der bey äußerlicher Unschuld die Fähigkeit, ihn zu begehen, im Herzen lebhaft fühlte. — Ein ganz Unschuldiger war er gewiß nicht. In der Folge hat man in den Abstractis Religion — Sitten — Staat einen Vorwand zum Preßzwange gesucht. Man sehe nur die Drucksachen an, über welche Censuruntersuchungen am lautesten angestellt werden, ob nicht immer Menschen drin vorkommen, die ihre Persönlichkeit für beleidigt halten — und ob sie nicht mehrentheils ganz unterbleiben, wenn nur die Nahmen des Staats, der Religion, des Sittlosen nicht genannt sind. Der ungehinderte Verkauf so vieler höchst freyer, und die heftige Inquisitionen über manche weit bescheidnere, aber persönlicher treffende Bücher, beweisen obiges deutlich. Ich glaube daher noch immer an die Nothwendigkeit

und Unschädlichkeit der uneingeschränkten Preßfreyheit, wenn nur Drucker oder Verleger den Nahmen des Verfassers wissen, um letztern zum Beweise seiner Angabe nöthigen, und wenn er darin succumbirt, ihn bestrafen zu können.

Da es einen Misbrauch der Preßfreyheit giebt, so muß ihm von Seiten der Polizey entgegen gearbeitet werden. Unsittliche Schriften und Bilder, die die Schaam tödten, sind doch wohl durchaus nicht zu dulden; kann aber die Polizey ihrer Erscheinung auf eine leichtere Art vorbeugen, als wenn sie solche durch die Censur verhindert? Darf vielfältiger Misbrauch einer Einrichtung ihren Gebrauch stöhren? B.

270.

Es ist zwar gut, daß große, im Staatsdienst stehende Herren sich mit den schönen Geistern ihrer Zeit in persönliche Bekanntschaft setzen, doch möcht' ich es keinem rathen, einen von ihnen zum häuslichen Umgange oder gar zur Vertraulichkeit zuzulassen. In dem Moment, wo der vornehme Mann sich mit ihnen so zu sagen al pari stellt, fangen die Schöngeister gemeinhin an, sich ihrer Ueberlegenheit sicher zu halten, und versuchen es bald, die Rolle mit ihm zu wechseln; läßt er sie dann

sein bürgerliches Uebergewicht nur im mindesten fühlen, so läuft er bey diesem höchst reizbaren Geschlecht Gefahr, verkehrte Urtheile über sich ergehen zu hören. Man wende mir nicht Virgils und Horazens Beyspiel ein. Der Umgang in Rom und der bey uns hatte gewiß höchst verschiedne Regeln und Gewohnheiten, und Ovid scheint auch schon damals die Grenzen überschritten zu haben.

271.

Menschen, die die Tödtlichkeit ihrer Krankheit kennen, scheinen Beruhigung und sogar Genesungshoffnung zu schöpfen, wenn man, ohne von ihrem Uebel Notiz zu nehmen, mit ihnen über Dinge spricht, die noch weit ausgesetzt sind, und sie dabey als Theilhaber annimmt.

272.

Je öftrer ein Dienstmann den Aktenstoß aus den Händen legt, je schwerer findet er sein Gewicht bey jeder neuen Aufhebung. Sollte nicht in der heimlichen eignen Misbilligung des Aufschubes der Verdruß liegen, der sich in der Folge auch auf die Sache erstreckt, indem man ihn von seiner eignen Person, die er billig treffen sollte, ableitet?

273.

Das bekannte dixi et liberavi animam meam gleicht dem leidigen Händewaschen des Pilatus so oft, als dem Dicenten die Pflicht obliegt, auf die Befolgung des Gesagten zu sehen und zu halten, und er selbige unterläßt oder versäumt, weil er alsdann seines Klugredens unerachtet sich als ein Heuchler oder Schwächling beträgt. Was in solchem Fall von Privatpersonen gilt, gilt mit noch größerem Recht vom Staat, wenn er Verordnungen ins Land laufen läßt, ohne auf ihre Erfüllung ernstlich zu halten. Solche tönende Reglements sind Parforcejagden ohne Piqueur, der Hirsch wird den Hunden überlassen, die mit dabey verwildern — o der doppelt zu bedauernde Hirsch!

274.

Ein anderes ist es, den Laden nicht weit öfnen, um der Zudringlichkeit von Leuten, die viel besehen, wenig kaufen und schlecht bezahlen, auszuweichen, ein andres ihn geschlossen zu halten, um die Dürftigkeit des Waarenlagers zu verdecken. Eben so ist es etwas anderes, wenn ein Mensch aus Zurückhaltung schweigt, oder wenn er wenig spricht und ant-

wortet, weil er wenig weiß. Beyde Kaufleute können aus gleicher Vorsicht und Schlauigkeit so verfahren — und sich rechtfertigen. Besitzt der aus dem letzten Grunde Schweigende Weltmanier,a und Conversationsgabe, so wird es im Umgange schwerer, ihn von dem blos Zurückhaltenden zu unterscheiden, als durch das Ladenbesuchen die Lagerverfassung der Kaufleute zu schätzen.

275.

Je kleinfügiger die Geschäfte sind, die einem hochbetitelten Amte oder Collegio aufgetragen werden, je mehr verliert es an Achtung beym Publico, das diese Hoheit und Niedrigkeit in Einer Person nicht zusammen reimen kann, und daher oft die Anwendung der hohen Gewalt auch bey niedrigen Vorfällen für übertriebne Strenge erklärt. Seitdem der Nahme eines Polizeybedienten bis auf den Karrenmann und den Schlichter unwichtiger Poissardenhändel ausgedehnt worden; hat man zu vergessen angefangen, daß die Polizey die alma mater aller Regierungs=Weisheit und Künste ist.

276.

Den Ausdruck: aller Anfang ist schwer, hat man zum Sprüchwort gemacht; der, daß aller Anfang lehrreich sey, verdient es wahrlich nicht weniger. Denn wenn man in allen Lebensfällen und Lagen, die schon permanent sind, oder es zu werden den Anschein haben, sich des Zeitpunkts erinnert, in dem sie ihren Anfang genommen, so kommt man bald auf ihr Wie? und Warum? Und durch die Beantwortung dieser zwey wichtigen Fragen auf den rechten Weg zur Stärkung und Hülfe oder zum Trost, zur Besserung und Geduld. Der weise und so oft misverstandne Macchiavel giebt daher in seinen viel zu wenig bekannten Unterhaltungen über den Livius allen Regierungen die Lehre, von Zeit zu Zeit auf ihre erste Constitution freywillig zurück zu gehen, um nicht zu weit von ihr abzukommen, durch diese Entfernung aus der Art zu schlagen, und eben dieser Anfangsvergessenheit wegen einen Fremden auf den Einfall einer solchen Zurückführung zu bringen.

277.

277.

Sonnenstrahlen, wenn sie auf den Schnee fallen, wirken so auf die leiblichen Augen, wie das Licht der Wahrheit, das die Unschuld anstrahlt, auf das Herz wirkt. Schwachen Augen und Herzen verursacht beydes eine beynah schmerzhafte Empfindung, den gesunden gewährt es einen herrlichen Anblick.

278.

Ich habe die empfindelnden Menschen, die man so oft zur höchsten Ungebühr mit den empfindsamen verwechselt, mit den Castraten des Hühnerhofes verglichen gefunden — dem ist nicht also: denn letztre gewinnen durch die Verstümmelung schönere Federn und zartere, besserschmeckendes Fleisch — ist und wird aber nicht alles an den empfindelnden Menschen schlechter, als es bey den natürlichen Menschen war?

Empfindsamkeit ist ein Vermögen und eine Stärke, den Zustand der Lust sowohl als der Unlust zuzulassen oder auch abzuweisen, und hat also eine Wahl. *Empfindeley* dagegen ist eine Schwäche durch Theilnehmung am Zustande anderer, die gleichsam auf dem Organ des Empfindeln-

den nach Belieben spielen können, sich auch wider Willen affiziren zu lassen. B.

279.

Zu den schweren Pflichten des reichen Mannes rechne ich die Erweiterung des Freudenkreises, die nicht immer große Annehmlichkeit für das sie veranstaltende Individuum hat, deren Unterlassung aber den Verengerer jederzeit in den Ruf des Geitzes, und selten ohne Grund bringt, indem sich bey genauer Untersuchung der manchmal damit verknüpften Unannehmlichkeiten viele Mittel zeigen, eine große Anzahl von Menschen vergnügt zu machen, ohne ihre Freude persönlich theilen, oder mit seiner eignen Person bezahlen zu dürfen. Jede Mittheilungsscheu artet, wenn ihr nicht früh und stark entgegen gearbeitet wird, in Geitz aus, der gleich der Wasserscheu unheilbar ist.

Die Sehnerven des Geitzigen scheinen sich keineswegs in Einen Punkt zu vereinigen, denn er sieht mit dem einen Auge das, was er giebt und thut, für sehr groß, und mit dem andern die Noth des Hülfsbedürftigen für sehr klein an.

Obige Bemerkungen würd' ich in Petto behalten haben, wenn ich nicht das Bemühen, Menschen froh zu machen, für eine Hauptpflicht des Lebensdienstes und den Geitz für die wuchernde Wurzel alles Uebels hielte. Wer weiß es nicht, daß alle Geitzige auch Lügner sind, und daß der Fortschritt vom Lügen zum Stehlen sehr leicht ist, wenn gleich die Schwürigkeit, alle diese Verbrecher vor Gericht und zur Strafe zu ziehen, die stummen Sünden der Geitzigen in einen Hintergrund stellt, der sie den Augen entzieht, so daß es nicht befremden kann, wenn die Justiz, die so manchen kleinen Gelddieb sorgfältig hängt, die großen Freudendiebe laufen lassen muß.

280.

Jeder Parisbesucher schreyt über die unverzeihliche Sorglosigkeit gegen die Feuersgefahr, der die Nationalbibliothek ausgesetzt ist; sollte man nicht berechtigt seyn, über die Sorglosigkeit jeder Regierung ein Wehe auszurufen, so oft sie die von allen Verständigen des Publicums für ausführbar erklärten Vorschläge nicht bemerkt und noch weniger selbst befördert?

Beschluß.

Die mehrseitige Untersuchung einer Sache trägt zwar, wenn sie ohne Tavtologie und Polypragmosie angestellt wird, manches zu ihrer richtigern Bestimmung bey, und ich hätte daher den Bemerkungen meines Freundes B. meine anderweitigen entgegen setzen sollen, um dem litterarischen Schöppenstuhle vollständige Akten prozeßordnungsmäßig zu schaffen, da aber laut dem Titelmotto dieses Büchleins

dem Scharfblick kleine Spuren gnügen,
das übrige auch sicher zu erkennen;

so werden meine gewünschten Leser wohl ohne Re- und Duplic das Recht im Pro oder im Contra auffinden und ein Urtheil sprechen können, von dem sie, selbst im unbilligsten Fall, keine antikritische Appellation an einen besser unterrichteten Pabst zu besorgen haben.

theyische Theil des Publicums sich ermannte und den Patenthelden zu beweisen suchte, daß unaufhörliches Sprechen von Parade und Feldmanövern eben so gut Pedanterie sey, als Buchstabenkritteley und monotonisches Gespräch von Dienstbegebenheiten.

Ob nun gleich die Welt an diesen drey Gattungen von Pedanterie Hindernisse genug am Fortschritt in der Denkliberalität hatte, so haben doch in den neuesten Zeiten die angeblich Frey- und Klargesinnten ihr noch eine vierte zugefügt durch die Pedanterie der Schöngeisterey, die ihr Wesen beynah ärger wie ihre Vorgängerinnen treibt, oft der Art der ersteren zuwider nicht auf Kleinigkeiten einen großen Werth legt, sondern das Wichtigste in Kunst und Wissenschaft mit ungebührlicher poetischer Licenz als kleinliche Nebendinge behandelt, und doch durch die intolerante Behauptung, daß die schönen Künste und Wissenschaften die einzige Region sind, in welcher ein liberaler Geist frey athmen könne, sich allein im Recht und Besitz des Betriebes der liberalen Denkungsart wähnt.

Die schlimmste und gefährlichste Eigenschaft dieses schöngeisterischen Pedantismus ist seine leichte Vermischung mit allen andern Gattungen von Pedanterie, die er gähren und so stark aufbrausen macht, daß man vor Schaum schwer beurtheilen kann, wie viel reiner Liberalitätsmost im Fasse vorhanden sey.

Zum Glück kann indessen dieser schöngeisterische Nordschein den Augen, die sich an das reine Tageslicht der Liberalität gewöhnt haben, nichts schaden, so bald sie auf seine Fota Morgana nur nicht achten, und ihres Weges fortgehen, denn diese Professionsschöngeisterey gleicht den Nebeln, die dem trocknen Lande manchmal das Aussehn von überschwemmenem geben, durch die aber der des Weges gewisse Wandrer sich nicht verleiten läßt, auf Umwegen nach einer nicht existirenden Brücke zu suchen.

(Pedant ist nicht sowohl derjenige, der nur von seinen Geschäften zu sprechen weiß, und durch das ausschlüßliche Gerede davon lästig wird, als vielmehr der, der bey öffentlicher Mittheilung dessen,

was er gelernt hat, den Zwang der Schule verräth, Peinlichkeit in Kleinigkeiten und Formalien äußert, und durch die scheinbare Verheimlichung seiner Selbstzufriedenheit lächerlich wird.) B.

282.

Der Glaube an sich selbst scheint mir sehr erlaubt und nützlich, wenn er mit guten Werken für andre verbunden ist. Lieferten die Erzpoeten uns wirklich schöne Gedichte, wer würde ihnen den Glauben an ihre poetische Poesie verübeln?

283.

Wer das Wort Zeitvertreib erdachte, um eine gewisse Art von Zeitanwendung damit zu bezeichnen, hat als ein rechtlicher Mann vor der Schlange unter den Rosen gewarnet: denn da man doch nur Dinge, die man für unnütz, verächtlich oder wenig werth hält, zu vertreiben sucht, so legte er in jenes Wort einen Wink, daß man beym Vertreiben der Zeit, diesem Edelsten, was der Mensch nächst dem Verstande hat, höchst vorsichtig verfahren müs-

se. Ein Zeitvertreibsucher macht sich daher immer verdächtig, daß er den Werth der Zeit nicht kennt, oder nicht erwogen hat, mithin nicht weiß, wie ihre einzige richtige Anwendung im nützlichen Gebrauch besteht. Bey einem verschrobnen, kranken oder sehr einfältigen Menschen befremden mich Klagen über Langeweile nicht; jeder andre aber, dem die Zeit lang wird, ist entweder faul, oder weiß überhaupt nicht, was er haben will.

(Der einfältige Mensch ist gemeinhin auch leblos und klagt daher nie über Langeweile, die nur dem eine Last wird, der sein Leben fühlt und sich bemüht, diesen negativen Schmerz aus der Zeit zu entfernen.) B.

284.

Man ist der Meynung, daß gute Schulen und gute Wege die Landescultur befördern, doch sicher nur da, wo für beyde gleich gesorgt wird. Im Neapolitanischen sind die Wege fürtrefflich, die Schulen aber erbärmlich, und der herrlichste Boden trägt wenig Früchte.

(Ich glaube, daß auf die Bodencultur die Schulen geringen Einfluß haben, daß es dabey mehr auf Mutter- als Schulwitz ankomme, und daß die schlechte Fruchtbarkeit in Neapolis allein der Regierung zur Last fallen müsse, die so viel Boden in todter Hand läßt, in der nichts lebendig wird.)

B.

285.

Der Witz der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft scheint vom Witz des Verstandes merklich unterschieden zu seyn, so daß man einen ohne den andern besitzen kann. Hieraus erkläre ich mir, warum Kenner einem berühmten Schriftsteller, der ein Meister in Ansichten und ihrer Darstellung war, so oft die gründliche Einsicht abgesprochen haben. Der Scharfsinn sucht beyde Arten von Witz unter Einen Hut zu bringen, oder ist das Resultat ihrer regelmäßigen Vereinigung.

(Gründliche Einsicht beruht nicht auf Witz, und der Scharfsinn, der sowohl dem Witz als der Urtheilskraft eigen seyn kann, verrichtet nirgends Copulationsgeschäfte. Wortspielwitz ist schaal, und die Jagd auf ihn ekelt gründlichen Köpfen an.) B.

286.

Man hat seit einigen Jahren sich des Ausdrucks: ich werde zu sterben wissen, so oft bedient, daß ich etwas über ihn zu sagen nicht für ganz überflüssig halte. Nimmt man die Worte in ihrem gewöhnlichen Sinne, so scheinen sie mir hier ohnsinnig angebracht, denn man weiß nicht was Sterben ist, kann es daher auch nicht lernen, und also noch weniger wissen, wie man es machen soll. Die mehresten bedienen sich wohl seiner als einer bloßen Redensart (façon de parler), der man ihrer Gewöhnlichkeit wegen die Prahlerey verzeiht, die in ihr steckt. Warum sagt man nicht lieber: ich mach' mir nichts aus dem Leben, oder: ich bin bereit zu sterben? Besorgt man etwa bey der Deutlichkeit dieser Versicherung von denen, die sie hören, und die vom Sterben gewöhnlich eine strengere Idee haben, über ihrer Unwahrheit ertappt zu werden? Zu sterben weiß eigentlich Niemand; in jedem Moment dazu bereit zu seyn, möchten wohl einige verstehen. Wäre es nicht gut, wenn man tropische, oder doppelsinnige, oder

gar nonsensicalische Redensarten von allen wichtigen Menschheitsangelegenheiten ganz entfernte, und bey ihnen nur ganz bestimmte zuließe? Es wäre Ein Schritt näher zur Wahrheit, ohne deren Allgemeinwerdung kein Heil auf Erden zu erwarten ist.

(Der Ausdruck: ich werde zu sterben wissen, scheint mir den Vorwurf der Nonsensicalität nicht zu verdienen, er muß nur nicht bloß auf das Körperliche gezogen werden, indem er geistlich gerichtet seyn will, und sich auf den Muth, den Schrecken des Todes trotzen zu können, bezieht, so wie der Ausdruck: zum Sterben bereit seyn, auf eine Ergebung hinweist, die vorzüglich bey den Lebenssatten angetroffen wird.) B.

Beschluß.

Die mehrseitige Untersuchung einer Sache trägt zwar, wenn sie ohne Tavtologie und Polypragmosie angestellt wird, manches zu ihrer richtigern Bestimmung bey, und ich hätte daher den Bemerkungen meines Freundes B. meine anderweitigen entgegen setzen sollen, um

dem litterarischen Schöppenstuhle vollständige Akten prozeßordnungsmäßig zu schaffen, da aber laut dem Titelmotto dieses Büchleins

dem Scharfblick kleine Spuren gnügen,
das übrige auch sicher zu erkennen;

so werden meine gewünschten Leser wohl ohne Re- und Duplic das Recht im Pro oder im Contra auffinden und ein Urtheil sprechen können, von dem sie, selbst im unbilligsten Fall, keine antikritische Appellation an einen besser unterrichteten Pabst zu besorgen haben.

Verbesserungen.

Seite 18 Zeile 5 v. unt. statt Einnehmer l. Einnahme.
— 22 — 2 wird weil weggestrichen.
— — — 4 — zufinden weggestrichen.
— 26 — 2 st. keine lies eine.
— 31 — 4 st. das erstere l. des ersteren.
— — — 9 st. dieses l. diese.
— 40 — 10 st. Routiner l. Routinier.
— 43 — 9 st. verbirgt l. verbiegt.
— 51 — 5 st. ? ein .
— 60 — 15 st. benichtigen l. berichtigen.
— 62 — 7 st. jene l. jede.
— 67 letzte Zeile, st. Geschäftszwang l. Geschäftsgang.
— 80 Zeile 4 st. Hoffaustern l. Hofaustern.
— 190 — 7 st. eine Regel l. ein Regal.
— 223 — 1 st. flammen l. klammern.
— 247 — 6 v. unten, nach kann er.
— 283 — 2 st. im l. ein.
— 308 — 20 hinter zu der.
— 310 — 23 — und der.
— 333 — 13 st. hielt l. hält.
— 334 — 12 st. undenkbar l. undankbar.
— 337 — 2 st. Reife l. Strafe.
— 338 — 10 st. reiner l. einer.
— 341 — 18 st. wenn l. wem.

Kleinere Fehler wird man übersehen.

Verbesserungen.

Seite 15 Zeile 5 v. unt. statt Einschnitt l. Ein-

Verbesserungen.

Seite 18 Zeile 5 v. unt. statt Einnehmet l. Ein- [illegible]

— 22 — [illegible]

— — — 4 — [illegible]

— [illegible] — 2 [illegible]

— [illegible] — 4 [illegible]

— — — 9 [illegible] l. Viel.

— [illegible] — 16 [illegible]

— [illegible]

— [illegible] — 13 [illegible] l. berichtigen.

— [illegible] — 17 letzte Zeile [illegible] l. Ge- schäftigen.

— [illegible] — 4 [illegible]

— 106 — 7 [illegible]

— [illegible] — 1 [illegible]

— [illegible] — 4 [illegible]

— [illegible] — 2 [illegible] l. [illegible]

— [illegible] — 20 [illegible]

— [illegible] [illegible]

— [illegible] [illegible]

— [illegible] — 2 [illegible] l. unbekannt.

— [illegible] — 2 [illegible]

— [illegible] — 10 [illegible] l. [illegible]

— [illegible] — 13 [illegible] l. [illegible]

Kleinere Fehler wird man übersehen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scheffner, Johann George,

Gedanken und Meynungen über Manches im Dienst

[Königsberg] 1804

Pol.g. 347
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769154-8